BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Becker, Wilhelm Gottlieb

W. G. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen auf das Jahr ...

Bd.: 1815 = 25

Leipzig 1815
Res/P.o.germ. 1442 p-1815
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11045046-2

P. o. germ
1442
P(1815



11045046

P. o. germ.

1442 F

Exemplum

11045046

11045046



*Ramberg. del.:* *A.W. Böhm. sc.:*

110450460

W. G. BECKER'S

# Taschenbuch

zum

# GESELLIGEN VERGNÜGEN.

Herausgegeben

von

## Friedrich Kind.



Fünf und Zwanzigster Jahrgang.

1815.

*Mit Königl: Sächsischem allergnädigstem Privilegio.*

LEIPZIG

bei Joh. Friedr. Gleditsch.

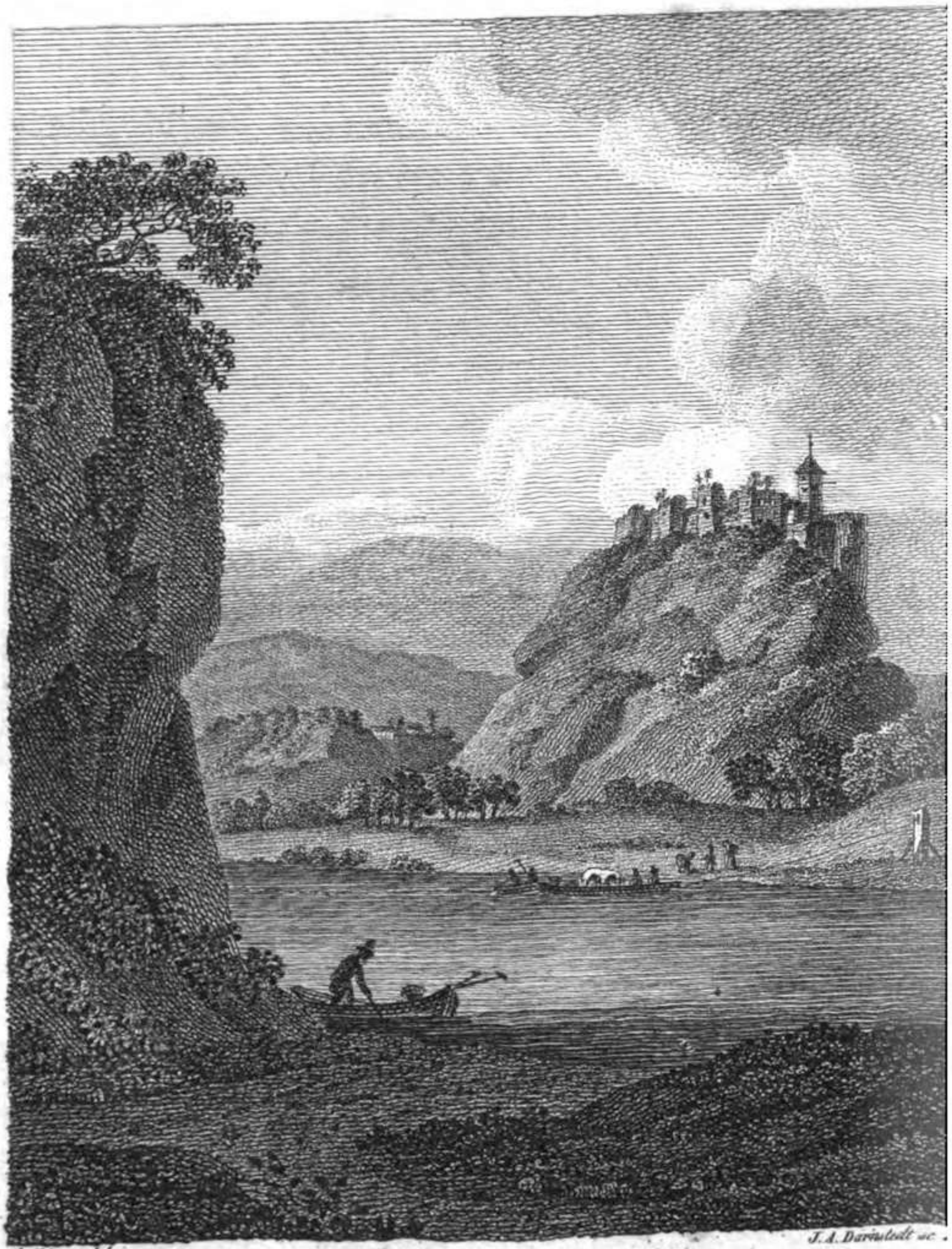
MÜNCHEN

110430#6

11045046

11045046

110#5046

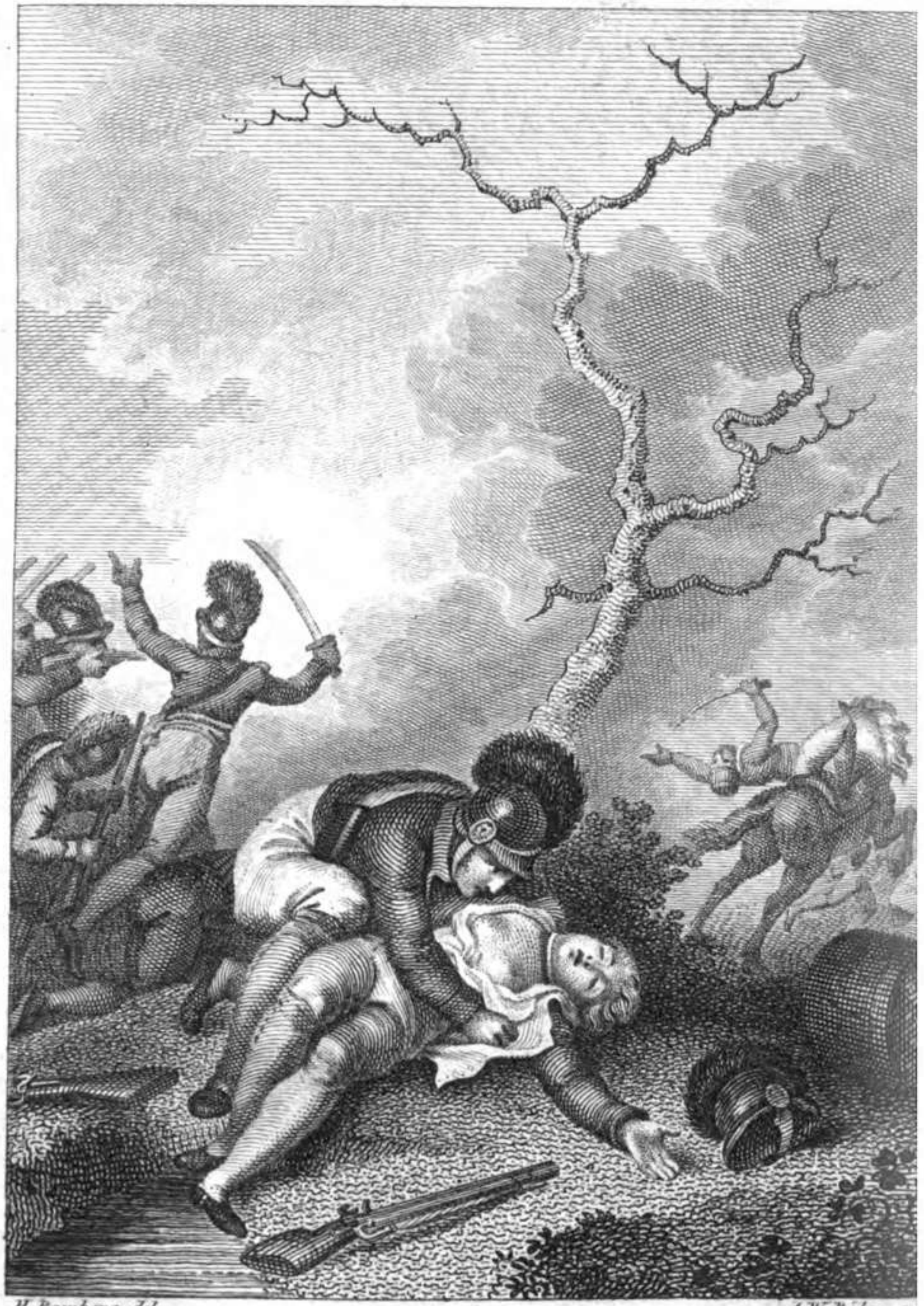


A. Ziegg del. J. A. Darinstadt sc.

# Giebichenstein bei Halle

11045046

11045048



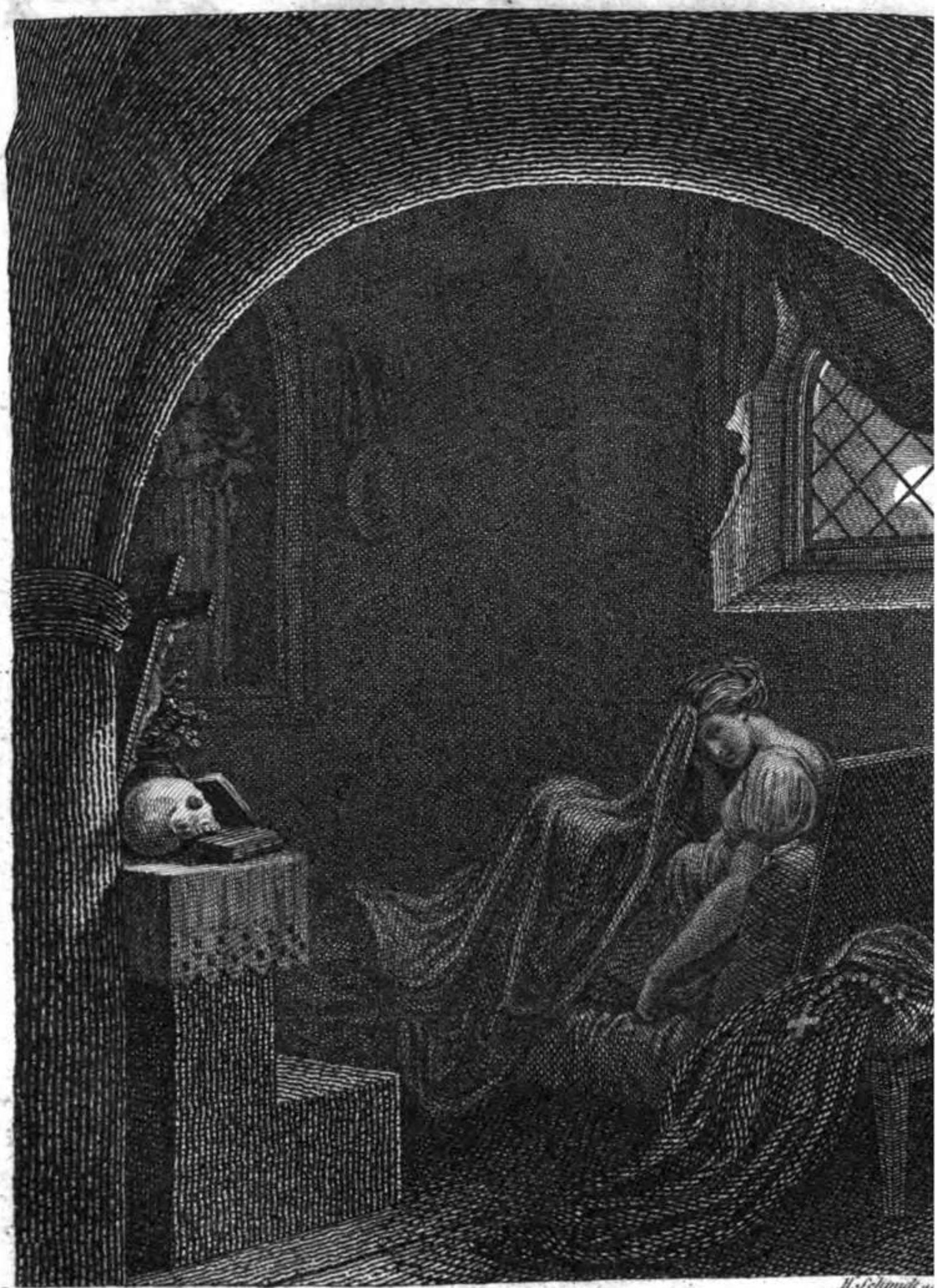
H. Ramberg del. A.W. Böhm sc

# Zwiefacher Sieg, von St. Schütze.

11045046

11045046

11045048

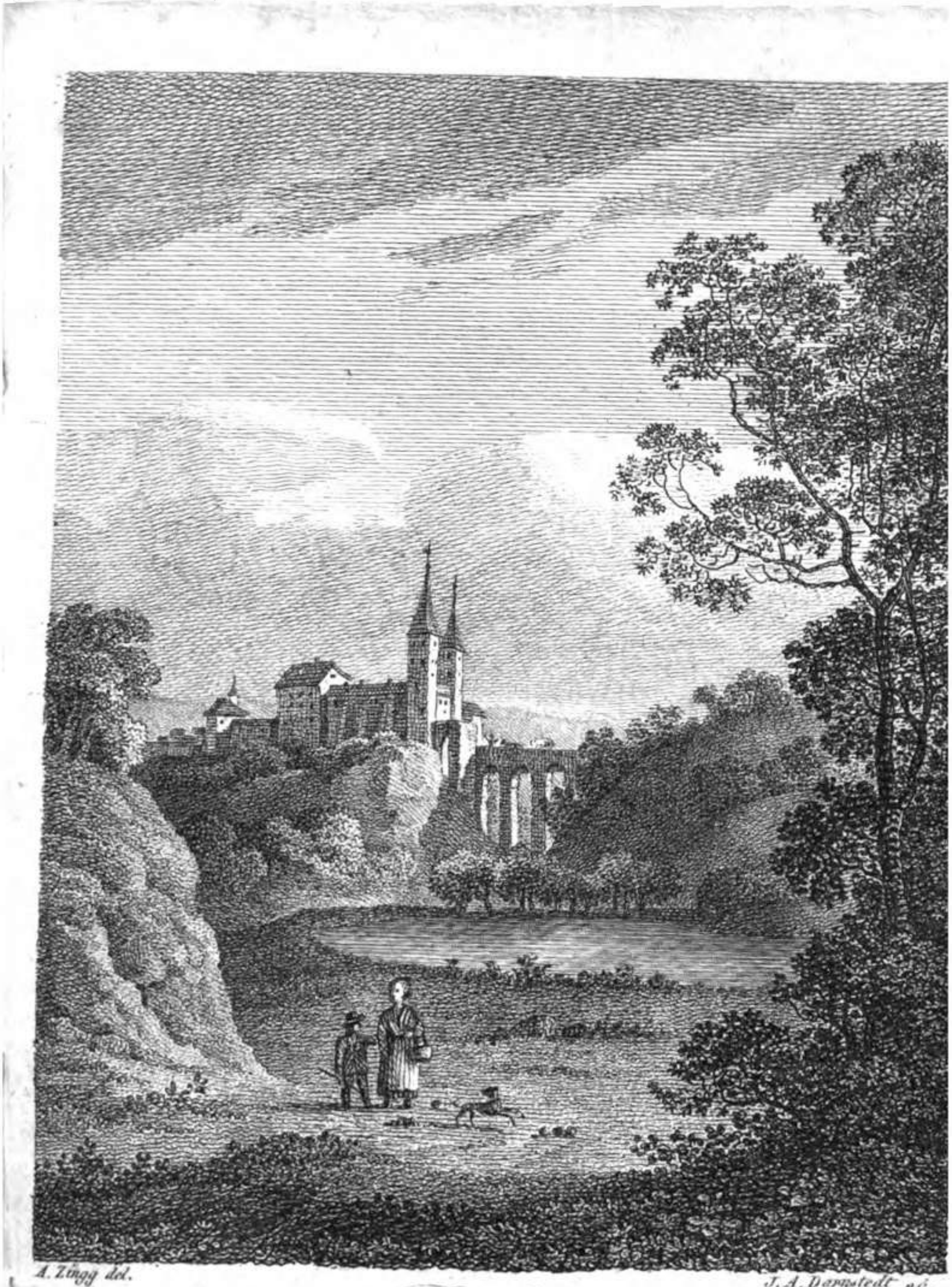


H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

*Die schwermüthige Nonne, v. Fr. Kind.*

11045046

11045046



A. Zingg del.

J. A. Darnstedt sc.

Rochlitz

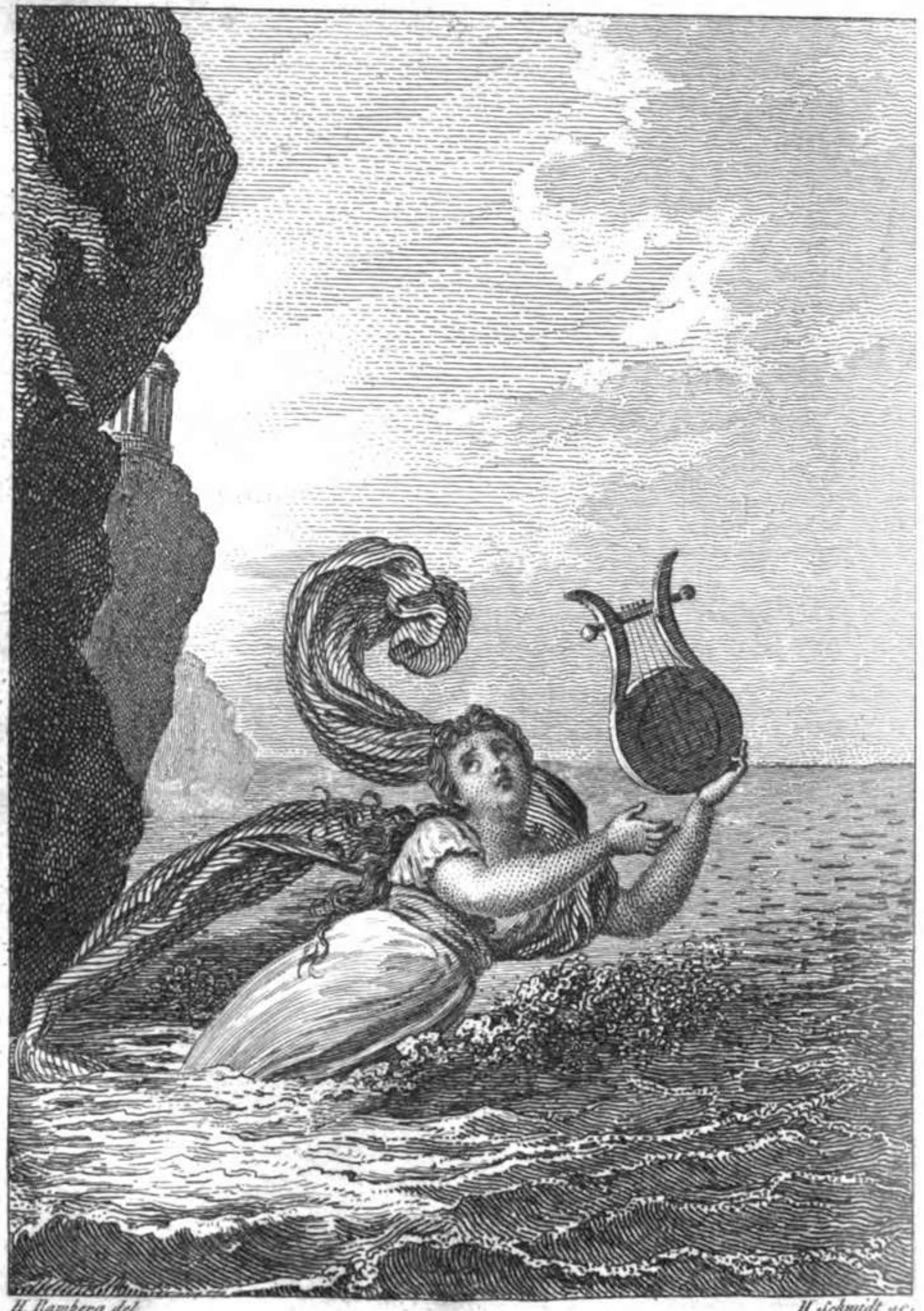
11045046

11045046



11045046

11045046



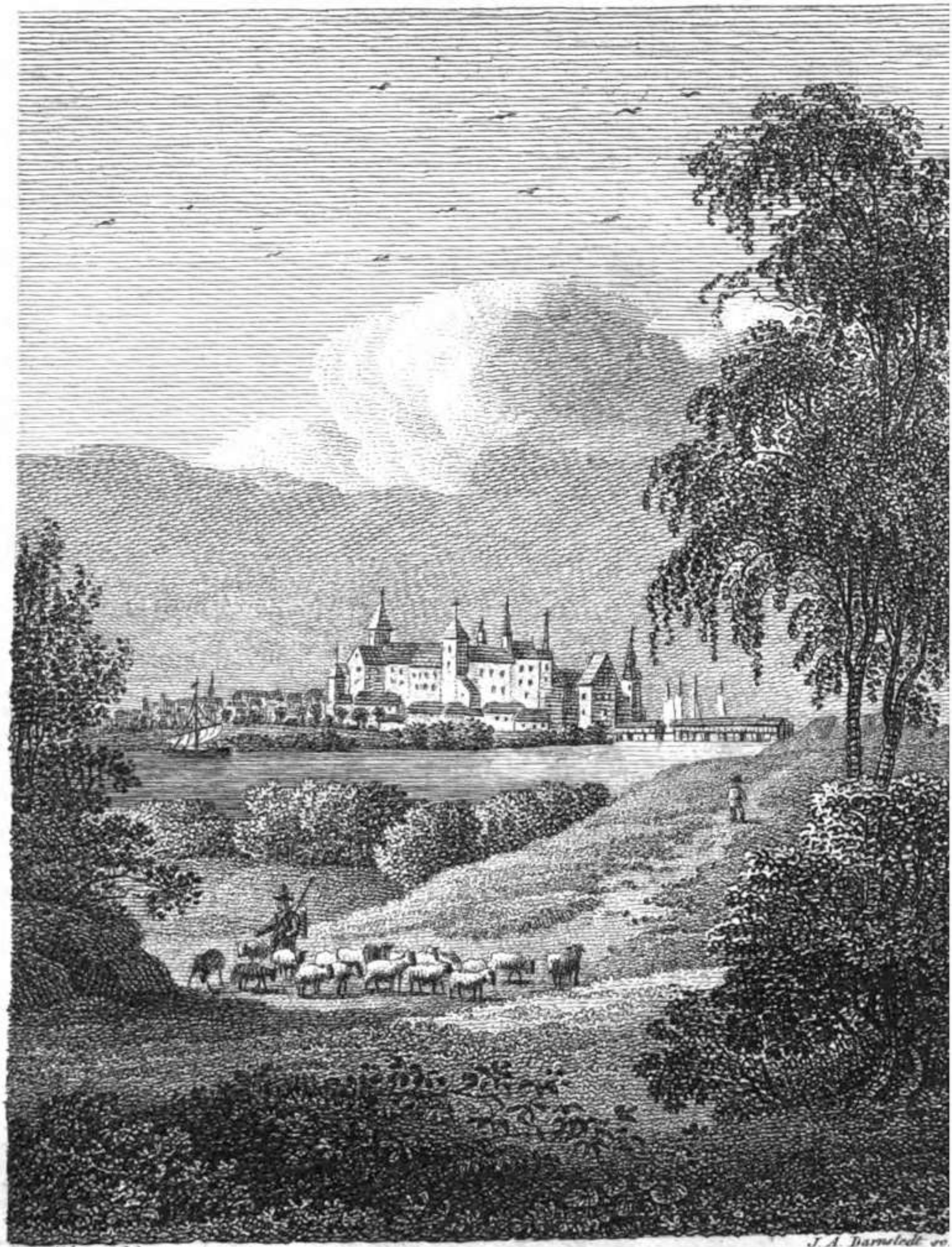
H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

Sappho, v. Gramberg.

11043048

11045046

11045048



A. Zingg del. J. A. Darmstadt sc.

Torgau, wie es war.

11045046

11045046

11045046

H. Rambery del.

A. W. Böhm sc.

# Die Bothschaft. v. Fr. Kind.

11045046



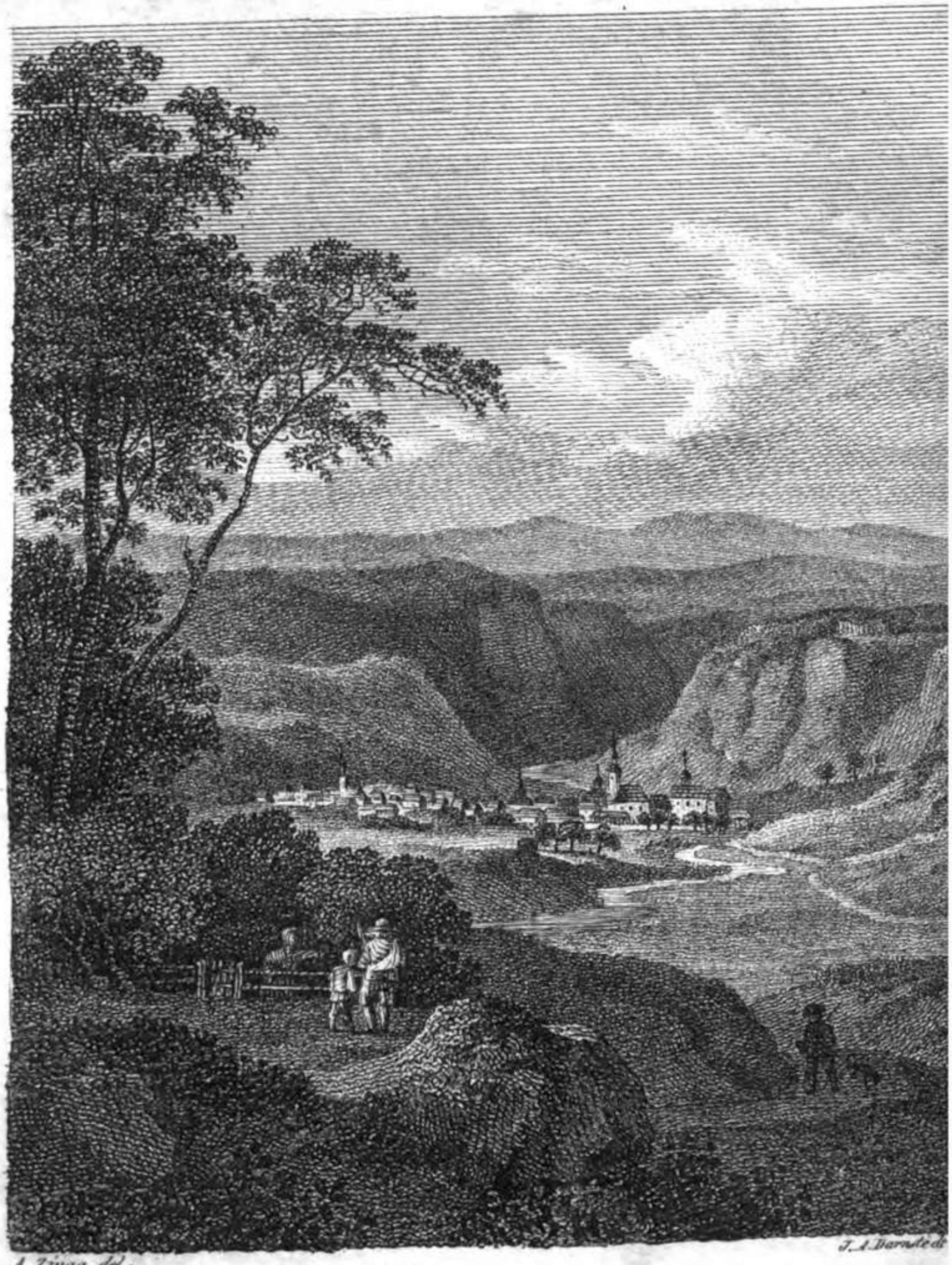
H. Ramberg del. H. Schmidt sc.

Poetische Liebschaft, von Fr. Kind.

11045046

11045046

11045046



A. Zingg del.

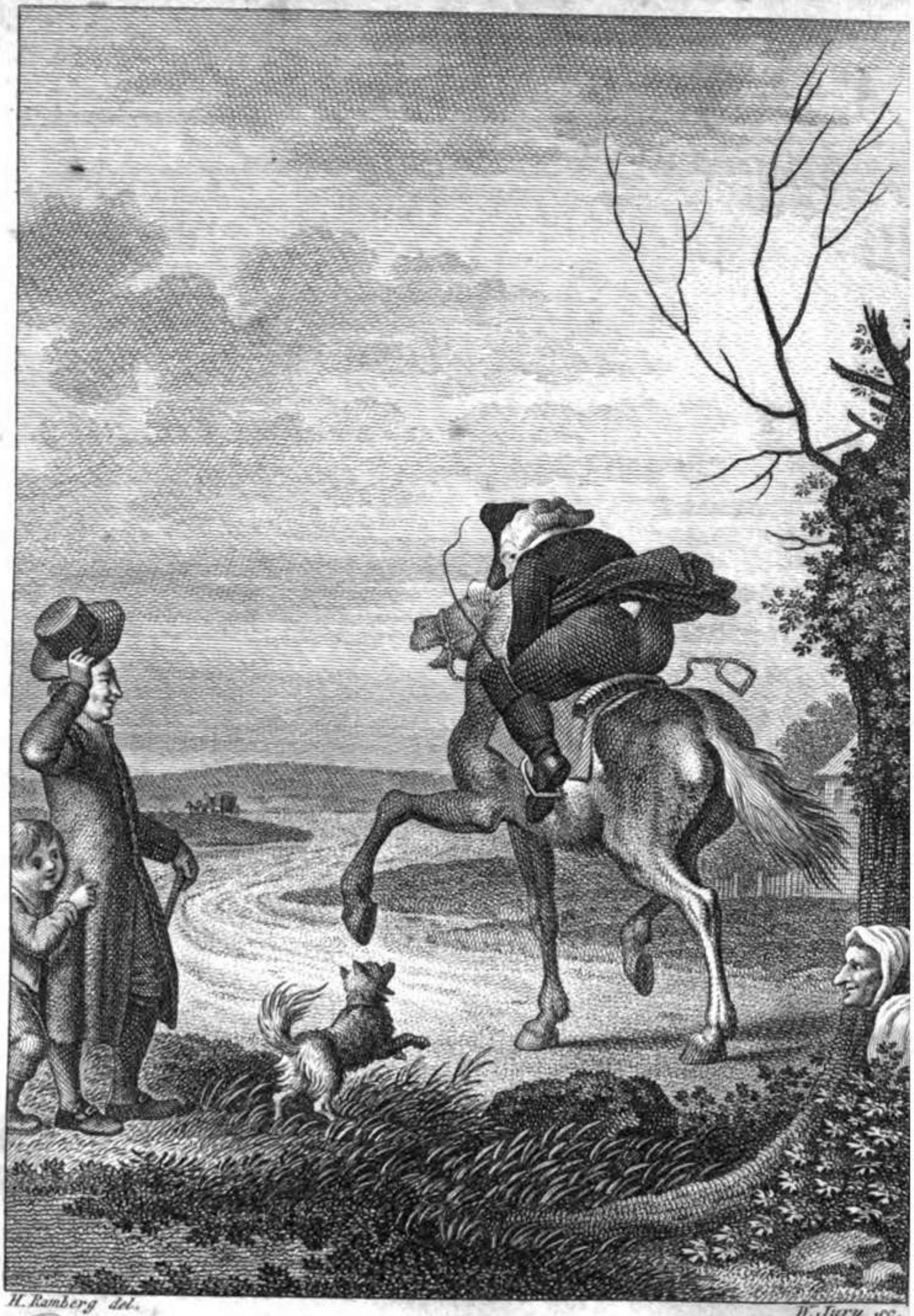
J. A. Bernadet

# Waldheim

11045046

11045046

11045046



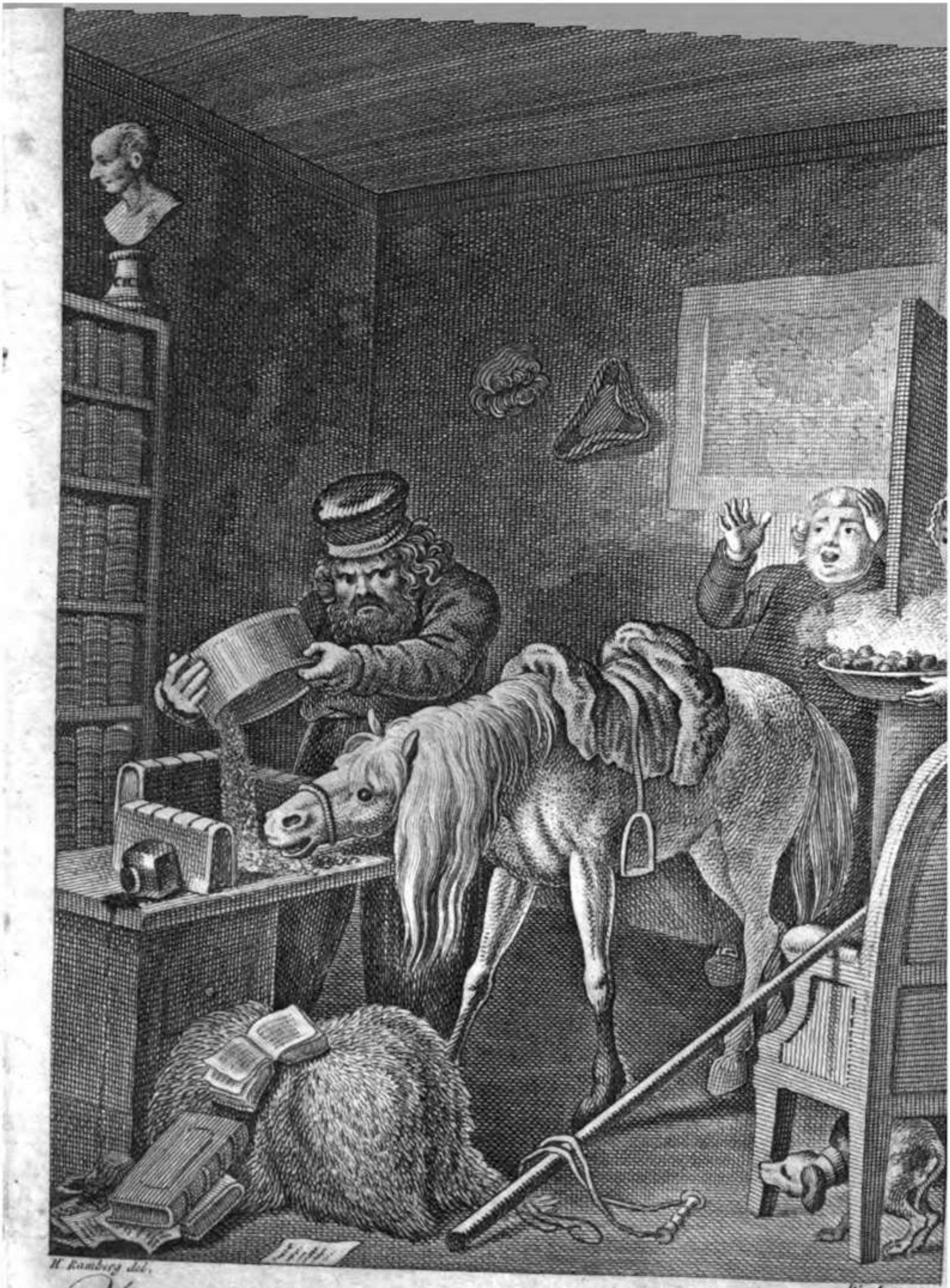
H. Ramberg del. W. Jury sc.

Simpels Ehe-Chronik, von Langbein. 1ste Blatt.

11045046

11045046

11045046



H. Rambergʳ del.

H. Jury sc.

Pimpels Ehe-Chronik, von Langbein. 2ᵗ Blatt.

11045046

11045046

11045046




W. G. BECKER.

11045046

# Taſchenbuch

zum

# geſelligen Vergnügen.

## 1815.

11045046

# Inhalt.


W. G. Becker. Aus seinem Leben. Von F. Ch. A. Hasse. . . . . Seite 1

## Erzählungen.

Die weiße und rothe Rose. Von F. Kind. Mit Musik von Dotzauer. . . . . 63
Die Nachbarskinder. Von St. Schütze. . 161
Die Unerklärbare. Von F. Laun. . . . 218
Der Künstlerbund. Von Fouque'. . . . 266
Magister Zimpels Ehechronik. Von Langbein 318

## Gedichte.

Brachmann. (Louise.) Blanka. . . . 153
Abschied vom Vaterlande. . . . . 254
Die Fehler. . . . . 304
Bürde. Verlorne Mühe . . . . . 249
Gramberg. (G. A. H.) Sappho. . . 145
Wiegenlied. Mit Musik v. Methfessel. 261
Wanderlied. . . . . 302
Haug. Hold-Nanny und der Graf. . . 50
Amors Rache. . . . . 152
Der geraubte Knabe. . . . . 258
Hell. (Theodor) Das Heimweh. Mit Musik von Dotzauer. . . . . 61
Rom's stille Nacht. . . . . 202


*

Im Sturme. . . . . Seite 263
Kunstmangel. . . . . 314
Kind. (F.) Die schwermüthige Nonne. . 47
Des Spielmanns Grab. . . . . 57
Wilm's erstes Lied. Mit Musik v. Methfessel. . . . . 213
Lenzmorgen. . . . . 265
Die Bothschaft. Mit Mus. v. Methfessel. 296
Poetische Liebschaft. . . . . 314
Krug von Nidda. (Friedrich) Der Kampf. 51
Der Widerhall. . . . . 207
Der Todesbund. . . . . 298
Kuhn. (Friedrich) Freude und Leid. . . 38
Niobe. . . . . 250
Skolie. . . . . 313
Kyaw. (E. A. W. v.) Lied. Mit Musik von Marschner. . . . . 216
An Ida, bei Uebersendung eines Haarrings. Mit Musik von Marschner. . . . 310
Laun. (F.) Verwandlung. . . . . 43
Der Männer Tischlied. . . . . 316
Messerschmid. Correggio's Nacht. . . . 49
An Constanzia. . . . . 152
Die Orgel. . . . . 257
Prätzel. (K. G.) Das Traubenkörbchen. 305
Schütze. (St.) Zwiefacher Sieg. . . . 35
Freundschaft durch Mittheilung. . . . 63
An die Bedenklichen. . . . . 212
An die Ueberschwenglichen. . . . . 215

Tiedge. Auf den Tod einer blinden Harmonikaspielerin. . . . . Seite 41
Raisa. Nach dem Russischen. . . . . 208
Der Verdruß. Aus Robert und Aennchen. 248
Robert, der geraubte Name. . . . . 262

## Charaden und Räthsel.

Die Auflösung der vorjährigen ist: 1. Kirchhof. 2. Faust. 3. Der Einsiedler auf dem Vesuv. 4. Der Hahn auf dem Kirchthurme. 5. Peterwardein. 6. Tiber und Tibér. 7. Der Mond. 8. Hosenträger. — Die diesjährigen sind von L. Brachmann, Haug, Ernst v. Houwald, Lina M., St. Schütze, Sz. und dem Herausgeber.

Die Lieder-Compositionen dieses Jahrganges sind von Dotzauer, A. Methfessel und Marschner.

Das Titelkupfer feiert die nun fünfundzwanzigjährige Fortdauer dieses Taschenbuchs, ist von Ramberg erfunden und gezeichnet, von Böhm gestochen. Der phantasie- und kunstreiche Erfinder, der diese Zeichnung für seinen damals noch lebenden Freund Becker entwarf, hat sie selbst also erläutert: „Die Genien des gesellschaftlichen Vergnügens tragen den Kranz, den sich die Muse dieses Taschenbuchs ein Vierteljahrhundert hindurch erworben hat, in den Tempel der Ehre, und suchen den dornigen Pfad, den die Muse mit ihren Gespielen, unter Minervens schützender Aegide, vertrauensvoll von neuem betritt,

mit einigen Blumen zu verschönern." — Ach, diese Blumen können jetzt nur dessen Urne kränzen, dem sie einzig gebühren! — „Ein junger Satyr züchtigt mit einer Gerte die quakenden Sumpfbewohner; denn der Spiegel, oder das Gemälde, welches die Gespielin auf der andern Seite ihnen vorhält, scheint für sie nicht hinreichend zu seyn."

Das, zu der Skizze aus dem Leben des vorigen Herausgebers gehörige Bildniß ist, nach einem der trefflichsten Gemälde des bald nach jenem auch der Erde entrissenen Graff, von H. Schmidt gestochen. Die 8 historischen Kupferblätter, welche ihre Erläuterung im Taschenbuche selbst finden, sind von Ramberg gezeichnet, von Böhm, Jury und H. Schmidt gestochen; die 4 Landschaften von A. Zingg gezeichnet, und von Darnstedt gestochen.

# Erinnerung.

Da der Druck dieses Taschenbuchs jederzeit frühe beginnt, so ersuche ich die sämmtlichen Herren Mitarbeiter, ihre Beiträge immer baldmöglichst, und zwar nunmehr unmittelbar an mich, einzusenden. Die Aufschrift meines Namens und die Bemerkung meines Wohnorts, Dresden, ist hinlänglich, um ihre Mittheilungen richtig in meine Hände zu bringen. — Von Unbekannten muß ich mir alle Briefe und Pakete postfrei oder durch Gelegenheit erbitten, widrigenfalls ich genöthigt bin, selbige unerbrochen zurückgehen zu lassen. Auch erlauben es meine Geschäfte nicht, Briefe dieser Art immer zu beantworten, oder die mir eingeschickten Beiträge zurückzuschicken. Was von den letztern in den zwei, zunächst nach der Zusendung erscheinenden Jahrgängen nicht enthalten ist, darüber bitte ich die Herren Verfasser ungehindert weiter zu verfügen.

Friedrich Kind.

# Die Harfe.

Unter diesem Titel gebe ich eine Sammlung von Gedichten, Erzählungen, biographischen Skizzen, dichterischen Reisen und ähnlichen Aufsätzen heraus, welche mit geringer Ausnahme, die Mitarbeiter an diesem Taschenbuche zu Verfassern haben. Sie kann, obwol nach erweitertem Plane, als Fortsetzung von Becker's Guirlanden angesehen werden, und dürfte den Freunden des Schönen und Guten um so gewisser willkommen seyn, da sie unter andern manches noch Unbekannte aus dem Erdenwallen theils noch lebender, theils verstorbener Dichter und anderer Künstler, meist von ihnen selbst geschildert, enthalten wird. Das erste Bändchen, mit Beiträgen von L. Brachmann, Friedrich und Caroline Fouque', Gramberg, Haug, Theodor Hell, Justi, Krug v. Nidda, F. Laun, St. Schütze, dem Herausgeber u. a. erscheint bald nach diesem Taschenbuche, das zweite wahrscheinlich zur Ostermesse künftigen Jahres.

Fr. Kind.

## W. G. Becker's Taschenbuch zum geselligen Vergnügen.

Von diesem beliebten Taschenbuch, welches vom fünfundzwanzigsten Jahrgange an Hr. F. Kind redigirt, sind mehrere Jahrgänge in neuen Auflagen erschienen, wodurch die Verlagshandlung in den Stand gesetzt ist, nunmehr ganz vollständige Exemplare vom 1sten bis 25sten Jahrgange, zu nachstehenden, zum Theil sehr erniedrigten Preisen liefern zu können.

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. | Jahrg. | 1791. | 7te Aufl. | . | ÷ | Thlr. 16 | Gr. |
| 2. | — | 1792. | 3te — | . | — | = 16 | = |
| 3. | — | 1793. | 2te — | . | — | = 8 | = |
| 4. | — | 1794. | 2te — | . | 1 | = — | = |
| 5. | — | 1795. | . | . | 1 | = — | = |
| 6. | — | 1796. | . | . | — | = 16 | = |
| 7. | — | 1797. | 2te — | . | 1 | = — | = |
| 8. | — | 1798. | . | . | — | = 16 | = |
| 9. | — | 1799. | . | . | — | = 16 | = |
| 10. | — | 1800. | . | . | — | = 12 | = |
| 11. | — | 1801. | . | . | — | = 16 | = |
| 12. | — | 1802. | . | . | — | = 16 | = |
| 13. | — | 1803. | . | . | — | = 16 | = |
| 14. | — | 1804. | . | . | — | = 16 | = |
| 15. | — | 1805. | . | . | — | = 16 | = |
| 16. | — | 1806. | . | . | — | = 12 | = |
| 17. | — | 1807. | . | . | — | = 12 | = |
| 18. | — | 1808. | . | . | 1 | = 16 | = |

| | | | | | | | |
|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 19. Jahrg. | 1809. | . | . | 1 Thlr. | 16 Gr. |
| 20. — | 1810. | . | . | 1 = | 16 = |
| 21. — | 1811. | . | . | 1 = | 16 = |
| 22. — | 1812. | . | . | 1 = | 16 = |
| 23. — | 1813. | . | . | 1 = | 16 = |
| 24. — | 1814. | . | . | 1 = | 16 = |
| 25. — | 1815. | v. F. Kind. | | 1 = | 16 = |

Für die beigesetzten Preise kann man sich die Jahrgänge einzeln durch alle Buchhandlungen verschaffen, so weit der Vorrath im Einzelnen, ohne die completten Exemplare anzureißen, reicht. Ein vollständiges Exemplar, 1ster bis 25ster Jahrgang, kostet gegen baare Einsendung des Betrags 18 Thlr. 8 Gr. sächs. oder 33 Fl. rhein.

## Erholungen, herausgegeben von W. G. Becker.

60 Bände in 15 Jahrgängen, von 1796 bis 1810. Ladenpr. 60 Thlr. oder 108 Fl. rhein.

Diese Reihe von Bänden, welche Aufsätze unserer vorzüglichsten Dichter und Prosaisten, auch viele historische Abhandlungen enthalten, ist durch ihre Anzahl für Viele zu kostbar geworden. Die Verlagshandlung erbietet sich daher, solche um den äußerst billigen Preis von 15 Thlr. sächs. oder 27 Fl. rhein. abzulassen. Einzelne Bände, um Exemplare vollständig zu machen, anstatt 1 Thlr. zu 12 Gr. sächs. oder 54 Xr. rhein., soweit der Vorrath reicht.

# Wilhelm Gottlieb Becker.

## Aus seinem Leben.

### Nach den Mittheilungen seiner nächsten Hinterlassenen.

W. G. Becker, geboren am 6. November 1753. zu Ober-Callenberg, einem Dorfe bey Waldenburg, im sächsischen Erzgebirge, starb zu Dresden, am 3. Junii 1813.

In dieser Spanne Zeit bewegte sich ein Leben voll regen Gefühls für Natur und Freundschaft, eine geistige Kraft, die in stiller Thätigkeit nicht ermüdete, ein heitrer Sinn, den nichts dem Guten und Schönen verschloß, und ein beharrlicher Wille, der den Schmerz besiegte und die Zeit.

Die Leser des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen kennen diesen Mann seit vier und zwanzig Jahren. Er war ihnen wir glauben es, jedes Jahr ein willkommener Besuch. Der feinsinnige, vielerfahrene, freundliche Gast brachte ja, wenn er kam,

den Töchtern und Söhnen des Hauses einen duften-den Kranz mit von Feld- und Gartenblumen, nicht ohne die gewürzreichen Früchte des Waldgebirgs und des gabenreichen Vertumnus. Was er eingesammelt hatte von Freunden und Freundinnen, von Priestern und Priesterinnen des Schönen, das theilte er aus, und spendete dazu von dem Seinigen mit verständiger Beachtung der Zeit und des Orts. Der Kranz ging in den geselligen Kreisen des Hauses herum; auch die Frauen ergötzten sich an ihm, und ernste Männer erfrischte er, wie den Römer einst beim frohen Mahle der grüne Zweig im Haar, oder die Blumen, welche um die Falten seiner Stirne spielten, und die Rosen, welche in seinem Falerner schwammen. Schon hoffte der anspruchlose Geber, seinen Freunden den fünf und zwanzigsten Jahresbesuch zu machen; er freute sich darauf, wie ein glückliches Paar auf seine Silber-hochzeit: da entrückte ihn — nach langem, schmerz-vollen Zögern — endlich mit leiser Hand in die Inseln der Seligen, sein Befreier, der Tod.

Diesen Freunden sind Erinnerungen aus seinem Leben, auch in einem Kreise willkommen, den blos das romantische Spiel der Phantasie, die ewig heitre Kunst und der scherzende Witz bewegen und erfreuen soll.

Und wer wollte nicht mit Theilnahme, auf Augenblicke wenigstens, vor sich vorübereilen sehen das einfache Leben eines Gelehrten, der bei seinem hellen Naturblicke, bei seinem geübten Kunstsinne und bei seinem reinen Geschmack, als anmuthiger Dichter und Erzähler, als treuer Ausleger der Natur, als ordnender Darsteller und als verständiger Führer unter den Denkmälern der antiken Kunst und in den dunkelern Hallen des Mittelalters, so vielen Gebildeten in der Ferne und Nähe, im Inn- und Auslande, lieb und werth war?

Wenn nun die Entferntern erfahren, daß der heitre ruhige Becker, die größte und beste Zeit seines Lebens hindurch, ein Märtyrer seines von gichtrischen Schmerzen zerrütteten Körpers war; daß er fast nur auf dem Krankenbette, und neben dem dreijährigen Siechlager eines hoffnungsvollen Sohnes, unter harten Bedrängnissen der Zeit, welche den liebevollen Gatten und Vater, den umsichtigen und klugen Ordner eines nicht leichten Haushalts, wol schwer belasten, doch den wackern Kämpfer nimmer niederdrücken konnten, — mit seltner Geistesstärke bedeutende literarische und artistische Unternehmungen entwarf und ausführte; daß er den zartgesponnenen Faden der erheiternden Thätigkeit immer wieder auffaßte

und mannichfache Gespinnste mit sichrer Hand zu mehr als Einem preiswürdigen Gewebe vereinigte; daß endlich dieser hartgeprüfte Mann vielen Erholung gewährte, während er selbst keine fand, ausser in seinem und der Seinigen Bewußtseyn: dann verweilt gewiß jeder mit uns — die wir Beckern oft sahen und unter vielfachen Leiden beobachteten — nicht ohne tiefe Rührung bei ihm, selbst in der Krankenstube, die sein Arbeitszimmer, und an dem Bette, das — gewöhnlich von 5 Uhr des Morgens an — sein Arbeitstisch war.

Der Biograph fragt, wie wurde ein von der Natur, und im Innern seines Hauses so belasteter Mann der heitre Verkündiger der geselligen Freude für alle Gebildete unter unsern Sprachgenossen im Inn- und Auslande; und wodurch entwickelte sich in ihm jene siegende Kraft, die ihn durch Geduld und Thätigkeit auf die Höhe des Muthes im Leiden stellte?

Wir wollen diese Frage, die auch in psychologischer und physiologischer Hinsicht interessant ist, nicht beantworten. Vielleicht giebt aber die Erzählung dessen, was wir aus Beckers Leben wissen, dem Leser Stoff, an die mannigfaltige Weise, wie Gott sich in dem Atom der menschlichen Natur — die Umgebungen des Individuums mögen immerhin unserem Maul-

wurfsauge wichtig oder unwichtig erscheinen — verherrlicht, mit heiligem Ernst zu denken. So bewährt auch bei der Erinnerung an dieses, dem Augenblicke hienieden früh entrückte Leben, der Glaube an das Gute seinen Bund mit dem Wahren und Schönen!

Unser Becker verlor seinen Vater, der gräflich Schönburgischer Oekonomie-Inspector in Callenberg war, schon im siebenten Jahre. Seine Mutter büßte das Jahr darauf durch einen Bankerott ihr ganzes Vermögen ein, und starb vor Gram noch in demselben Jahre. Beckers einzige Schwester, außer welcher er nur Stiefschwestern hatte, war vor seiner Aeltern Tode gestorben. Er liebte sie innig. An dem Bette der kranken Schwester des Nachts zu wachen, ließ sich der Kleine nicht nehmen. Seine Mutter, eine treffliche Hauswirthin, war eine sanfte, gute Frau, voll Zärtlichkeit für ihre Kinder. Sein Vater war gebildet, brav, ordnungsliebend und sehr thätig. Der Aeltern Tod drückte in das Gemüth ihres jetzt einsam stehenden, kleinen Lieblings das Bild eines fast zweijährigen Leidens; und dieses Bild war unauslöschlich. Ihr Verlust war nicht der einzige, der ihn traf. Sein Herz hatte die Natur früh liebgewonnen. Als er einst nach einer langen Krankheit im Monat Mai zum ersten Male wieder ins Freie

kam, brach er in Thränen aus, fiel nieder und umarmte das junge Gras. Jetzt schloß sich für ihn das Haus der älterlichen Liebe, und der Kreis seiner ländlich frohen Knabenspiele. Selbst von seinen lieben Hausthieren, die er so an sich gewöhnt hatte, daß sie sich, wo er ging, um ihn versammelten, mußte er sich trennen. So führte ihn, den achtjährigen, lebhaften, von Liebe und Schmerz erzogenen Knaben, sein ernstes Schicksal, aus dem reizenden Hügellande des Muldenthales, in die Stadt, nach Gera, wo ihn eine Freundin seiner Mutter, das Fräulein von Ingersleben, zu sich nahm und in dem dasigen Gymnasium unterrichten ließ.

Dieser plötzliche Wechsel aller Verhältnisse schärfte sein Gefühl, und gab durch Druck und Gegendruck seinem Innern die erste Gediegenheit und eine bleibende Form. Das Fräulein von Ingersleben trug wenig zu seiner sittlichen Bildung bei. Sie stellte ihn, den interessanten, vielversprechenden Knaben, dem Gesinde ziemlich gleich. Wie ganz anders wuchs Fernow in ähnlicher Lage auf! *) Voll reger Lebenslust und Kraft durfte der arme Becker — so streng war das Fräulein! — keinen muntern, wilden Kna-

*) S. Fernow's Leben von Johanna Schoppenhauer.

benſprung wagen. Und in dieſen Jahren mußte er überdieß noch hungern lernen! Seine Pflegerin theilte ihm die gemeinſten Nahrungsmittel ſo ſparſam zu, daß er, in dem theuern Jahre beſonders, oft des Nachts aufgeſtanden iſt, um ſich heimlich eine Kleien-Suppe zu kochen; auch verzehrte er wohl Kraut-ſtrünke, die er auf den Feldern ſuchte und als Vor-rath ſich eintrug. Dabei fehlte es nicht an Arbeit. Durch Unterricht im Leſen und Schreiben, ſelbſt in der franzöſiſchen Sprache, den er jüngern Kindern, für den wöchentlichen Ehrenſold einiger Dreipfennige oder eines Groſchens, ertheilte, mußte er ſich ſo viel erwerben, als das Fräulein zu Anſchaffung der nö-thigſten Bücher für ihn brauchte. Konnte er auſſer-dem noch, ohne ihr Wiſſen, Unterricht geben: ſo erwarb er ſich dadurch ſein kleines, heimlich unſchul-diges Taſchengeld. Zu dieſem Zwecke lernte er alle neueren Sprachen für ſich ſelbſt, indem er zugleich andere Kinder darin unterwies. Doch ſo emſig er auch Geld verdiente, ſo gern gab er es hin, wo das Mitleiden ſeine natürliche Gutherzigkeit aufforderte. Er half gern, wo er konnte, ſelbſt mit Aufopferung, beſonders in ſpätern Jahren. Aber dieſer zwölf Jahre hindurch dauernde Druck milderte ſeine natür-liche Lebhaftigkeit. Er wurde ſtiller, ſanft, und

lebte mehr in der innern Welt, als in der äussern. Dies gab ihm jene Heiterkeit und Ruhe, die stets die Physiognomie eines schuldlos in sich verborgenen thätigen Lebens ist. Er blieb dabei gesund, und sein blühendes Ansehn verrieth nicht, daß zur Befestigung seiner Lebenskraft die stärkste Spannfeder, der Jugend muntre Freude, ihm fehlte. Die Erinnerung an Gera erheiterte nicht sein Alter. Er dachte nur mit Wehmuth an jene Zeit.

Indeß entwickelte und bildete sie in ihm den Grundzug seines Charakters als Mann: das geräusch- und anspruchlose beharrliche Streben nach einem klar vor ihm stehenden Ziele. Gera ist ein bedeutender Fabrik- und Handelsort, das Ruthenium daselbst, ein nicht unberühmtes Gymnasium, seit Avenarius's Zeit reich an aufmunternden Beispielen seines alten Flors. Der, allen Eindrücken offene Becker erkannte schon hier die scharfen Contraste des vielfach bewegten Menschenlebens. Unwillkührlich verglich er die Reize dieser seinen Stadt mit ihren schönen Umgebungen, das Künstliche mit dem Natürlichen, und den geschäftigen Bienenfleiß des Erwerbs mit dem edlern Streben des Geistes, der nach Erkenntniß dürstet. Die Schätze, welche der kluge Hermes, — der Gott mit der goldnen Ruthe, wie ihn Pindar

nennt, — seinen Verehrern in den Weg legt, reizten den armen Jüngling weniger, als die stillen beglückenden Mysterien in dem Heiligthume der Musen. Er fühlte schon in dem ersten, ernsten Kampfe seines Lebens, daß im Unglück die Wissenschaften schützen und beruhigen *) Seine Pflegerin bestimmte ihn für die Handlung. Sie sah, wie es der Versorgerin ziemt, auf Brot. Er erklärte dagegen seine entschiedene Abneigung. Die Bücher machten ihm Freude. Die Lehrer liebten ihn und zeichneten ihn aus. Ein Verwandter von ihm, ein gewisser Pocarus in Mitweyda, der die, in Sachsen damals hochgefeierten, schönen Wissenschaften schätzte und selbst Dichter war, weckte wahrscheinlich zuerst in dem jungen Becker den Sinn für Poesie, welchen seine Lehrer durch Aufgaben übten. Seine Gedichte erhielten gewöhnlich den Preis. Die Musen zogen ihn zur Natur, und diese zog ihn zu jenen hin. Seine liebste Erholung war, wenn er in Freistunden, ohne daß es jemand wußte, auf einem nahen Dorfe eine Bauernfamilie, die ihn stets mit vieler Herzlichkeit aufnahm, besuchen konnte. Auch erfreute ihn der Umgang mit seinen Jugendfreunden, unter welchen

*) Was Lactantius sagte, und Baco bekannte: Eruditio inter adversa refugium.

er sich vorzüglich des jetzigen Landkammerraths von Kutschenbach, und des jüngern Ebeling's, von dessen Aeltern er wie ein Kind vom Hause geliebt wurde, gern erinnerte. Bei diesem Gemüthe war Studiren sein einziger Wunsch.

Das Fräulein drohte, ihre Hand ganz von ihm abzuziehen, und sie that dies wirklich. Becker blieb fest. Mit dreyßig Thalern, seinem ganzen noch übrigen Vermögen, ging er getrost, — povera e nuda vai Filosofia! sagte ja selbst Petrarka, sein Lieblingsschriftsteller — wie ein Mann, der sich den Weg seines Lebens selbst ebnet und bahnt, zwanzig Jahr alt, im Jahr 1773. nach Leipzig, um die Rechte zu studiren. Muth, Glaube, Hoffnung und Fleiß waren seine einzigen Stipendien. Er hatte frühzeitig entbehren gelernt. So erhielt er sich kümmerlich, anfangs durch Privatunterricht, später durch schriftstellerische Arbeiten. Er arbeitete am Tage und studirte des Nachts. Diese Anstrengung wurde der Grund seiner nachmaligen Kränklichkeit. Dem Fräulein von Ingersleben schien sein Fortkommen durch sich selbst etwas Ausserordentliches. Sie unterstützte ihn aufs neue, monatlich mit sechzehn Groschen.

Leipzig war damals ein Vereinigungspunkt für mehrere Kunstfreunde und Kenner. Seine ausgezeichnetern Männer, Müller, Winkler, Kreichauf, Huber, Platner, Weiße, Oeser u. A. sind bekannt als Beförderer des feinern Geschmacks. Alles, was ins Gebiet des Schönen gehörte, wurde in der Bibliothek der schönen Wissenschaften, welche nach Friedrich Nicolai und Moses Mendelssohn, zwei Leipziger Gelehrte, Weiße und Blankenburg, fortsetzten, angezeigt. Das allgemeine und lebendige Interesse am Schönen erheiterte selbst den Ernst der strengern Studien und den bürgerlichen Beruf. Die Poesie war damals in der That, wie sie auch ehemals in Spanien hieß, die fröhliche Wissenschaft. Jeder, der Geist, Kraft und Bildungssinn hatte, vorzüglich der talentvollere Jüngling unter den Studirenden, schloß sich mit Vorliebe an jene Gelehrten, Dichter, Künstler und ihre Freunde an. Alt und Jung huldigte den Musen mit dem vollen Frohsinn frischer Lebenskraft, welche sich durch Poesie und Kunst verjüngt. Zu ihnen zog auch unsern Becker sein Talent und seine Neigung. Die Sorge um Brot und Amt kümmerte ihn weniger. Der Ansicht, welche er damals von der Poesie erhielt, oder die sein innerer Sinn als die wahre erkannte,

blieb er treu unter allem Wechsel der kunstphiloso-phischen Systeme in der spätern Zeit. Heitre Ruhe und sittliche Grazie, die Hauptfarben seiner Gedichte, charakterisiren Beckern als Menschen und Dichter. Durch Objectivität und ideale Darstellung heben sich seine Werke weniger hervor. Seine ersten öffentlichen Versuche: Gedichte an Elisen, und die Episteln an Gärtner in Braunschweig, fanden Beifall. Er erhielt Zutritt in den geachtetsten Familien Leipzigs, unter andern im Frege'schen und Löhr'schen Hause. Durch den Geheimen Kriegsrath und Bürgermeister Müller, der ihm bei mehrern Gelegenheiten sein Wohlwollen thätig bewies, wurde er mit dem Professor Oeser bekannt, dessen Umgang, so wie die nähere Verbindung mit Bause, Kreichauf, Gallisch u. A. auf seine Kunstbildung wesentlich einwirkten. Nicht weniger bildend war für ihn der Umgang mit dem geistvollen Platner und mit dem ehrwürdigen Zollikofer. Auch Adelung wurde damals sein Freund.

Beckers Kunststudien in Leipzig veranlaßten ihn zur Herausgabe einiger kleinen Schriften, in welchen er, als dem Kurfürsten von Sachsen ein Standbild in Marmor gesetzt werden sollte, die altfranzösischen

Grundsätze in Ansehung des Costums an Denkmälern, mit Einsicht widerlegte. *)

Nach dreijährigen akademischen Studien, wurde Becker im Jahr 1776. als Lehrer beim Philantropin in Dessau angestellt. Aus Unzufriedenheit aber mit mehreren neuen Einrichtungen, hob er, wie einige andre Lehrer, nach ungefähr anderthalb Jahren, diese Verbindung auf, und begab sich zuerst nach Straßburg, hierauf in die Schweiz, wo er, vier Jahre, größtentheils in Zürich und Basel, von dem Ertrage seiner schriftstellerischen Arbeiten lebte. Er unternahm zugleich, meistens in Gesellschaft des Abbe' Reinald, mehrere Reisen in Frankreich, in der Schweiz und in Oberitalien. Auf der Reise nach Paris lernte er Voltaire und Rousseau persönlich kennen; auch den Marquis von Girardin, den Besitzer des Parks von Ermenonville, von dem er das Rousseau'sche Geständniß des Banddiebstahls erhielt, das Iselin nachher bekannt machte. Sein Plan, sich nach England einzuschiffen, wurde durch ungünstigen Wind vereitelt.

---

*) M. s. das Verzeichniß der Becker'schen Schriften am Schlusse; und vergl. W. G. Becker, eine biographische Skizze von Böttiger im Morgenblatte 1813. No. 150—153.

In Basel lebte Becker im Hause des Kaufmanns Burckardt. Man war gegen ihn eben so herzlich als gastfreundlich. Mit Dankgefühl sprach er oft von den Freuden der engern Familienzirkel, in denen er dort täglich willkommen geheißen wurde, und von der liebenswürdigen Braut, die ihn zu ihrem „Hofmeister" hatte ernennen wollen, worüber unsre Leserinnen in dem ersten Bändchen der Guirlanden die interessanteste Auskunft finden werden. Auch die Rettung der Republik im zweiten, und das Nasenfest im vierten Bändchen sind liebliche Bilder seines damaligen Lebens. Zugleich erwarb er sich in dem Umgange mit seinem Freunde, dem geschätzten Landschaftszeichner, Franz Schütz, mit von Mechel und andern Künstlern, den ihm eigenthümlichen fertigen Kunstblick, vorzüglich im Fache der Kupferstecherkunst. Die Gelegenheit, Franz Holbeins Gemälde zu studiren, veranlaßte ihn, dessen Federzeichnungen zu Erasmus Lobe der Narrheit aufs Neue in Kupfer stechen zu lassen, mit welchen er in der Folge seine Ausgabe und Uebersetzung jener Satyre würdig ausstattete. Insbesondere stand er noch mit Pfeffel, in Zürich mit Lavater und Geßner, und in Basel mit dem als Lebensphilosoph und Staatsmann gleich achtungs-

werthen Iselin, dessen Ephemeriden der Menschheit er nach seinem Tode fortsetzte, in engerer freundschaftlicher Verbindung. Als Beweis der Achtung, deren Becker genoß, kann die Ertheilung des zweiten und dritten Grades des Freimaurerordens, über welche ihm Diethelm Lavater, der Großmeister der St. Johannisloge zu Zürich, ein ehrenvolles Zeugniß im Jahr 1778. ausstellte, angesehen werden. Die Loge Balduin zu Leipzig hatte ihm das Jahr vorher, wegen „seines untadelhaften Betragens", wie das Certificat bezeugt, den ersten Grad ertheilt.

Der Umgang mit jenen Männern, seine Studien und die auf seinen Reisen erworbene Welt- und Naturansicht bestimmten Beckers schriftstellerische Laufbahn. Er beschäftigte sich vorzüglich mit Werken über die Garten- und Landbaukunst, mit Uebersetzungen aus dem Französischen, und mit dem Studium der französischen Literatur. Auch schickte er an Meusel Mittheilungen über Kunstwerke, unter andern über die Schweizer-Prospecte in Aberli's Manier. Seine schriftstellerischen Arbeiten in Leipzig und Dresden sind Früchte jener in der Schweiz eingesammelten Erfahrungen; und die mehrjährige Fortsetzung seiner Taschenbücher, z. B. des für Gar-

tenfreunde, ist ein Beweis von dem Beifall, den sie im Publikum fanden.

Wie reingestimmt, zart und heiterfühlend Becker überhaupt aus dem unschuldig fröhlichen Leben der jüngern Welt in der Schweiz, besonders in dem liebenswürdigen Zürich, wo er aus manchem schönen Munde das vertrauliche Ihr, recht gern vernahm, scheiden, und welche gereifte Ansicht von sittlich-gebildeter und dabei natürlich-froher Geselligkeit er in die künstlichern Verhältnisse seiner Mitbürger und in seine literarische Wirksamkeit von dort zurückbringen mußte: begreift jeder, welcher seine Erinnerungen aus seinen Reisen, über die Sitten in Zürich und Basel, in den von ihm herausgegebenen, an gewürzigem Dufte so reichen Guirlanden, gelesen hat.

So kehrte Becker mit erweiterter und erhöhter Lebenskraft im Jahr 1780. in sein Vaterland zurück. Seinen alten Freunden in Leipzig war der vielseitig trefflich ausgebildete Mann herzlich willkommen. Diese Stadt vereinigte in jener Periode des Friedens und des Wohlstandes, alle Freuden des geistigen geselligen Lebens: Geschmack und Sitte, Feinheit und Biederstinn, Kunst und Wissenschaft, Vorliebe für französische Anmuth, und Sinn für die tiefere deutsche Bildung. Die schon genannten Männer

waren die Zierde und die bewegenden Kräfte jenes heitern Gemeingeistes und jener ächten Liberalität, denen Leipzig seinen Namen in dem gebildeten Europa dankt. Wie mußte Becker sich hier gefallen; und wie mußte er gefallen, bei seiner Anmuth, seinem Geiste und Frohsinn! Das französische Ausland hatte ihn nicht von der deutschen Sitte entwöhnt noch verunziert. Er blieb ihr treu; wahr im Innern und einfach im Aeußern, verläugnete er nie sein Vaterland. — Seine Freunde riethen ihm, sich der Universität als Lehrer zu widmen; und gewiß hier war sein Platz, wo die meisten Jünglinge nicht blos Erudition — die ohnehin sich jeder selbst erwerben muß — sondern auch Beispiel und Lehre für die sittlich-geistige Weltbildung suchen. Männer, wie Platner, dürfen auf einer Universität, wie Leipzig ist, nie aussterben. Aber für ihn war daselbst keine Stelle offen; und er selbst, ohne Vermögen, hatte nicht allein für sich zu sorgen, sondern unterstützte auch noch durch angestrengteren Fleiß arme Verwandte. Er folgte daher, gegen den Wunsch seiner Freunde, einem Rufe nach Dresden, wo Müller und Platner ihn genannt hatten, und trat im Jahr 1782. die Stelle eines Professors der Moral und Geschichte bei der Ritterakademie an. Dieses Institut

war damals ganz auf seinen militärischen Zweck beschränkt. Man nannte es eine Ritterakademie, ohne ihr je, wie in andern Ländern, die wesentliche Einrichtung einer allgemeinen Vorbereitungsanstalt auf die höhern reinmilitärischen, kameralistischen und literarischen Studien gegeben zu haben.

Becker that, was er konnte; das Innere aber blieb einer durchgreifenden pädagogischen Reform unzugänglich. Ganz verschiedene Ansichten durchkreuzten sich, anstatt sich zu verbinden. Doch fand Becker Liebe und Vertrauen bei seinen Zuhörern, die aus ihrer Welt ihm, der aus einer fremden zu ihnen sprach, gern zuhörten. So hoffte er, obgleich nicht an seinem Platze, von der Zukunft. Aus diesem Grunde und aus Liebe zu seinem Vaterlande, lehnte er den, ein halbes Jahr nach seiner Anstellung in Dresden, erhaltenen Ruf, Erzieher des jetzt regierenden Königs von Preussen, mit einem Gehalte von zweitausend Thalern zu werden, ab. Er erhielt dafür vom Kurfürsten eine Zulage. Bald darauf schlug ihn sein Chef, der Cabinetsminister, General von Schiebell, mit höchster Genehmigung, einer kunstliebenden Polnischen Dame als Begleiter auf einer Reise nach Italien vor, und übertrug indessen sein Lehramt einem andern Gelehrten. Becker trennte

sich aber schon in Wien von jener Dame, und beschloß die Reise nach Italien allein zu unternehmen.

Diese Reise wurde für seine Weltbildung und Kunsterfahrung vorzüglich dadurch wichtig, daß er sich in den grössern Städten, Wien, Florenz, Rom, Neapel, Pisa und Livorno längere Zeit aufhalten konnte, und überall Zutritt in den ersten Häusern fand. So führte ihn in Wien, wo er oft in dem Hause des Hofraths Born war, seine Verbindung mit der Gräfin Thun, in die höhern Zirkel bei der Gräfin Wallis und bei der Gräfin Burkhaus ein. In einer Abendgesellschaft bei letzterer wurde er dem Kaiser Joseph vorgestellt, der viel mit ihm über Staatseinrichtungen sprach, seiner eigenen Entwürfe gedachte, und Beckers freimüthige Aeusserungen mit Wohlgefallen zu hören schien. Er war so glücklich, von diesem grossen Monarchen Empfehlungsschreiben an seinen Bruder, den Großherzog Leopold von Toscana, zu erhalten. Dieser Umstand beförderte überall den Zweck seiner Reise. Becker fand in Florenz die günstigste Aufnahme. Der Großherzog zeigte ihm selbst die von ihm gemachten neuen Einrichtungen, und stellte ihn seiner Gemalin und der großherzoglichen Familie vor. Dies und ein andrer Beweis von menschen-

freundlicher Huld, daß der Großherzog, als Becker krank wurde, für ihn, wie ein Vater, sorgen ließ, muß hier erwähnt werden, weil es einen Blick in jenes, seit der französischen Revolution ganz entschwundene, glückliche Zeitalter des Friedens, thun läßt, wo alle Stände sich in dem Kreise des Guten und Schönen befreundeten, wo die Höhern ohne Spannung sich großherzig mild gegen jeden ausgezeichneten Mann gern aussprachen, und wo der Reiz des geselligen Lebens vor keinen gespenstigen Zeichen, die unsere Zeit an der Stirne trug, und zum Theil noch trägt, in das enge Haus zurückfloh, sondern den Erholung Suchenden mit heitrer Ruhe erquickte. Diesen Zweck des veredelten geselligen Umgangs behielt Becker auch in der Folge, als er dieses Taschenbuch und die Erholungen herausgab, stets im Auge.

Becker machte in Florenz, wo ihn die Georgophilen in ihre Gesellschaft aufnahmen, unter andern auch die Bekanntschaft des Grafen von Hohenwart, des jetzigen Erzbischoffs von Wien. Dieser von ihm hochverehrte Mann, mit dem er späterhin lange in Briefwechsel stand, trug viel zu den Annehmlichkeiten seines Aufenthaltes in Florenz bei.

Der Großherzog begleitete nicht nur Beckern mit mehreren Empfehlungsschreiben, unter andern an die

Erzherzogin Marianne, Aebtissin zu Klagenfurt, welche den Reisenden gütig aufnahm und huldvoll auszeichnete; sondern er übertrug ihm auch späterhin die Besorgung eines wichtigen Geschäfts, wofür er ihn fürstlich belohnte. In Livorno, wo ihn der Großherzog an den Gouverneur, Grafen Montauti, empfohlen hatte, hielt sich Becker vier Wochen auf, zum Theil im Hause des Grafen. Die Thätigkeit eines Stapelplatzes und Seehafens mußte für seine Phantasie, wie für seinen Verstand, ein gleich interessanter Gegenstand seyn. Nicht weniger glücklich war Becker in Neapel. In Rom, wo er oft im Hause des bekannten dänischen Ostindienfahrers, Capitain Peter Dahl, war, der ihn in der Folge, im Jahre 1787, in Dresden wieder aufsuchte, dankte er vorzüglich seiner genauen Bekanntschaft mit dem als Bildhauer geachteten Künstler, Trippel, und mit dem Steinschneider Hecker, *) viele Beobachtungen, die andre Reisende oft in längerer Zeit nicht machen können. Dies und sein praktisch geübter Blick, erleichterte ihm hier, und besonders in Neapel, die Ausführung seines Plans, seltene

*) Beide waren geborne Dresdner. Hecker, geboren 1749, heißt auch bei Füßli: Carl Wilhelm Höckner.

Zeichnungen, Antiken u. a. Kunstwerke zu sammeln.*) Sein Reisejournal aber ging verloren, als ihm der Koffer, nicht weit von München, abgeschnitten wurde. — So war diese Reise, eine lange Krankheit Beckers in Pisa abgerechnet, im Ganzen überaus glücklich; und man muß bedauern, daß ein so feiner und dabei gutmüthiger Beobachter, den wichtige und interessante Verbindungen ungewöhnlich begünstigten, nichts über dieselbe bekannt gemacht hat. Als eine reife Frucht seiner Weltansicht und des ihm eigenen guten Tons in der Darstellung kann man jedoch seine mit Beifall aufgenommenen „Erzählungen" betrachten.

Am Ende des Jahres 1784 kam Becker nach Dresden zurück, und trat sein Amt wieder an, das er bis zum Jahr 1795, von seinen Zuhörern geachtet und geliebt, verwaltete. Heftige Gichtübel, die mit den Jahren zunahmen, unterbrachen seine Thätigkeit. Im Jahr 1794 war er vier Monate gefährlich krank. Sein Chef verlor hierüber, aus wohlmeinendem Eifer

---

*) Jene Zeichnungen befinden sich jetzt in der reichen Sammlung des Herzogs von Sachsen-Teschen, an den sie Becker verkauft hat. Die von ihm angelegte, ausgesucht schöne Kupferstich-Sammlung befindet sich noch unter seiner Verlassenschaft, so wie eine Handschrift von sämmtlichen Briefen des Petrarka.

für das Institut, die Geduld, und glaubte ohne Rücksicht auf die gerechte Schonung und Achtung, die man einem kranken Diener des Staats schuldig ist, ihm nachtheilige Veranstaltungen treffen zu müssen. Dies wurde für Beckern eine neue Quelle von Leiden. Er bat deshalb den Kurfürsten um seine Entlassung, und hielt zugleich um die erledigte Stelle eines Aufsehers bei der Antiken-Gallerie und dem Münzkabinette an. Der Kurfürst schlug sie ihm ab, unter der Bedeutung, er könne dem Staate in seinem bisherigen Berufe besser nützen. Er solle sein Amt, sobald er genesen, wieder antreten. — Da aber jenes, alle Wirksamkeit störende Misverhältniß fortdauerte, so erneuerte Becker sein Gesuch, und der Kurfürst ertheilte ihm im April 1795 jene Stelle, welche seiner Kunsterfahrung eben so angemessen war, als seiner Neigung. Er widmete sich seitdem beiden Sammlungen mit regem Eifer. Mehrere junge Künstler schlossen sich mit Vertrauen an ihn an. Auch beschäftigte er durch seine schriftstellerischen Unternehmungen die talentvollen Zeichner, Kupferstecher und Architekten Dresdens und an a. O. auf eine der Kunst selbst sehr förderliche Art. Bei einem ausgebreiteten, literarischen und freundschaftlichen Briefwechsel mit Gelehrten und Künstlern, mit Göthe,

Schiller, Kästner, Wieland, Lessing, Herder, Garve, Klopstock, Weiße, Heyne, Huber, Junge, Meyer, Wolf, mit dem Rathe und Ritter Neumann in Wien, dem Rathe und Ritter Mader in Prag, mit Tiedge, Langbein, Rochlitz, St. Schütz, Eberhard und Andern, — von denen er die meisten persönlich kannte — theilte er nicht allein Auswärtigen wissenschaftliche und artistische Nachrichten über jene Sammlungen gern mit, sondern fand auch Gelegenheit, seltene Münzen, unter andern eine Sammlung alter griechischer Münzen in Konstantinopel, vortheilhaft für das Dresdner Cabinet anzukaufen, oder einzutauschen. Doch konnte sein Vorschlag, das Cousinery'sche Münzcabinet in Smyrna durch den dänischen und sächsischen Geschäftsträger, Baron von Hübsch, mit welchem er in Verbindung stand, gegen eine Quantität des in der Niederlage aufgehäuften alten Meißner Porzellans eintauschen zu lassen, nicht ausgeführt werden. *) Eben so wenig war es ihm möglich, einen vollständigen Katalog über das Münzkabinet zu hinterlassen, weil es seit

*) Dieses reichhaltige Cabinet kaufte in der Folge der, Wissenschaft und Kunst schätzende und fördernde, Kronprinz von Baiern für 40,000 Gulden.

1806 öfters eingepackt und längere Zeit ungenutzt bleiben mußte. Durch sein Augusteum aber, und durch sein Münzwerk, führte er die Kenner, den Künstler und jeden Kunstfreund auf die erfreulichste und lehrreichste Weise in das Innere jener reichen Sammlungen ein. Das Augusteum machte zuerst dem Auslande bekannt, nicht, wieviel, sondern was Dresden von antiken Kunstwerken besitzt. Als Beweis der Achtung, die dem würdigen Herausgeber dafür zu Theil ward, kann hier angeführt werden, daß ihn die Akademie der Archäologie zu Rom, durch ein, von dem Präsidenten, Ritter Canova, ausgestelltes Diplom, im Jahr 1811 zu ihrem correspondirenden, und die kaiserlich königliche Akademie der vereinigten bildenden Künste zu Wien, unter dem Präsidenten von Sonnenfels, im Jahr 1812, zu ihrem Ehrenmitgliede ernannte. Seiner in der Garten- und Landbaukunst gezeigten ökonomischen Kenntnisse und gemeinnützigen Denkart wegen, hatte ihn schon früher, im Jahr 1799, die unter ihrem Director, dem verdienstvollen Conferenzminister, Grafen von Einsiedel, wirksam thätige, landesherrliche Leipziger ökonomische Gesellschaft als Ehrenmitglied aufgenommen.

Sein Beruf erweiterte sich, als er im Jahr 1805, mit Beibehaltung seiner bisherigen Aemter, eine Aufseherstelle bei dem königlichen Schatze im grünen Gewölbe, und den Titel eines königlichen Hofraths erhielt. Aber zugleich nahm seine Kränklichkeit zu. Er litt jedes Jahr, fast täglich, mehr oder weniger schmerzhaft, an den hartnäckigsten Gichtübeln, denen weder die Kunst, noch der wiederholte Gebrauch der böhmischen Bäder, abhelfen konnte. Doch vermochte kein körperlicher Schmerz seinem Geiste die Anmuth und jene heitre Ruhe stiller Thätigkeit zu rauben. Er bestätigte das Wort jenes alten Römers, eines Zöglings der Stoa und der Akademie: „den kräftigen gesunden Geist beugt nimmer der Schmerz des Körpers.“ *) Er sprach in den heftigsten Anfällen der Krankheit mit einer Freiheit und Klarheit des Geistes, welche ihn auch in seiner letzten, fünfmonatlichen Krankheit, wo er fast stets bettlägrig war und an seinem ganzen Körper vielfach litt, nicht verließ. Erst wenig Tage vor seinem Tode verlor er die Kraft zu sprechen. Seinem Freunde Garve ähnlich, war er ein seltnes Muster im Leiden, aber auch sein

*) Cic. quaest. tusc. IV. 14. „animi valentes morbo tentari non possunt.“

ganzes Haus war die fromme Wohnung der Liebe und der Geduld. Und hier muß, — die Bescheidenheit der Hinterlassenen erlaube dies, — gerecht und wahr gesagt werden, was Becker als das Glücklichste in seinem Leben pries: er besaß in seiner Gattin, Wilhelmine geborner Viol aus Dresden, eine Freundin, Rathgeberin und Helferin, eine Mutter seiner fünf Kinder, die, vereint mit diesen, durch Liebe, Fassung, Muth und Standhaftigkeit eben so sehr ihn emporhielt und erquickte, als sie durch einen alles still und verständig ordnenden Fleiß ihn unterstützte. —

Doch ein tiefer als Krankheit, an der Wurzel des Lebens nagender Schmerz drückte sein aufrichtiges, treues, teutsches Herz: das Schicksal Teutschlands, vorzüglich seit dem Jahr 1806, und — der Anblick eines geliebten, drei Jahre schon unheilbar siechenden und schmerzlich leidenden Sohnes, den er, wie alle seine Kinder, sorgfältig erzogen und für die Universität vorbereitet hatte. Auch bekümmerte ihn, während der kriegerischen Tage des Aprils und Mai's im Jahr 1813 das Schicksal seines jüngsten Sohnes in der Landschule Pforta, wohin er ihn selbst gebracht und den Lehrern übergeben hatte. Er sah ihn noch vor seinem Tode. Zu diesem allen kamen

die unter diesen Umständen doppelt lastenden, durch die Zeitereignisse herbeigeführten häuslichen Sorgen. Seit dem 19. März 1813, der Beckern tief erschütterte, wo die Sperrung ihn überdies von ärztlicher Hülfe abschnitt, und noch mehr seit dem seine Hoffnung niederschlagenden Gange des Kriegs im Mai desselben Jahres, verschlimmerte sich auffallend die Krankheit des selbst in seiner Wohnung beunruhigten Mannes. Eine Familie, die ohne männlichen Beistand zwei gefährliche Kranke wartete, mußte in ihre Miethwohnung fast ununterbrochen, über drei Monate, oft 20 bis 28 Mann fremdes Militär, und dabei noch 3 bis 5 Officiere aufnehmen und verpflegen: so groß war und blieb auch späterhin diese Last, vorzüglich in Neustadt!

Da brach endlich das dunkle Schicksal unsrer Zeit auch über dieses Haus von allen Seiten herein! Becker starb; seiner zweiten zweiundzwanzig jährigen Tochter Emilie zerriß der Verlust des Vaters das Herz; sein einundzwanzigjähriger ältester Sohn sank nach dreijährigem Sterben, von des Vaters Tod erschüttert, ihm nach ins Grab; die jüngste Tochter warf eine gefährliche Krankheit auf viele Wochen nieder: die Mutter stand einsam mit der ältesten Tochter, und weinte still. Auch einen alten Freund

des Hauses, den Professor Graff, ergriff der Schmerz um Beckern, den er besuchen wollte und todt fand; er starb bald nach ihm.

Dies traf Eine Familie in dreiwöchentlicher Zeit, unter den Lasten des Kriegs!

Bedarf es für den, welcher diese Reihe von Erfahrungen und Prüfungen in dem Leben Eines Mannes überblickt, noch der Schilderung: was Becker war, und wie er es wurde?

Wer den einfachen, mit seinem Werthe nicht unbekannten, aber bescheidenen, seine Kraft richtig beurtheilenden, Maas, Ziel und Ordnung in jeder Sache haltenden Mann, den auch das Aeussere, vorzüglich Blick und Ton der Rede, in denen Freundlichkeit und Ernst mit dem verhüllten Leiden sanft sich mischten, interessant machte, im Leben gekannt hat, den wird es freuen, seinem Bilde, von Graff gemalt, und von Heinrich Schmidt in Kupfer gestochen, in diesem Büchlein zu begegnen. Seine Freunde werden nie sein treues, wohlwollendes, zu Rath und Hülfe stets bereites Herz, die Seinigen werden nie den liebevollen Gatten, und den für sie rastlos thätigen, väterlichen Erzieher vergessen.

Seine Zeitgenossen endlich werden ihn, gleich einer willkommenen, heitern Erscheinung im Leben, stets mit Achtung und Zuneigung nennen. Das Augusteum wird ein schönes Denkmal seines Geschmacks und Kunstblicks, seiner praktischen Umsicht, seines Unternehmungsgeistes und seiner unerschütterlichen Beharrlichkeit bleiben. Sein letztes, kurz vor seinem Tode vollendetes, Werk über zweihundert seltene Münzen des Mittelalters, wird fortdauernd in der gelehrten Welt seinen Fleiß und seine numismatische Erfahrung, wie seine artistische Genauigkeit und Sorgfalt, beurkunden. Auch der vergängliche Kranz der geselligen Freude, den er seit einer Reihe von Jahren, oft schmerzvoll leidend, und zuletzt noch für das Jahr 1814, mit frischem Herzen im Angesichte des Todes flocht, wird — dafür bürgen die Namen seiner Mitarbeiter und Beckers eigene Beiträge — nicht ganz verwelken: denn der Funke der Poesie, der in ihm war, und der ihn zu Gesängen begeisterte, die Volkslieder *) geworden sind, kann nicht erlöschen. Diese Lieder allein erhalten sein An-

*) „Alles liebt und paart sich wieder ꝛc.“ und „Gelesen sind die Berge nun ꝛc.“

denken. Was sterblich an ihm war, verwebe in zarten Blumenstoff, seine Freundin, die Natur! Uns hinterließ er den Wunsch seines Herzens: Möge die heitre Ruhe des Guten und Schönen bald und auf immer ihren blauen Aether in unsern Dunstkreis voll Gewitterschauer herabsenken!!

F. Ch. A. Hasse.

# Verzeichniß der von W. G. Becker herausgegebenen Schriften.

Ueber den Standort dieses Gelehrten in der Literatur findet der Leser viel Interessantes in der schon angeführten, geistvollen Skizze vom Hofrath Böttiger. Hier mögen die Schriften, nach dem Orte des jedesmaligen Aufenthalts ihres Verfassers geordnet, so auf einander folgen, wie sie durch ihre Titel schon, den Gang seiner schriftstellerischen Thätigkeit in den verschiedenen Lagen seines Lebens bezeichnen. Er gab heraus:

I. In Leipzig: 1) Dandre' Bardou's Costüme der ältesten Völker, a. d. Franz. m. Anmerk. Leipzig, Müller 1776. 5 Hefte, gr. 4. mit Kuf. 5 Thlr. — 2) Vom Costüme an Denkmälern. Leipz. Müller 1776. 8. 6 Gr. — 3) Gedichte an Elisen. Leipz. Crusius. 1775.

II. In der Schweiz: 4) Die drei Pachter, ein Schausp. nach d. Franz. des Morvel. Gotha. Ettinger. 1778. 8. 5 Gr. 5) Von Verschönerung der Natur um Landwohnungen; a. d. Franz. des Marquis v. Girardin. Leipz. Breitkopf. 1779. 8. 12 Gr. — 6) Die unglücklichen Folgen der Modephilosophie, oder der Sieg des Christenthums; a. d. Franz. v. Vernes. Leipzig, Breitkopf 1778. 8. 2 Thlr. — 7) Die Erscheinung, oder Begebenheiten des Neokles, Sohn des Themistokles. Leipz. 1779. 8. — 8) Das Liebesgrab, ein Schauspiel mit Gesang. Heidelberg, Pfähler. 1779. 8. — 9) Lob der Narrheit, v. Erasmus, lat. u.

deutsch; mit 83 Holzschnitten nach Holbeins Zeichnungen. Basel 1780. 8. u. Berlin 1781. 8. 2 Thlr. 12 Gr. — 10) Magazin der neuern französischen Literatur. Leipz. Breitkopf. 1780. fortges. in Leipz. bis 1782. 8. 12 St. 3 Thlr.

III. In Leipzig: 11) Ephemeriden der Menschheit. Lpz. Weigand. 1782—86. 8. — 12) Ueber Wasser'n und seinen Prozeß, an Gleim; nebst A. C. Schlözer's Anmerk. Frankf. a. M. Brönner. 1782. 8. 5 Gr.

IV. In Dresden: 13) Vermischte Blätter. Dresden. Walther. 1790. 8. 1 Thlr. — 14) Taschenbuch zum geselligen Vergnügen. Leipzig. Voß. Gleditsch. 16. mit Kupf. und Musik, 1791 — 1814. 16 Gr. — 1 Thlr. 16 Gr. 24 Jahrgänge. — 15) Das Seifersdorfer Thal. Mit 40 Kupf. Leipz. u. Dresden, 1792. gr. 4. und n. Aufl. mit 46 rad. Blättern v. Darnstedt. Leipz. Voß. 1799. 4 Hefte. 4. 6 Thlr — 16) Taschenbuch für Gartenfreunde. 5 Jahrg. Leipz. Voß. 1795 — 99. 8. mit Kupf. 6 Thlr. 16 Gr. — 17) Linna's Ferien, oder Samml. verschiedener Aufsätze zur nützlichen und angenehmen Unterhaltung. 8 Bdch. Leipz. Voß. 1797. — 18) Landschafts- u. Gartengebäude. Leipz. Voß. 1798. 4 Hefte. gr. Fol. mit 36 Kupf. in Aquatinta, nach Zeichnungen v. Schäfer, Schweinder, Heine, Klinski. 18 Thlr. — 19) Darstellungen. Leipz. Voß. 1—3. Bd. 1793. 99. jeder Bd. 1 Thlr. 8 Gr. — 20) Leipziger Monatsschrift für Damen. 1794. u. 95. — 21) Der Garten zu Beloeil, nebst einer kritisch. Uebersicht der meisten Gärten, a. d. Französischen v. Fürsten v. Ligne, (der den Verfasser hierzu selbst aufgefordert hat) mit Anmerk. Dresden. Walther. 1799. 2 Thle. 1 Thlr. — 22) Der Plauische Grund bei Dresden, mit Hinsicht auf Naturgeschichte und schöne Gartenkunst. Nürnberg. Frauenholz. 1799. kl. Fol. mit 25 von Klengel nach der Natur gezeichneten und von Darnstedt

gestochenen Kupferblättern. — 23) Amasis, eine Begebenheit der Vorwelt; n. d. Franz. v. St. Pierre. Görlitz. Anton. 1800. 8. 22 Gr. — 24) Erholungen. Leipz. Gleditsch. 1796 — 1810. jeder Jahrgang von 4 Bändchen. 8. 60 Thlr. seit 1808 — 10 unter dem Titel: Neue Erholungen ꝛc. — 25) Charaktere und Costümes aus den Darstellungen der kurfürstl. sächs. Hofschausp. Gesellschaft, nach den Leben gez. gest. u. colorirt v. Schröter u. Oelsner. Leipzig. Hinrichs. 1804. 2 Hefte. Fol. mit 12 colorirt. Kupfern. 6 Thlr — 26) Der Wiedererzähler. Dresd. Gerlach. 1804. — 27) Augusteum, Dresdens antike Denkmäler enthaltend. Nach Zeichnungen v. Matthäi ꝛc. gestochen v. Krüger, Stölzel, Seyfert, Gottschick u. A. Dresden, b. d. Verfasser. (Leipzig, in Commiss. bey Gleditsch.) Fol. 1 — 3. Bd. oder 13 Hefte compl. 1804 — 12. mit 154 Kupf. Dasselbe Werk ist auch französisch erschienen. Das ganze Exemplar 125 Thlr. — 28) Zweihundert seltene Münzen des Mittelalters, in genauen Abbildungen, mit historischen Erläuterungen, 7 Kupfertafeln, v. Heine gezeichnet, v. Stölzel d. J. gestochen. Dresden. Walther in Commiss. 1813. gr. 4. 6 Thlr. 12 Gr. — 29) Erzählungen. 2 Bändchen. Leipz. Hartknoch 1813. 8. (Der Verfasser stellte diese Erzählungen aus den von ihm herausgegebenen Schriften während seiner letzten Krankheit zusammen. Es werden noch 4 Bändchen folgen.) — 30) Guirlanden, seit 1812. Leipzig. Gleditsch. 4 Bändchen mit Kupfern. 31) Mehrere in verschiedenen Journalen und Taschenbüchern zerstreute Aufsätze u. Gedichte, z. B. über Canova und sein Urtheil über die Dresdner Antikengallerie, in Wieland's teutschem Merkur. 1799. Januar. — mehrere Gedichte in Reichard's Theaterkalender, 1778 — 80. u. s. w.

# Zwiefacher Sieg.

„Mein Cam'rad, wie behende!
Du ruh'st nicht im Quartier;
Nimm diesen Druck der Hände;
Was zitterst du vor mir!

Mußt du denn immer sorgen,
Es wird dir allzu schwer;
Dien' heut', so dien' ich morgen,
Sonst duld' ich's nimmermehr.

Du richtest Trank und Speise,
Du spülst den Becher aus;
So war der Schwester Weise,
Es wird mir, wie zu Haus.

Was schau'st du nun zur Erde,
Glühroth wird dein Gesicht;
Noch sah ich an Gebehrde
Kein Antlitz schöner nicht.

Doch fliehst du oft bei Scherzen,
Und sitzest ganz allein;
Du hast was auf dem Herzen,
Laß mich dein Bruder seyn."

Er wendet sich — „ins Freie!
Halloh! der Feind rückt an.“ —
„„Nun, Cam'rad, Brudertreue!
Wir steh'n für einen Mann.““

Hoch nach des Sieges Krone
Schwingt er sein blankes Schwert.
„O rascher Jüngling, schone
Dein Leben, mir so werth!

O könnt' ich ihn entraffen!
Sie fallen über mich;
Es klirren tausend Waffen,
O Cam'rad, rette dich!

Er drängt sich mir zur Seite,
Weh' mir um solche Treu'!
Er wird des Feindes Beute,
Steh' Gottes Arm mir bei.“

Triumph! die Feinde fliehen, —
O weh! er liegt im Blut;
Die Lippen, bleich, verblühen,
Wo ist noch Lebensflut!

„Mach' frei die Brust“ — o Grauen,
O Freud' und bittrer Schmerz!
Was muß ich jammernd schauen!
Hier schlug ein Jungfrau-Herz.

Noch stammelt sie: „zu wenig
That ich auf dieser Bahn,
Es war für meinen König
Und dich, was ich gethan.“

„„So warst du still mein eigen,
O Jungfrau, fromm und gut!
Doch will ich's treu verschweigen,
Daß höher strahl' dein Muth.

Im Kampf hast du die Liebe
Bekämpft, mein Licht und Stern,
Daß ganz dein Leben bliebe
Dem König, deinem Herrn.

Den König nicht berauben
Will ich um solche Huld,
Daß nicht, die Arges glauben,
Dich zeihen fremder Schuld.

Zwiefachen Sieg errungen
Hast du im tapfern Streit;
Bald preisen tausend Zungen
Die Heldin weit und breit.

Dem Vaterland ein Spiegel,
Sollst du, wie Sterne rein,
Dein Denkmal auf dem Hügel
Mir Wehmuth — Freude seyn.“

St. Schütze.

# Freude und Leid.

Komm mit deinen blaſſen Wangen,
Müder Menſch, an meine Bruſt;
Liebe ſoll dich hier empfangen,
Ach! und endlich Glück und Luſt,
Endlich eine frohe Stunde
Dich in rein're Lüfte heben,
Daß ſie heile ſanft die Wunde,
Und, wo ſtille Seufzer weben,
Wieder möge Lächeln ſchweben.

Wende nicht den Blick der Thränen!
Denn ich kenne deinen Schmerz,
Und dein Hoffen und dein Sehnen,
Und dein Ringen himmelwärts;
Aber auch was herrlich lohnet
Deines Kummers leiſen Klagen,
Was in Seelen lebt und wohnet,
Welche nicht der Laſt erlagen,
Stark, des Lebens Schmerz zu tragen.

Darf ich nicht mit allen Gaben,
Die auf eurer Erde blüh'n,
Euch erquicken, tränken, laben,
Und den Blick zum Himmel zieh'n?
Daß er freudig lieb' und danke,
Freudig zu den Sternen sehe,
Nimmer zage, nimmer wanke,
Und die Geber in der Höhe,
Und die Himmlischen verstehe!

Und ich sollte minder lieben,
Weil ich Kummer dir verhieß,
Deine heitre Stirne trüben,
Und die Augen weinen ließ?
Sterblicher der kleinen Erde!
Wolltest du der Leiden missen,
Nicht zu tragen die Beschwerde;
Ward dir in Bekümmernissen
Nicht dein Glauben, Hoffen, Wissen?

Kannst du lieben, wenn in Ketten
Herz und Brust der Jammer schlägt;
Kannst du trösten, dulden, retten,
Tragen, wie ein Froher trägt?

Soll ich dir die Liebe rauben,
Die an Himmlische dich reihet,
Aber nur in schönem Glauben
An des Lebens Glück gedeihet,
Nur dem Glücklichen sich weihet?

Hast du nie den Trost genossen,
Wenn dein Herz in Kummer brach,
Daß dir fremde Thränen flossen,
Und der Mund der Liebe sprach;
Und du könntest es vergessen,
Müßtest glühend nicht umschlingen,
Nicht ihm Liebe unermessen,
Nicht ihm Trost und Seegen bringen,
Der im Dunkel noch muß ringen!

Wird dich hohe Glut entzücken,
Wenn die Freude Kraft nicht schenkt,
Wenn dich schwüle Stunden drücken,
Und dein Flügel matt sich senkt?
Ach! in deinem Aerndtekranze
Sollten alle Rosen glühen,
Bei der Sonne stetem Glanze,
Sonder banger Stunden Mühen,
Blüte dir und Aerndte blühen!

Nur Geläuterten und Reinen,
Viel geprüft und viel versucht,
Soll das volle Licht erscheinen
Und des Lebens reife Frucht.
Daß der Mensch den Frieden finde
In der Zeiten schwanken Wogen,
Aller Täuschung Wahn verschwinde,
Und, um keine Kraft betrogen,
Göttern sei der Mensch erzogen.

F. Kuhn.

---

## Auf den Tod einer blinden Harmonikaspielerin.

Sanft verhallend ausgeklungen
Haben ihre Feiermelodie'n;
Ihre Seele hat sich aufgeschwungen
Zu den höhern Lebensharmonie'n,

Zu des Himmels hohem Frieden,
Den kein Sturm aus sanften Seelen reißt.
Dunkel lag um ihren Blick hienieden,
Lichtes Leben war um ihren Geist.

Nur das hehre Geiſtigſchöne
Lag vor ihrem innern Blick erhellt,
Und das wunderbare Reich der Töne
Sprach zu ihr von einer höhern Welt.

Die hat ſie empor gerufen,
Und ſie durfte ſich getroſt ihr nah'n;
Und die Hände, welche Sonnen ſchufen,
Goßen Licht auf ihre neue Bahn.

Was ihr inn'res Auge ſchaute,
Drängte ſüß begeiſtert ſich hervor;
Von der Erde riefen alle Laute
Ihrer Lieder das Gefühl empor.

Wonne war's, ihr nachzuſchweben!
Jeder Pſalm, der ihrem Geiſt entquoll,
War ein Klang aus ihrem frommen Leben,
Der in reine Herzen überſchwoll.

Komm, o Lenz, ihr Grab zu krönen,
Goldnen Krokus ſtreu' auf ihre Gruft!
Und melodiſch, gleich den Nachhalltönen
Ihrer Lieder, ſey umher die Luft!

Tiedge.

# Verwandlung.

Der Morgen hatt' eben weit und breit
Das Licht und die Farben ausgestreut,
Da kam ein munterer Jägersmann
In seiner hellgrünen Heimath an:

„Gott grüße dich, lieber, schattiger Wald,
In dir hat die Freude so manche Gestalt;
Bald liegt ein Hirsch, ein Hase bald da,
Und dazwischen klingt lustig das Horn tra, ra, ra.

Drum Wald und Jagen und Hörnerklang,
Die könnt' ich nicht lassen mein Lebelang;
Es giebt, ich schwör' es, nicht Leben noch Lust,
Als in des Jägersmanns freier Brust.

Auch Mägdelein kommen und Mägdelein geh'n,
Dem braunen Jäger in's Auge zu seh'n,
Hier küßt er die eine, die andere dort,
Doch giebt er keiner sein Herz mit fort."

Da tritt ein Wild in der Ferne auf,
Und lenket des rüstigen Jägers Lauf
Aus dem Wald über Berg' und Saaten jetzund
Nach einem Hause im Mühlengrund.

Der Jägersmann kommt zum ersten Mal
In's stille, trauliche Mühlenthal,
Und aus dem kleinen Müllerhaus
Da sieht ein holdes Gesicht heraus.

Der Jägersmann bleibt von weitem steh'n,
Solch' Augen hat er sein' Tage nicht gesehn;
Ihr Licht fließt ihm in's Herz hinein,
Wie süßer, lieblicher Mondenschein.

Doch drinnen wird der Schein so heiß,
Daß er sich gar nicht zu lassen weiß,
Und Wild und Jagd und Alles vergißt,
Und bald bei Mägdlein am Fenster ist:

„Gott grüße dich, des Thales freundliche Zier,
Ich habe nach Hause so weit von hier;
O fänd' ich doch den kleinsten Platz
Zu Nacht in der Mühle, du schönster Schatz!"

Und plötzlich brennt in Purpurlicht
Des Mägdleins zartes Angesicht;
Ihr braunes Auge nimmt zum Flehr
Die schöne, lange Wimper vor.

„Hört, Vater, ein Jägersmann ist draus,
Der hätte gern ein Plätzchen im Haus!"
Und mit dem Worte geht darauf
Vollends ihr Antlitz in Flammen auf.

Der Vater rückt die Mütze fein:
„Bons dies, sollt mir willkommen seyn;
Aber, Herr Waidmann, ihr endet heut'
Euer Tagewerk bei gar früher Zeit."

Da stammelt der Jäger kreuz und queer
Von kranken Füßen etwas her;
Doch klang und schien es g'rade so,
Als säße die Krankheit anderswo.

Der Jäger, sonst so lustig, brach
Sein Schweigen wenig den ganzen Tag;
Auch Mägdlein war gar seltsam stumm,
Doch wußten sie beide wohl warum.

Der Vater sah lange dem Dinge zu,
Doch endlich zürnt' er: „Nu, nu, nu!"
Und stellte sich dazwischen hinein,
Und fragte: „Was soll mir das denn seyn?

Was schielt ihr, Herr Jäger, so nach ihr hin,
Als hättet ihr nicht Gutes im Sinn?
Was faßt ihr, wie von Wuth entbrannt,
Zuweilen des Mädels geduldige Hand?"

„„Herr Müller, das Mägdlein, ich sah sie nur an,
So hatte sie mir's auch angethan;
Ihr Auge blickte das Herz mir wund,
Das wird nur durch ihre Hand gesund.

Als Junggesell' lebt' ich bis diesen Tag;
Doch da es länger nicht gehen mag,
So gebet hübsch den Willen drein,
Und laßt mich euern Eidam seyn.""

„Euer Wort und Bitten in Ehren, doch nein,
Kein Jägersmann darf mein Eidam seyn;
Es taugt zu häuslichem Müllerblut
Das rasche Jägerleben nicht gut.

Die Mühle schirmet vor Regen und Wind
Und erbt schon lange von Kind auf Kind;
Drum braucht meine Tochter 'nen Müllersmann,
Der fein das Werk betreiben kann."

Flugs zieht seinen Rock der Jäger aus,
Und bleibt als Müllerpursch' im Haus,
Giebt seufzend Tasch' ab und Gewehr,
Und schleppet an dem Mehlsack schwer.

Er schwitzt in der Mühle Tag und Nacht,
Bis er's zum Meister hat gebracht,
Führt zum Altar das Mägdelein
Und läßt nun Wälder Wälder seyn.

Und später küßt er Frau und Kind,
Und sitzt geschirmt vor Regen und Wind,
Und schwört: Es giebt nicht Leben und Lust,
Als in des Gatten liebender Brust.

F. Laun.

# Die ſchwermüthige Nonne.

Was blinkſt du, falbes Abendlicht,
In meiner düſtern Zelle,
Durch's Fenſter, das Cypreß umflicht,
So ſtets auf eine Stelle?
Was fällſt du, Mond, ſo ſchauerlich
Nur auf die eine nieder,
Und ſchimmerſt ſtets, als ſucht'ſt du mich,
Vom Bild des Todes wieder?

Dort neigt die Jungfrau hold und rein
Sich zu dem Himmelsknaben;
Was bleibt des Bildwerks goldner Schein
In Dämmerung begraben?
Darf an Maria's Gnadenblick
Sich nicht die Sünd'rin ſonnen,
Und neideſt du das kleine Glück,
Die Ahnung jener Wonnen?

Wenn ließ ich je den Blumenkrug
Der Opfergabe miſſen?
Grünt dort nicht Rosmarin genug
Mit Veilchen und Narziſſen?
Was fliehſt du jetzt, die oft dein Strahl
Im Gartenbeet beſchienen?
Darf nicht der Farben ſanfte Wahl
Dem Aug' zur Labung dienen?

Und willſt du nicht mit deinem Glanz
Ein ſchuldlos Spiel erhellen,
Dort am Johannisbild den Kranz
Verſchwiegner Immortellen,
Des Lieblingsjüngers hold Geſicht,
Die engelgleichen Züge?
Verletzt es meine Kloſterpflicht,
Wenn ich mich ſelbſt betrüge?

Sieh dort die Cither an der Wand —
Mein Sehnen und mein Lieben —
Um ihren Hals das grüne Band,
Das einzig mir geblieben!
Im Lenz des Lebens durfte mich
Der Hoffnung Farbe kleiden;
Darf nicht die Gottverlobte ſich
An einem Bande weiden?

Lischt alles hin, was Licht und Reiz
Verbreitet auf das Leben?
Muß selbst das blanke Silberkreuz
In dunkelm Schatten schweben?
O wehe mir! Kein heller Strahl
Darf meinen Kerker malen;
Der Todtenkopf nur bleich und kahl
Erglänzt in Mondesstrahlen.

Schon gleich' ich ihm; der Weste Spiel,
Des Minneliedes Feier,
Die Flut der goldnen Locken fiel
Zum Opfer für den Schleier.
Weich, grausend Bild! — ihr Lichter, gebt
Beruhigung dem Herzen! —
Weh! weh! auch euer Flämmchen bebt
Gleich matten Todtenkerzen!

F. Kind.

---

## Correggio's Nacht.

Göttliches Licht entstrahlt dem Gesicht des geborenen Heilands,
Froh glänzt Alles um Ihn von dem verklärenden Strahl.
So auch, Liebe! belebst du die Welt mit harmonischen Farben;
Wo du, Liebliche! fehlst, starren die Nacht und der Tod.

Messerschmid.

---

# Hold-Nanny und der Graf.

Hold-Nanny, des Försters Töchterlein,
Sein Leben und seine Wonne,
Thät ihre Tage der Unschuld weih'n;
Keusch war sie, gleich der Madonne.
Doch, Rosen und Lilien zum Kranze geschlungen,
Hat sie gar lustig im Dorfe gesungen:
„Wer freit mich, ihr lieben Jungen?"

Ein junger und reicher Burggraf bot
Für Lust ihr — Gold und Geschmeide;
Da rief sie von edlem Zorne roth:
„Nur Recht thun ist meine Freude!"
Doch, Rosen und Lilien zum Kranze geschlungen,
Hat sie gar lustig im Dorfe gesungen:
„Wer freit mich, ihr lieben Jungen?"

Dem reichen Grafen gefiel allein
Hold-Nanny, die Fromme, vor Allen;
Sie ward an dem Hochaltare sein;
Ihr Loos ist glücklich gefallen.
Doch Rosen und Lilien zum Kranze geschlungen,
Hat sie nicht wieder im Dorfe gesungen:
„Wer freit mich, ihr lieben Jungen?"

Haug.

# Der Kampf.

## Ruſſiſche Volksſage.

Er trat hervor in der Waffen Pracht,
Die Keule erhoben zum Streit,
Im Nacken geſchürzt ſeines Haares Nacht,
Die Hüften zottig und breit,
Ein Panzerhemd um die rauhen Brüſte,
Der Petſcheneger, der Sohn der Wüſte.

Wol zwiſchen der feindlichen Heerbannei
Und Wladimir's eiſerner Schaar,
Erhob ſich im Felde zu ſeh'n und frei
Umſteint ein Heidenaltar;
Hier fällt vor Perun's Gebild er nieder,
Im Staube badend die Rieſenglieder;

Und ſchwört: „Gewährſt du mir morgen Heil,
Du Donn'rer mit feurigem Arm!
So werde des Feindes Herz dir zu Theil,
So blut' es dir zuckend und warm;
Ja alle Gefangenen von den Seinen
Soll gleiches Opferlos vereinen!“

Doch ſtill, nach friedlich geſprochnem Gebet,
Sein frommer Gegner entſchlief,
Der morgen dem Wilden entgegen geht,
Iwan, den der Herzog berief,
Der fern am nordiſchen Winterfeuer
Den Nerv' ſich geſtählt, in Gefahr ſo theuer.

Und rings die ſchattende Nacht entweicht,
Die Wolken ſchon wälzen ſich roth,
Als Iwan der einſamen Furt entſteigt,
Und, nach des Feldherrn Gebot,
Bewehrt mit dem Schild und der knot'gen Keule,
Zum Heer ſich begiebt mit behender Eile.

Und ernſt zu Wladimirs Kriegesgezelt
Der ruhige Streiter ſich drängt:
„Herzog, du haſt mich zu thun beſtellt,
Was Manchem die Bruſt wol beengt,
Zu ſchlagen den Mann, der nach Blut gelüſtet,
Verfolgt vom Heer, das dein Reich verwüſtet.

Ich wag' es, im Glauben gerecht und treu,
Obſchon nur Fremdling im Heer;
Doch nimmer mein Vorſatz nur Frevel ſey,
Drum bitt' ich dich heilig und hehr,
Du mögeſt zuvor meine Kraft erproben —
Mein Muth iſt bewährt, der kommt von Oben."

„Dein Will'" — entgegnet ihm Wladimir —
„Dein Wunsch ist weislich und gut!
Sieh, eben wirft sich ein Auerstier
Daher in zornigem Muth;
Erlegst du diesen, wie wir es hoffen,
So bleibe der feindliche Kampf dir offen!"

Und Iwan neigt sich mit Demuthsblick,
Von Wehr und Waffen befreit;
Durch eigne Gewalt, nicht durch Waffenglück,
Will er bestehen den Streit;
Drum naht er dem Stier in verwegnem Laufe,
Und staunend umsteht ihn der Krieger Haufe.

Schnell gegen ihn stürmte mit Zorngebrüll
Der Ur; doch der Reuße, gewandt,
Entschlüpft ihm schnell und kühn, wie Achill,
Und packt mit nerviger Hand
Die Wamme, daß Nieren und Eingeweide
Hervorgeh'n aus der geborstenen Seite.

Verblutend das Unthier zur Erde sinkt;
Laut jubelt das Volk und erhebt
Den Sieger, der ihnen der Stärkste dünkt
Im Heer, das das Lager belebt.
Da tönt's zum Zweikampf von beiden Seiten;
Bald sieht man die Gegner zur Schranke schreiten.

Nur leicht geſchupptes Gering' umhegt
Des Chriſten niedre Geſtalt;
Die Linke den einfachen Stierſchild trägt,
Die Rechte ſchwingt prüfend und kalt
Die leichte Kolbe, die wol gerundet
Den Weg zum Herzen des Feindes findet.

„Iſt dies mein Gegner?“ — tritt frevelkühn
Der Petſcheneger daher —
„So, hoff' ich, wird bald mir der Siegskranz grün,
So darf ich wol leichterer Wehr!
Denn ſchon in machtloſer Jugend Tagen
Hab' ich Gelichters, ihm gleich, erſchlagen.“

„Wohl dir, haſt den Sieg du ſchon feſt gebannt!“ —
Entgegnet ihm Iwan gefaßt —
„Doch wiſſe, nicht immer im Sturm beſtand
Des Meerſchiffs ragender Maſt,
Indeſſen die Barke, emporgetragen,
Sich öfter behend der Gefahr entſchlagen!“

Eh' er vollendet, des Heiden Kraft,
Im Panzer ſchuppig und lang,
Die mächtige Keule emporgerafft,
Den erſten Streich nach ihm ſchwang,
Der, hätt' ihn Iwan ertragen müſſen,
Ihn flugs an die Pforten der Nacht geriſſen.

„Gemach!“ — ruft dieſer — „der Streich war leer,
Nicht immer zündet der Blitz!“
Und, ſchnell ihn umkreiſend mit leichter Wehr,
Gewahrt er am Hals einen Ritz,
Den nirgends des Drathes Gering' umfüget,
Obſchon ein Eiſenband drüber lieget.

Und eh' ſein Feind ſich hervorgereckt
Zum Ausfall, Iwan gewandt
Die leichte Kolb' ihm entgegenſtreckt;
Sie löſ't ihm das eherne Band;
Der Helmſturz blutig zur Erde klirret,
Der Heid' entblößt ſteht und dumpf verwirret.

Doch bald ſeine Keule verwegner ſteigt,
Die diesmal den Schwächern erfaßt;
Obſchon nur am Schilde ſie niederfleugt,
Erlag faſt der Chriſt ihrer Laſt;
Doch ſtählt er ſich, ſchleudert voraus die Keule,
Und ſtürzt gewaltig mit Sturmeseile

Dem Feind an die Bruſt, die er epheudicht
Mit mächtigen Fäuſten umrankt;
So ſehr auch der Starke, ſich ſträubend, ficht,
Doch Iwan nimmer entwankt,
Und immer verengter die Luft ihm raubet,
Daß machtlos der Heide am Boden ſchnaubet.

Jetzt flugs, in der Rechte das Schwert, obschon
Die Linke der Gegner ihm hemmt,
Droht er ihm zürnend den blut'gen Lohn,
Die Ferf' auf den Nacken gestemmt,
Doch mög' erst Wladimirs Wink entscheiden,
Ob Leben, ob Tod er soll erleiden.

Und Gnade schon beut ihm der edle Christ,
Die tückisch der Heide verschmäht,
Doch hinterrücks mit verwegner List
Verräth'risch den Blutdolch erhöht;
Da fällt ihn Iwan mit einem Streiche,
Und zuckend am Boden liegt die Leiche.

Die Feinde entflieh'n, ihres Führers baar,
Kühnt stürmt der Reußen Heer nach;
Doch Iwan entzieht sich der wilden Schaar
Und sucht sein friedliches Dach.
Verschmähend den Lohn, den der Fürst geboten,
Gnügt ihm der Schild des großen Todten. —

Beglücktes Volk, das seit grauer Zeit
So ruhmvolle Kunde bewahrt!
Das stets sich dem rüstigsten Kampf geweiht,
Wie Erz um den Führer geschaart,
Und selbst in erschütternder Stürme Walten
Sich frei auf der Woge des Kampfs erhalten.

F. Krug v. Nidda.

# Des Spielmanns Grab.

Wandrer.

Sprich, lieber Schäfersmann! — Mir ward so wundersam,
Als ich im Abendroth durch jene Haseln kam —:
Was klingt so geistergleich dort aus dem tiefen Wald,
Bald hoch, bald wieder tief, wie Bien' und Windharf' bald?

Schäfer.

So ruht ein wenig hier! Der Klee beut weichen Sitz;
Die Heerde geht zur Rast; mein Amt versieht der Spitz.
Wol Mancher hat mich schon, wenn ich's erzält, verlacht;
Doch mir krümmt das kein Haar; drum setzt Euch und gebt Acht!
Zu meines Vaters Zeit war hier ein Jägersmann,
Der sich auf viel verstand, was jetzt nicht Jeder kann.
Doch als der Wetterstrahl ihm einst den Arm verwandt,
Legt' er die Büchse ab, und nahm das Horn zur Hand.
Er strich nach Spielmanns Art durch Stadt und Dorf daher,
Das Waldhorn unterm Arm; sein Ränzel war nicht schwer.
Den Fink, die Nachtigall, weß Zweig und Furche voll,

Ahmt' mit dem Mund er nach, daß oft ihm Antwort scholl.
Frug wo die Obrigkeit ihn nach Verlaub und Paß,
Stieß harmlos er ins Horn und sprach: Wer thut mir was?
Und von des Waldhorns Klang ward jedes Herz erfreut;
So Schulz, als Amtmann, rief: Zieht hin mit Gott's Geleit!
Schmaucht' wo ein Pfarr' heraus des Morgens guter Ding',
Blies er die Melodei: Wach auf mein Herz und sing!
Fuhr wo ein hübsches Kind an's Fenster aus dem Bett',
Blies Kurt, halb hinterm Zaun: Wenn ich zwei Flüglein hätt'!
Gieng wo ein glücklich Paar bei Mondenlicht im Hain,
Scholl oft ein Abendlied voll Friedens hinterdrein.
Bei Bettlern sah man oft ihn musicirend steh'n,
Vom stolzen, reichen Kauz, der Geld bot, lachend geh'n.
Beim Vater seel'ger auch saß oft er bei dem Hund,
Und that ihm mancherlei geheime Sprüche kund.
Doch wenn ein Dieb, ein Schelm, ein Lamm, ein Mädchen stahl,
Gab oft der alte Kurt unsichtbar ein Signal.
Bald war nun weit und breit der Grünrock wohl bekannt,
Und wer ihn kommen sah, bot freundlich ihm die Hand;

Rief ihn, zu Speiß' und Trank, in Hütt' und Hufenguth;
Manch blankes Kreuzerstück fiel in den fahlen Hut.
Einst trat bei später Zeit er hier zum Wald heran,
Und fühlt', indem er blies, sein letztes Stündlein nah'n.
Es stand am Krückenstock ein Bettelmann am Rain;
Kurt rief ihn an, und sprach: „Du sollst mein Erbe seyn!
Da, nimm dieß Säckchen Geld, und auch den Jesusring" —
Den er vom Finger zog — „doch nur mit dem Beding:
Ich hab' im Wald gelebt; drum, bin ich starr und kalt,
Nicht an die Kirchhofswand, scharr' hier mich in den Wald!
Mein Bruder Tarara klang oft, mich zu erfreu'n;
Darum, bei meinem Fluch! du scharrst ihn mit mir ein!
Kann ich im Tode noch mit Blasen etwas thun,
So soll, will's Gott, mein Horn im Grab nicht müßig ruh'n."
Der alte Jäger starb; der Stelzfuß grub ihn ein;
Und nun, von Zeit zu Zeit erklang das Horn im Hain.
Es klingt, bald leis, bald dumpf, dort aus dem tiefsten Wald,
Jetzt, wie die Biene summt, jetzt, wie die Orgel schallt.
Oft tönt's von ferne ganz, nur wie ein Wiederhall,
Bald rechts, bald links, und dort, und hier und überall.

Es klingt bei Morgenroth, in heller Sternennacht,
Wenn tiefe Stille herrscht, wenn Sturm und Donner
kracht.
Es flieht der Garbendieb, es stürzt der Trunkenbold,
Spricht fern das Waldhorn an, das keinem Buben
hold.
Ich hab's gar oft gehört, und blas' ich die Schalmei,
So bläst's, als müßt' es seyn, dieselbe Melodei.
Auch Kinder hören's oft, wenn sie nach Blumen
geh'n,
Nach Beer und Haselnuß, nach Nest und Sprenkeln
seh'n.
Den Bräuten bringt es Glück; still horchend sitzt
im Grün,
Wer reines Herzens ist, und nur die Bösen flieh'n.
So hab' ich's denn erzält aus treuer deutscher
Brust;
Wenn Euch's beliebt, fahrt wohl, und lacht nach
Herzenslust!

Wandrer.

Hab' Dank für den Bescheid; Kurt's Waldhorn
gleicht aufs Haar
Der edlen Dichter Sang — gewiß, die Mähr ist
wahr!

F. Kind.

# Das Heimweh.

## Mit Musik von Dotzauer.

Oft in einsam stillen Stunden
Hab' ich ein Gefühl empfunden
Unerklärlich, wunderbar,
Das wie Sehnsucht nach der Ferne,
Hoch hinauf in bessre Sterne,
Wie ein leises Ahnen war.

Jetzt, wo von der Heimath Frieden
Ich so lang schon abgeschieden
Und in weiter Fremde bin,
Fühlt ein ähnlich heißes Sehnen
Unter sanften Wehmuthsthränen
Tief bewegt mein inn'rer Sinn.

Dieses, weiß ich zu erklären,
Ist ein inniges Begehren
Nach dem Freunde, liebend mich,
In die alten süßen Bande,
Nach dem theuren Vaterlande,
Und das Heimweh nennt es sich.

Wie? wenn jenes Unerklärte,
Deſſen heil'ge Glut ich nährte
Stets im ſtillen Herzensraum,
Wenn es auch ein Heimweh wäre
Nach der höhern, beſſern Sphäre,
Und ein ahnungsvoller Traum?

Wenn in Stunden ſeel'ger Weihe
Sich der frühern Wonnen Reihe
Dunkel wär' mein Geiſt bewußt;
Wenn ſich neue Sinne fänden,
Die das Höhere verſtänden
In der tiefbewegten Bruſt?

Ja! ſo iſt's! des Heimweh's Schmerzen
Zeigen meinem treuen Herzen
Eines Vaterlandes Glück,
Und was nie der Mund noch nannte,
Iſt aus früherm Vaterlande
Ein beſeelter Sonnenblick!

Aleſſandria
1813.

Th. Heil.

# Freundschaft durch Mittheilung.

Nicht, was uns nah umgiebt,
Ist immer nah dem Herzen;
Was fröhlich, was betrübt
Theilt mit uns Lust und Schmerzen,
Was tönenden Gedanken,
Auch fern von diesen Schranken,
Empfindend Antwort giebt,
Das ist es, was uns liebt.

Nicht, was die Noth verband
Und Täuschung rascher Stunden,
Nie innig sich verstand,
Nie Herz an Herz gebunden,
Nein, was des Geistes Regen
An seines Herzens Schlägen
Vereint und längst empfand,
Das knüpft ein heimlich Band.

So sitz' ich nicht allein
Hier, wo die Tannen rauschen;
Es strömen aus und ein,
Wenn Mond und Sterne lauschen,
Gedanken und Gefühle;
Aus fernem Weltgewühle
Tritt, heimlich in Verein
Manch treuer Geist herein.

So wird, wer hätt's gedacht!
Ein Gasthaus diese Zelle;
Und, wo ein Obdach lacht,
Ist eines Freundes Schwelle,
Da darf ich sicher schweifen,
Des Freundes Hand ergreifen;
Ihm dünkt, daß durch die Nacht
Es heimlich weint und lacht.

Gemeinsam ist der Trank
Bei Gottes ew'gem Feste:
Die Haine voll Gesang,
Hoch her vom Adlerneste
Bis, wo die Bäch' entquollen,
Wo Strom und Donner rollen,
Was lebt und wogt, im Kleinen
Muß holder es erscheinen;
Es ruft mit Herzensklang
Den Geist zum Freudentrank.

Kehrt ein in meine Brust,
Ich wohn' in eurem Herzen;
Was innig mir bewußt,
Mit Trauern und mit Scherzen
Will ich es mit euch theilen,
Daß Gram und Schmerz enteilen;
Wir ruhen Brust an Brust
In einfach süßer Lust.

St. Schütze.

# Die weiße und rothe Rose.

Man erwarte hier nicht, wie vielleicht die Aufschrift den Geschichtskundigen vermuthen läßt, eine Schilderung aus entfernt liegenden Zeiten italienischer Befehdungen und Verheerungen. Die Blumen der Liebe, deren schuldloses Bild, auffallend genug! gleich dem der reinen Lilie, einst zum Panier langwierigen Hasses und unersättlicher Rachsucht dienen mußte, *) erscheinen in dieser Erzählung als Verkünderinnen der seltensten, aber innigsten Vereinigung. Möge das Gemälde, das hier aus dem Geheim-Archiv eines edlen deutschen Hauses, wiewol mit etwas veränderten Namen, ans Licht gezogen wird, sich solcher Beschauer zu erfreuen haben, welche über Freundschaft und Liebe, selbst in ihren leidenschaftlichen Abschweifungen, nicht schonungslos richten, und — zur Sonnenblume nicht sagen: Wende dich rückwärts!

*) Die Gibellinen (im 13. Jahrhundert) führten bekanntlich weiße, die Guelfen rothe Lilien, das Haus York (im 15. Jahrhundert) eine weiße, das Haus Lancaster eine rothe Rose, im Wappen.

Die Aeltern des Erbgrafen Eduard's von Scharfeneck waren frühzeitig verstorben, und er selbst in der Familie seines Vormundes und entfernten Verwandten, des Ministers von Hainau, den sein Staatsamt an die Residenz fesselte, erzogen worden. Kurz vorher, ehe der junge Graf volljährig wurde und die eigene Verwaltung seiner weitläuftigen Besitzungen übernahm, vermälte er sich mit der Gräfin Isidore von Lindeneron, einer reizenden Blondine mit sehr lebhaften schwarzen Augen, die bis dahin Hofdame gewesen war.

Gleich nach Eingehung dieser Verbindung und Antretung seiner Erbgüther, faßte der Graf den Entschluß, eins derselben nach dem andern, in Gesellschaft seiner Gemalin zu bereisen, sowohl um selbst von Allem genauere Kenntniß zu erlangen, als auch seinen Unterthanen sich und die nunmehrige Gefährtin seines Lebens persönlich vorzustellen.

Schon in der Hauptstadt hatte Isidore mehrere Male das Bild von Eduards Vater gesehen. Dieser war nicht allein bei Hofe sehr beliebt, sondern auch Obrister eines Cüraßier-Regiments gewesen, und im einunddreißigsten Jahre auf dem Schlachtfelde rühmlich geblieben. Anerkennung seiner Verdienste und Familienstolz hatten daher sein Bildniß vervielfältigt.

Auch auf den zunächst liegenden, und daher zuerst besuchten Güthern fanden sich Copien davon, aber nirgends das Portrait seiner Gemalin, ein Umstand, der, vereinigt mit der erlangten Ueberzeugung, daß Eduards Vater, nach seinen Bildern zu schließen, einer der schönsten und geistreichsten Männer gewesen seyn müsse, Isidorens Wunsch, sich auch von der Mutter ihres Gemals eine Vorstellung zu machen, in sehr hohem Grade erregte.

Als man eben im Begriff stand, von einem dieser Güther zu dem wieder zunächst gelegenen abzugehen, erhielt der Graf von dem Aufseher seines allerentferntesten Schlosses, der schon Kammerdiener seines Großvaters und Vaters, dann aber des letztern Haushofmeister gewesen war, eine Bittschrift, den Besuch in Tannenberg doch ja nicht länger aufzuschieben. Die Gründe, womit der siebenzigjährige Valentin dieß Gesuch unterstützte, bezogen sich sowol auf die Begierde der dortigen Unterthanen, ihre junge Herrschaft kennen zu lernen, als auch auf seine eigene Sehnsucht, wie er nach seiner frommen und treuherzigen Art schrieb, mit Simeon ausrufen zu können: Herr, nun läßest du deinen Diener in Friede dahin fahren!

„Ja!“ — rief Graf Eduard feurig zu Isidoren, als er den Brief zusammen schlug — „der Alte hat Recht! Dorthin wollen wir unverzüglich! Es schwebt mir wie im Traume vor, daß ich in Tannenberg die ersten Tage meiner Kindheit verlebt habe, und findet sich das Bild meiner Mutter irgendwo, so ist es dort anzutreffen!“

Isidore bestürmte nun ihren Gemal mit den zärtlichsten Bitten, dieß Vorhaben doch ja sofort auszuführen, und der treue Valentin bekam daher mit seinem eigenen Boten die erfreuliche Anweisung zurück, zu Empfang des Grafen und seiner Gemalin alles schleunigst in Bereitschaft zu setzen.

Das Schloß Tannenberg liegt, wie schon sein Name andeutet, tief in mit Nadelholz bewachsenen Felsen und Thälern; nicht allein seine Gothische Bauart, sondern auch der nie erneuerte düstere Anstrich, bezeichnet es als die Stammburg der Familie. Je mehr sich die Reisenden nach Verfluß einiger Tage diesem ehrwürdigen Sitz ihrer Vorältern näherten, desto bekannter und befreundeter ward dem jungen Manne die Gegend, mit desto lieblicherm Zauber drangen alle Ansichten an sein Herz. Die Ausrufungen, die ihm darüber entströmten, trugen nicht wenig dazu bei, auch die Ungeduld seiner Gemalin zu erhöhen.

So angenehm und wohlthätig daher für Beider Herzen die Aeußerungen der Freude waren, womit ihre Unterthanen die erwünschte Ankunft zu verschönern suchten; so einen freundlichen Anblick die entgegenkommenden Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, sämtlich mit Blumen bekränzt, und die Bejahrteren in ihrer eigenthümlichen Landestracht gewählten; so blieb doch bei den Eingeholten immer der Wunsch im Hinterhalt, daß diese Festlichkeiten bald vorüber seyn möchten. Nur die ehrwürdige Gestalt des Anführers, des alten Valentins, der an der stattlich verzierten Ehrenpforte, nach langer Zeit wieder zum ersten Male, in dem sauber erhaltenen dunkelbraunen Feierkleide erschien, war im Stande, die Aufmerksamkeit des Grafen auf etwas längere Zeit an sich zu fesseln.

Der ergraute Diener wollte sein fast kahles Silberhaupt, aller Befehle und Bitten ungeachtet, durchaus nicht eher mit dem schwarzen Sammtkäppchen wieder bedecken, bis er seinem jungen Herrn und seiner so liebreichen Gemalin die Hand geküßt habe, und je länger ihn Eduard vom Scheitel bis zur Sohle betrachtete, desto mehr glaubte er sich dieser Gesichtszüge dunkel zu erinnern, desto gewisser ward es ihm, von diesem Greis einst auf dem Arme in einer

schwarzen, mit Wachskerzen erleuchteten Saal getragen worden zu seyn. Da nun alles Zureden bei dem, streng auf seine Schuldigkeit haltenden Haushofmeister nichts fruchtete, so entschloß sich das freundliche Ehepaar, es nicht bei einer bloßen Anrede aus dem Wagen bewenden zu lassen. Vielmehr stiegen beide aus, und wurden nun von dem schon zitternden Alten, unter frohem Jubel der nachfolgenden Landleute, unter Freudenschüssen der Jünglinge, unter dem Geläute der kirchlichen Glocken, in die Burg ihrer Ahnen feierlich eingeführt.

Aber kaum waren sie dort angelangt, als sie nur flüchtig, nur aus Erkenntlichkeit gegen Valentins Vorsorge, von den aufgetragenen Erfrischungen etwas genossen, und ihn dann aufforderten, sie, Kraft seines Amtes, in alle Gemächer des Schlosses einzuweisen. Schon hatte sie der vom Alter langsamer gemachte Beschließer, der so manche fast erloschene Schilderei klüglich deutete, so manchen kunstvollen Pokal, so manches von Moder gebräunte Stammbuch, so manchen Helm und Panzer mit innigem Genuß aus den alterthümlichen Schränken hervorzog, durch eine lange Reihe der hohen, weit wiederhallenden Gemächer geführt, ohne daß ihre geheime Erwartung einer Art Geschlechts-Gallerie in Erfüllung gegangen wär;

als Isidore ihre Hoffnung nicht länger beschwichtigen konnte, und den, vor Freuden immer redseliger werdenden Greis mit der Frage unterbrach: wo sich die zuletzt bewohnten Zimmer, und ob sich darinn nicht auch Familienbilder befänden?

Valentin schien, durch Taubheit behindert, sie nicht verstanden zu haben, und fuhr im Vorzeigen seiner Seltenheiten fort. Als sie jedoch ihre Frage, und nun lauter wiederholte, zuckte er, ohne zu antworten, die Achseln, warf dann einen bedeutenden Blick auf den Grafen, und konnte nur durch dessen gleichartigen Wunsch bewogen werden, mit der Sprache heraus zu gehen.

„Nun ja!“ — sagte er, indem er das Käppchen bedächtig hin und her schob — „es sind wol einige Gemälde vorhanden — in des seeligen Herrn Obristen gewöhnlichem Wohnzimmerchen — nur wollte ich — nur weiß ich nicht — der seelige Herr Obrist führten selbst Niemand in dieses Eckzimmer. —“

Seine Verlegenheit, und die ganze Art, womit er sie zu erkennen gab, konnte nur dazu dienen, die Aufmerksamkeit und Neugier des jungen Paares zu steigern. Der Graf äußerte gegen Valentin halb heimlich, er könne doch kaum glauben, daß etwas Anstößiges, etwas nicht Anständiges —

„Nein! das nicht! Gott bewahre mich, einen so alten Diener, nur vor einem solchen Gedanken! Nein! der seelige Herr Obrist, so ein lebhafter und wohlgebildeter Herr sie waren, benahmen sich doch auch jederzeit als der modesteste Cavalier, und die Bilder, die dort zu erblicken sind — o! nichts als Liebes und Frommes, obwol" — — Er hielt inne, und erhob seine zitternden Hände, fast wie zum Gebet.

„Nun, so sey unbedenklich, guter Valentin!" — schloß der Graf, dem Isidore freundlich zuwinkte — " was überhaupt ein guter Mensch ohne Aergerniß sehen, und was ich wissen darf, kann auch Isidore erfahren!"

Valentin suchte unter den vielen, am gewichtigen Bunde hängenden Schlüsseln einige heraus, und schritt durch verschiedene seitwärts gelegene Zimmer voran, die nach den, in etwas neuerem Geschmack gearbeiteten Geräthschaften zu urtheilen, in den späteren Zeiten, und zwar, wie die heiteren Verzierungen, freundlichen Thürstücke und Japanischen Vasen vermuthen ließen, für Damen, eingerichtet zu seyn schienen. Dann blieb er abermals einige Augenblicke vor einer Thüre nachdenkend stehen, und öffnete sie erst, als er nochmals gegen den Grafen bemerkt, dieß sey eigentlich das also genannte Obristenzimmer.

— —

Das Gemach, in das man nun trat, war von eben so ansehnlicher Höhe, als die übrigen, und bildete mit dem daran stoßenden Alkoven das Ende dieses Flügels.

Tapeten von dunkelgrünem Damast, mit goldnen Leisten umgeben, bedeckten die Wände. An einem Pfeiler der Fensterseite sah man unter andern Gerathschaften einen geschmackvollen, noch ganz in Stand erhaltenen Schreibeschrank. Auf dem entgegengesetzten Grunde der Rückseite aber hiengen über einem gründamastnen Sofa zwei weibliche Bilder in Lebensgröße, beide sehr von einander verschieden, und doch beide bewundernswürdig schön, beide wie zum Contrast einander gegenüber gestellt, und doch wieder durch holde Harmonie unendlich anziehend.

Das eine Portrait zeigte eine schlanke, fast nymphenhafte Fromme Gestalt, mit dunkelbraunem, in zierliche Flechten gewundenem Haar, mit Augen, die einer Heiligen anzugehören schienen, Wangen, nur so viel geröthet, als der innerste Kelch einer eben aufgegangenen weißen Rose, und einem Munde, nur zum Beten, nicht zu Küssen! Auch war die Dame ganz in weißen Atlas gekleidet, und trug nichts Farbiges, als einen Kranz rother Rosen.

Gerade das Gegentheil fand sich auf dem daneben hängenden Gemälde. Hier schien dem Maler eine, erst den Wellen entstiegene Venus als Ideal vorgeschwebt zu haben. Ein niedlicher, jugendlich voller Wuchs; goldgelockte, über Achsel und Busen frei hinabwallende Haare, mit blühenden Mirten bekränzt; blaue Augen voll Schelmerei und Lebhaftigkeit; sanft gerundete, rosig blühende Wangen; zarte, gleich einer Blütenknospe aufgeworfene Lippen; das Grübchen im Kinn der Sitz des Lächelns und der Amoretten! Auch war diese lustathmende Hebe durchaus in die Farbe der Jugend und Liebe, in rosenrothen Atlas gekleidet, und die schönen Augen schienen selbst über die Demuth der weißen Centifolie am Busen zu lächeln.

Sowol der Graf, als seine Gemalin, konnten ihre Augen an dem Anblick der holden Gebilde kaum sättigen, sagten zu Zeiten nur: „O schön! himmlisch!“ — und verloren sich dann wieder in Gedanken, um die Deutung dieser Gemälde, den Grund der, gewiß nicht zufälligen Darstellung zu ergrübeln.

„Sind es Portraits?“ — wandte sich dann Isidore fragend an Valentin.

„Zuverläßig!“ — fiel schnell Eduard ein — „oder gewisse Bilder meiner Phantasie müßten trügen,

gewisse Gefühle meines Herzens müßten mich gänzlich täuschen!"

„Die Gemalin des seeligen Herrn Obristen, und ihre Freundin" — antwortete Valentin mit abgemessenem Tone.

„O welche es seyn mag?" — rief feurig die Gräfin aus.

Valentin schwieg, als vernehme er nicht, was sie frage.

Laß uns nicht rathen, liebe Isidore!" — versetzte Eduard —" es könnte mich schmerzen, geirrt zu haben, obwol hier ein Irrthum verzeihlich wär" —

„Welches ist meine Mutter, guter Valentin?" — fragte er dann mit lauterer Stimme.

Der Alte sah verlegen zur Erde, und erwiederte ohne aufzublicken: „In der That, ich kann darüber keine Auskunft geben!"

„Nicht? Du nicht?" — rief verwundert der Graf — „Warst du nicht bis fast zur letzten Zeit immer um meinen Vater?"

„Ich bin zu alt," — antwortete Valentin —" um mein Gewissen mit einer Aussage zu beschweren, die ich nicht auch beeidigen könnte. Nun denn, dieses" — er deutete auf die blühende, rosige Gestalt — „war, wie ich glaube, die Frau Obristin!"

„O ein herrliches, kindlichfrohes, liebeflehendes, liebegebietendes Wesen!“ sagte Isidore schmeichelnd — „Möchte ich dir immer eben so reizend erscheinen, Eduard! möchtest du mich immer so lieben, als gewiß dein Vater diese liebliche Rose!“

Eduard warf ihr, sie leicht umarmend, einen dankbaren Blick zu, und sagte dann, wie nicht ganz befriedigt, zu Valentin: „So, so, lieber Alter! Weise er uns nun unsere Zimmer an!“ — Nur als der besorgliche Greis Alles sorgfältig wieder verschlossen hatte, was Isidore gegen ihren Gemal lächelnd bemerkte, verschritt er zur Ausführung.

Am nächstfolgenden Tage harrte Valentin schon mit früher Zeit im Vorzimmer des Grafen, um dessen weitere Befehle zu vernehmen. Auch Eduard hatte sich zeitig ankleiden lassen, und dem Kammerdiener geheißen, sobald der Castellan komme, ihn vorzulassen; denn es war ihm gestern nicht entgangen, daß der bedenkliche Alte durch die Gegenwart Isidorens zurückhaltend gemacht worden war.

Doch kaum hatte Valentin seinen unterthänigen guten Morgen geziemend abgestattet, als leider! auch die Geistlichkeit des Orts, Verwalter und Schösser, Abgeordnete der Gemeinden u. s. w. um die Erlaubniß ansuchten, dem Grafen ihre Aufwartung

zu machen. Diese konnten säumtlich, ohne sie zu kränken, nicht zurückgewiesen werden, und verwikkelten nun den neuen Guthsherrn in so mancherlei ernste Geschäfte, Untersuchungen und Berathschlagungen, daß er sich selbst zur Mahlzeit nur wenige Augenblicke abmüßigte, und der größte Theil des Tages darüber hinging.

Selbst die Abendröthe fand ihn noch unter Papieren vergraben, und nur sanfte Silbertöne, die sich aus einem entfernten Zimmer herüberstahlen, erinnerten ihn endlich, daß er sich nun gestatten könne, die Arbeit zu unterbrechen, und in die Arme seiner Isidore zu eilen.

„Hab' ich dich doch zu mir gelockt, Eduard?" — rief sie ihm, sich mit der Guitarre reizend zurückbeugend, liebreich entgegen — „sieh! ich bin unterdessen auch beschäftigt gewesen, habe alles im ganzen Schlosse durchstöbert, und zuletzt hier ganze Stöße Musikalien gefunden."

„Sollte ich gleich ein Bischen mit dir schmollen," — fuhr sie dann fort, indem sie ein verblaßtes Notenblatt hervorsuchte — „so will ich dir doch etwas zum Besten geben, das du vielleicht gar schon in deiner Kindheit gehört hast!"

Sie spielte dann eine zwar einfache, aber herzliche Melodie, und sang: *)

Wenn Dein süßer Athem wehet —
Wenn Dein Mund Entzücken haucht —
Weiß ich's, ob der Mond erstehet,
Ob ins Meer sich Phöbus taucht,
Holde Rose!
Fromme Rose!
Wenn Dein süßer Athem wehet?

Wenn Dein Busen liebend wallet —
Wonne athmet Deine Brust —
Ob Aeodi's Kehle schallet,
Hör' ich's wol in trunkner Lust,
Fromme Rose!
Holde Rose!
Wenn Dein Busen liebend wallet?

„Fromme Rose, nimm die Krone,
Nimm, was Dir gebühret, an;
Veilchen, Nelke, Anemone
Sind Dir willig unterthan,
Schwester Rose,
Weiße Rose!
Fromme Rose, nimm die Krone!" —

*) S. Musik-Beilage.

„„„Steig' zum Thron, dem Du geboren,
Sey der Blumen Königin;
Jedes Lieblingskind von Floren
Huldigt Dir mit treuem Sinn,
Schweſter Roſe,
Rothe Roſe!
Steig' zum Thron, dem Du geboren!"" —

„Laß mich Dir den Purpur reichen" —
„„Hehre! nimm den Königskranz"" —
„Deiner Schönheit muß ich weichen" —
„„Willig weich' ich Deinem Glanz"" —
„Rothe Roſe!"
„„Weiße Roſe!""
„„„Laß mich Dir den Purpur reichen!""" —

Wenn Dein ſüßer Athem wehet —
Liebend wallet Deine Bruſt —
Weiß ich's, ob der Mond erſtehet,
Ob er ſinkt, in trunkner Luſt,
Meine Alba!
Meine Roſa!
Wenn Dein ſüßer Athem wehet?

Sowol die hinreißende Melodie, als die liebliche Stimme der Sängerin, ſchien den Grafen mit un-

widerstehlicher Gewalt gefesselt zu haben. Wenigstens erwachte er erst aus seinen Gedanken, als Isidore schon einige Augenblicke aufgehört hatte, und ihn zärtlich fragte: „Nun, was wird mir dafür?“

Er umarmte sie auf das innigste, steckte das Blatt zu sich, brach sodann ab, und schlug, sich gleichgültig stellend, einen Spatziergang vor. Doch so sehr er sich auch diesen ganzen Abend über bemühte, heiter und unbefangen zu scheinen, so hatte ihn doch, besonders weil an dem Text die Handschrift seines Vaters unverkennbar war, die Liebeserklärung an die Rosen und ihr zärtlicher Wettstreit, der ganze, etwas räthselhafte Inhalt des Liedes, aufs neue nicht wenig beunruhigt, und — die Absicht Isidorens, die Valentins gestrige Zurückhaltung nur zu gut bemerkt hatte, und doch so sehr hinlängliche Auskunft wünschte, war mithin vollkommen erreicht.

Eduard kannte am zweiten Morgen nichts Angelegentlicheres, als den Alten in aller Frühe zu sich bescheiden zu laßen, und gab ihm nun seine Vermuthung zu erkennen, daß er von seiner Mutter noch ein Mehreres wissen möge, als er vorgestern zu entdecken für gut gefunden.

„Was ich weiß, ist wenig, lieber gnädiger Herr Graf!“ — erwiederte der Greis, die Hand

aufs Herz legend — „und, so zu sagen, nur meine eigene Einbildung. Denn der seelige Herr Obrist sandten mich schon vor der Vermälung hieher, und auch, als sie alle Drei nachkamen, konnte man nicht recht sehen, welche von beiden Damen eigentlich die Frau Obristin war. Sie riefen sich unter einander selber nur bei ihren Vornahmen: Rosa und Alba; der einzige Bediente, den der Herr Obrist dießmal mitbrachte, war erst nach der Hochzeit angenommen. Hier wurden sie Beide, auf Befehl, gnädige Gräfin genannt; übrigens, wenn etwa Fremde zusprachen, kamen sie nie zur Tafel. Fragen mochte denn auch Niemand den Herrn Obristen, da er selbst nichts sagte. Indessen — was ich etwa hierüber weiß und glaube, will ich Ew. Gnaden treulich eröffnen, wie mir obliegt. Nur wünschte ich, daß es in dem Obristenzimmer geschehen könnte, wo sich wol auch das Andere finden wird. Ich hoffe dann, daß ich dort unter den Bildern Alles so getreu und wahrhaftig aussagen werde, als wenn die lieben schönen Damen es selbst mit anhörten, und ich möchte doch um nichts in der Welt, weder um Liebe, noch sonst einiger Ursachen willen, der Wahrheit in Etwas Abbruch thun.

„So komm, wunderlicher Alter!“ — antwortete Eduard lächelnd, und Valentin, der diese Eröffnung lieber noch verschoben hätte, mußte ohne weiteres folgen.

„Nun, Sie brauchen Sich darum weder eine Unruhe, noch ein Gewissen zu machen, lieber gnädiger Herr Graf!“ — begann hier Valentin, als er nach langer Weigerung, und auch dann noch mit sorgfältiger Aufhebung der gesteiften Rockschöße auf dem Sofa Platz genommen hatte — „denn sowol die Frau Obristin, als die Dame daneben, konnten ja doch nur über ihr eigenes Guth und Habe schalten, und von beiden sind Ihr Herr Vater und Sie durch ein förmliches Testament eingesetzt. Das Uebrige aber, was ich denke und glaube, und Ihnen anjetzo vertrauen werde, nimmt der alte treue Diener als ein Geheimniß mit in sein Grab.“

„Dieß bestehet aber darin — ja! und wenn die lieben schönen Damen hier von der Wand herunterstiegen und sich neben uns setzten, so dürfte ichs nicht anders sagen — daß ich eigentlich doch nicht ganz genau weiß, welche von Beiden die seelige Frau Obristin gewesen, noch weniger aber, welche von Beiden Ihre Mutter, noch auch, ob es eine von allen Beiden ist.

„Die Sache hatte gar eine wunderliche Bewandniß. Es war Anno — Anno — ja, ich habe das Büchelchen heute nicht bei mir, wo ich Tag und Jahr eingeschrieben habe. Aber an einem ersten Junius, am Tage Nicodemi geschah es, daß der seelige Herr Obrist, der damals aber noch Rittmeister und kurz vorher von einer Reise zu dem Herrn Oheim Otto zurück gekommen waren, einmal am Fenster saßen, und wie sie sich denn auch sonst manchmal recht lustig und aufgeräumt bezeigten, mit einem Scheerlein Gesichter von schwarzem Papier ausschnitten. Wie ich nun so herein trete, sagen der Herr Obrist zu mir: „Valentin, ich werde eine Frau nehmen; gieb mir aber einmal einen guten Rath, welche?“ — und weißen mir dabei zwei allerliebste Frauensgesichtchen, nämlich ein länglichtes, und ein rundes mit einem Stumpfnäschen.“

„Ei! ei!“ sagte ich, wie ich denn wol so von Zeiten des Herrn Vaters her ein Wörtchen reden durfte — „wenn Sie mich fragen, so ist's wol noch im weiten Felde!“

„Meine Antwort aber mußte ihm dießmal mißfallen. Der Herr Obrist, oder vielmehr Rittmeister — denn Graf sollte ich ihn ein für allemal nicht nennen, weil er das Militair ganz erstaunlich liebte

— schlugen sich vor die Stirn, und sahen recht verdrüßlich. Dann sagten sie ganz kurz: „Du weißt viel! — Genug, reise noch heute nach Tannenberg, und laß dort alles einrichten. Ich verlaße mich auf dich!“

„Nun, das konnte er wol; das wußte er auch — genug, ich reisete fort. Er schickte einen Tapezierer und andere Handwerker nach, und die Zimmerchen waren gar bald fertig, ganz wie sich's für ein junges Pärchen geziemet.

„Endlich, nach vier oder fünf Wochen, kam denn der Reisewagen hier an; aber statt einer jungen Dame stiegen gleich zweie aus, und sie beide, und auch wieder alle drei zusammen, schienen nur ein Herz und eine Seele, viel mehr, als leibliche Verwandte und Geschwister, und waren auch sonst gegen alle Menschen so gut — ach! so engelgut! — Zwar, wenn sie im Garten oder sonst öffentlich herumgiengen, führten der Herr Obrist gewöhnlich die weiße Dame am Arme, und die rothe hüpfte nur immer neben ihnen her; aber wer wollte nun wissen, ob die Fremde, die auch alles im Hause anordnete, da die andre nur das that, was jene wollte, diese Ehre genieße, oder die Frau Gemalin? Waren sie hingegen allein, und niemand von den Leuten,

als ich, zugegen, da gab es vollends wenig Unterschied. Ein alter Spitzkopf von Jäger aber, der sich einmal mit seinem Herrn hier befand, hatte die Frau Gräfin Rosa am Fenster erblickt, und sagte darauf zu mir: „Warum läßt sich denn eure junge Gräfin verleugnen? Sie stand ja leibhaftig am Fenster, wie immer, in einem rothen Kleide — ich werde sie ja kennen — und sie sah mir nicht ein bischen unbaß aus, es müßte denn so die Krankheit von drei viertel Jahren seyn" — Sie nehmen mir das nicht ungnädig auf, daß ich Alles so grade heraus plaudere, wie es der Jäger selbst zu mir sagte."

„Etwas mochte indeß wol an seinem Scherz seyn; nur hätte ich nach meinen Augen fast eher geglaubt — Nun, kurz und gut, bald darauf verreisten sie alle Drei, und nach zwei Monaten kamen sie wieder, aber nicht so allein. Denn der junge gnädige Herr waren nun auch dabei, sammt einer Amme, und die beiden lieben Damen nahmen den jungen Herrn immer eine der andern aus den Armen, und herzten und küßten ihn, so daß wieder selbst der König Salomo es nicht errathen hätte, welche eigentlich die wahre Mutter zum Kinde sey?"

„So blieb es einige Zeit, an die drei Jahre, bis Krieg wurde, und der Herr Obrist sich nicht abhalten

ließen, zum Regiment zu gehen. Da hätten Sie es nun wieder mit ansehen sollen, wie die beiden lieben Damen, als es zum Abmarsch ging, mit einander weinten, und sich gar nicht zufrieden geben konnten."

„Der Herr Obrist aber — denn nun war er's schon längst — ließen mich am Abende vor seiner Abreise hieher aufs Zimmer kommen — dort, an seinem Schreibetische, saß Er; da stand ich! Dieselben siegelten eben ein Paket vollends zu, und legten es in ein Schubfach. Dann sagten sie zu mir: „Valentin! der Schlüssel hier bleibt anstecken, und Alba und Rosa können ungehindert ins Zimmer. Sie wissen Alles, und auch von dem Päktchen da! Aber — nun! ich sterbe darum nicht, doch man kann das nicht wissen — also, wenn ich bleiben sollte, und die guten Weiber verlören etwa den Kopf, so schließe du das Zimmer gleich zu, und öffne es erst wieder, wenn sie besser sind. Wären sie aber dann nicht hier, oder sie reißten schnell fort, so bleibt das Zimmer zu, und du giebst den Schlüssel einst meinem Sohne, aber erst, wenn er vermält, oder wenigstens zu reifern Jahren gelangt ist. Sollte er eher sterben, als du, so verbrenne das Paket unerdffnet. Solltest du eher sterben, so vertraue die Sache dem Red-

lichsten, den du weißt, im Nothfalle deinem Beichtvater. Leb' wohl, Valentin!"

Jetzt konnte der Alte vor Schluchzen eine Weile nicht sprechen, und fuhr erst nach einer Pause fort: „Ja, so sagte der gute Herr zu mir, ob er es gleich nicht nöthig gehabt hätte, und ich habe ihn, außer da er fortritt, nicht wieder gesehen."

„Der Schlüssel aber steckt noch hier an, wie ihn der Herr Obrist, oder eine von den lieben Damen, die etwa herein gekommen seyn mag, was ich aber nicht glaube, haben stecken lassen, und es ist keine fremde Seele in der Stube gewesen, und das Paketchen muß sich sonach auch finden, wie es der Herr Obrist hingelegt haben, und ich kann jetzt in Wahrheit sagen: Herr, nun lässest du deinen Diener in Friede fahren!"

Nach diesen Worten zeigte Valentin dem Grafen den Schlüssel, so wie, nach erfolgter Eröffnung, das Schubfach, und der Graf erbrach, nachdem er den Alten für jetzt entlassen hatte, mit der lebhaftesten Ungeduld das Siegel des: „Für meinen Sohn, Graf Eduard von Scharfeneck," überschriebenen Pakets.

Das erste, was seine Aufmerksamkeit auf sich zog, war ein zusammengeschlagenes Papier, worinn sich zwei, mit einem seidenen Faden zusammengebundene,

jetzt gänzlich verdorrte Rosen befanden. Außen auf dem Umschlage stand Tag und Jahr. Es war, wie der Graf sich nach andern, ihm bekannt gewordenen Umständen genau erinnerte, der Vermälungstag seines Vaters.

Das zweite, worüber er nicht wenig erstaunte, war eine, von dem vorigen König eigenhändig unterzeichnete Urkunde seiner — Eheligsprechung.

Das dritte bestand in einigen eng beschriebenen Blättern, deren Inhalt wir mittheilen.

* * *

Ich stehe im Begriff, dahin abzugehen, wohin Pflicht und Ehre mich rufen. Gewiß würde mir dieß nicht schwer, da ich nie den Tod gefürchtet habe, müßte ich nicht so Viel in diesem Schlosse zurücklassen, was die Bahn meines irdischen Lebens verschönerte, und sagte mir nicht eine Stimme der Ahnung, daß ich nicht zurückkehren werde!

Doch, sey über mich verhängt, was da wolle, so fodert es mein Gewissen, für die Zukunft zu sorgen! Ich würde im Grabe nicht ruhen, wenn je mein Sohn einen Theil meines bessern Selbst, dem ich seine Liebe und Treue nie genugsam habe ver-

gelten können, betrübte und kränkte; selbst der Fluch würde vielleicht ihn dann unschuldig treffen. —

Meine Neigung zog mich frühe zum Soldatenstande, aber ich trieb daneben auch mit angestrengtem Fleiß diejenigen Wissenschaften, ohne deren Erlernung der Soldat nur ein niedriges Werkzeug in der Hand des Mächtigern ist. Als ich einige Jahre lang fremde Länder durchreist war, nahm ich Dienste unter dem Leibregiment. Der regierende Herr war mir stets sehr gewogen, und ich erhielt zum Beweis hiervon kurz nach meiner Zurückkunft Kammerherrnschlüssel und Orden.

Meine Verwandte hatten schon mehrmals den Wunsch geäußert, mich vermält zu sehen, und ich selbst sehnte mich nach dem Genuße eines Glücks, das kein, blos aus Rang- oder Geldsucht geschlossenes Bündniß, sondern nur Uebereinstimmung der Herzen, gewähren kann. Indessen fand ich lange keinen mich anziehenden Gegenstand, und doch war ich entschlossen, ohne wahrhafte Liebe nicht zu heirathen.

Endlich lud mich mein Oheim, Graf Otto, zu der Hochzeit seiner Tochter, Tags vorher aber zu einer Jagd ein. Als ein leidenschaftlicher Freund dieses Vergnügens, wollte er es ohne Zweifel seinen

männlichen Gästen gleichsam zum Voraus gönnen; mir aber legte er scherzend die Pflicht auf, als naher Verwandter des Hauses für die Hochzeitbraten mit zu sorgen.

Zugleich machte er mich aufmerksam, daß ich bei der Hochzeit vermutlich die Gräfin Rosa von Strahlenheim antreffen würde. Er setzte, wider seine sonstige Gewohnheit, sehr viel zu ihrem Lobe hinzu, und gab mir den Wink, daß hoffentlich ihre Mutter, die verwittwete Gräfin, wegen der schon früher unter beiderseitigen Familien statt gefundenen Verbindungen, so wie wegen der Gleichheit unserer Jahre und Vermögensumstände, keine Schwierigkeit in den Weg legen werde. Auch habe die junge Comtesse einst bei ihm mein Bildniß erblickt, und sich, nach ihrer gewöhnlichen Lebhaftigkeit, nichts weniger, als unvortheilhaft, darüber geäußert.

Da mir bereits anderwärts die Liebenswürdigkeit der Gräfin Rosa oft gerühmt worden war, und ich immer sehnlicher wünschte, nicht länger einsam zu leben, so ergriff ich die Gelegenheit, sie kennen zu lernen, mit der größten Bereitwilligkeit.

Ich suchte auf einige Monate um Urlaub an, erhielt ihn aber einen Tag zu spät, um früher, als

an dem zur Jagd bestimmten Tage, eintreffen zu können. Ich vertauschte an diesem Morgen meine Uniform mit einem Jagdkleid, und machte, als ich mich dem Guthe des Onkels bis auf einige Meilen genähert hatte, um den guten Alten gleich im Forst zu überraschen, den Rest des Wegs vollends zu Pferde.

So sprengte ich denn, nicht ohne zuweilen an die schöne Rosa zu denken, nur von einem Reitknecht begleitet, dahin, als ich einen Reisewagen mit der Livree der Strahlenheimischen Familie in der Ferne gewahr ward. Das Herz fieng mir an gewaltig zu klopfen, und diese Unruhe verdoppelte sich, als ich unter höflicher Begrüßung in den Wagen sah, und darin eine junge Dame erblickte, die, so viel mich der in diesem Augenblick zurückgeschlagene Schleier bemerken ließ, das huldvollste und reinste weibliche Wesen schien, das mir bis dahin vorgekommen war.

In Wahrheit, noch nie hatte mich das Feuer eines dunklen Augenpaars, das jetzt unter den zartesten, ich möchte sagen, orientalischen Augenbraunen und Wimpern geistvoll hervorschaute, in so wunderbare Bewegung gesetzt! Ich überließ, da der Wagen sehr geschwind fuhr, meinen brausenden Engländer seiner Willkühr, und verlor den Wagen nicht

aus dem Gesicht. Dieser hielt vor einem Wirthshause an der Landstraße. Ich sah, indeß die Pferde gefüttert wurden, die junge Dame aussteigen und mit einigen Bauerkindern sich freundlich unterhalten.

Der Gasthof lag in einer idyllischen Gegend, und ward von hohen Linden beschattet Die Gräfin setzte sich unter die schönste derselben auf die Bank, indeß ihr Kammermädchen im angränzenden Gärtchen einen Blumenstrauß für sie abschnitt.

In wenig Minuten stieg auch ich vor dem Wirthshause ab, überzeugte mich noch mehr durch das Wappen am Wagen, daß es die Comtesse sey, und gerieth auf den Einfall, bei der schlanken Schönen, mit der ich aller Wahrscheinlichkeit nach sehr bald im Hause meines Onkels wieder zusammentreffen mußte, meine erste Bekanntschaft ohne mich zu nennen, oder unter fremdem Namen, zu machen. Die Art meines Benehmens hiebei sollte nach meiner Meinung zu einem fröhlichen Scherze Anlaß geben, und zugleich die Gräfin, deren Anblick mich immer mehr und mehr begeisterte, in Voraus für mich gewinnen. Ach! wie spielt man oft mit den Pfeilen der Liebe, ohne zu ahnen, daß sie vielleicht vergiftet sind! —

Die reizende Fremde dankte mir auf meine verbindliche Anrede mit einer Anmuth, die mich fast meines Vorsatzes vergessen ließ. Doch gab ich ihr, gleichsam zur Entschuldigung meiner, vielleicht schon im ersten Augenblick verrathenen Verehrung, zu verstehen, daß ich ihren Stand und Namen kenne, und erzeugte in ihr selbst den Gedanken, daß ich dieß Errathen keiner prophetischen Gabe, sondern meiner Kenntniß in der Heraldik verdanke.

Wir sprachen nun einige Augenblicke über Wappen, über den Ursprung derselben, über ihre, wenn man nur von den nähern Umständen unterrichtet sey, zu Zeiten sehr sinnige Deutung, kamen davon weiter zu den Ritterzeiten und Thurnieren, zu den Tagen der treuen Minne, zu den Liebeshöfen, und sehr bald war ich überzeugt, daß Rosa's Geist eben so ausgebildet, als ihre, ein wenig fast kränkelnde Zartheit abgerechnet, in der That seltene Schönheit wahrhaft bezaubernd sey. Als der Wagen wieder in Bereitschaft war, bedauerte sie mit dem edelsten Anstande die Kürze der Zeit, und der feine Schleier sank wieder über ein paar Augen herab, in die meine erwachende Sehnsucht von nun an immer zu blicken wünschte.

Indem der Wagen allgemach aus meinen Augen verschwand, bereuete ich es fast, mich nicht genannt,

und nicht um Erlaubniß gebeten zu haben, sie zu begleiten. Ich tröstete mich mit der Gewißheit, ihr in Kurzem und auf längere Zeit wieder zu begegnen, und freute mich in Voraus darauf, was sie bei der Wiedererkennung sagen würde. Doch bald ward dieser Trost durch eine unangenehme Erinnerung verdrängt. Ich hatte an Rosa's Busentuche eine Nadel, und darinn auf blonden Haaren ein goldenes R. bemerkt. Ich konnte nicht glauben, daß sie ihren eignen Namen trage — also gab es vermuthlich irgend einen verwünschten Rudolph, Robert, oder Reinhard, genug, einen glücklichen Nebenbuhler!

In solche Gedanken, und dann wieder in süß schmeichelnde Träume der Zukunft verloren, setzte ich meinen Weg zu der mir bekannten, seitwärts gelegenen Waldung fort, und ward weit eher, als ich es gewünscht und vermuthet hätte, durch die rufende Fanfare aus meinen Phantasien geweckt.

Graf Otto, der schon wegen meines Ausbleibens geschmollt hatte, empfieng mich nun mit um so größerer Herzlichkeit; aber kaum hatten wir uns bewillkommt, als ich ihm mein gehabtes Abenteuer, als ich ihm die Geschichte meiner Bezauberung anvertraute.

„Bravo! Bravo! lieber Junge!“ rief er mit der lebhafteſten Theilnahme — „das nenn' ich mir, wie ein wackrer Soldat und Waidmann agiren! Alſo du haſt ſie ſchon geſehen? Du biſt ſchon auf den erſten Anblick bis in die Fingerſpitzen verliebt? Seht, nicht einmal abwarten hat Er's können, bis im Hauſe des Onkels! Auf der Straße fällt er die Ritterfräuleins an, und vergafft ſich vor der Herberge! Nun, es kann ja nicht fehlen! So war's Väterſitte; ſo ſoll's bei uns ſeyn! Keine Hochzeit ohne Ausſicht auf eine neue!“

Das edle Waidwerk ward nun mit hergebrachter Luſt und Liebe betrieben; doch wollte mein Oheim mich dießmal nicht für den ſonſtigen bewährten Schützen erkennen. Wir zogen dann, wie Sieger, unter Hörnerklang in das hochzeitliche Schloß ein, und kaum hatte ich mich ein wenig abgeſtäubt, als ich in dem Kreiſe der Damen erſchien.

Die Braut, mit Namen Eugenie, ein liebes, natürliches, gutmüthiges Mädchen, mit dem ich als naher Vetter immer in ſehr freundlichem und traulichem Verhältniß geſtanden hatte, kam mir entgegen, und lobte es, daß ich, obſchon ſie die Hoffnung faſt aufgegeben, ihren Brautzug doch noch vermehren wolle. Dann ſtellte ſie mich den Anwe-

senden vor, unter welchen mein Auge die reizende Strahlenheim, die sie mir auch nannte, längst wieder aufgesucht und entdeckt hatte. Mein Blick schärfte sich bei der Nennung meines Namens, was er nur konnte; in dem ihrigen zeigte sich Verwunderung, ich möchte fast sagen, Bestürzung. Er schien einige Secunden auf mir zu ruhen! Mein schneller klopfendes Herz schrieb dieß der Vergleichung meiner Person mit meinem Bilde zu, und wünschte nichts inniger, als daß nur dießmal der Maler nicht geschmeichelt haben möchte. Dann sanken ihre dunkeln Augen zur Erde, und ein etwas höheres Colorit verbreitete sich über ihre blaßrothen Wangen.

Nachdem ich die Mutter der Braut, und einige andere Tanten, die mich sofort in Beschlag nahmen und um Neuigkeiten aus der Residenz befragten, begrüßt und, so viel der Anstand von dem Neffen erfoderte, gehörig befriedigt hatte, suchte ich wieder Eugenien auf, um so mit guter Manier auch der schönen Strahlenheim mich zu nähern. Die Comtesse schien jedoch, wenn ich nicht ganz irrte, mir dieß nicht im mindesten zu erleichtern. Indem ich endlich dennoch bis zu ihr gedrungen war, öffneten sich die Thüren, und, fast im Tanz, wie ein schwebender Zephyr, flog noch in Reisekleidern, ein lieb-

liches, rosiges Wesen herein, dem eine ältere Dame auf dem Fuß folgte. Alle Frauenzimmer standen auf, den Ankömmlingen entgegen. Auch meine schöne Schlanke eilte, mich fast zu wenig beachtend, mit dem Ausdruck der innigsten Freude auf sie zu.

Die junge Freunde beschäftigte sich nicht allzulange mit der sie bewillkommenden Braut und andern, ihr dem Anscheine nach schon bekannten Damen, sondern kehrte sich rasch nach der Schlanken, und beide umarmten sich nun mit einem Feuer, das mir damals, so unendlich reizend diese Umarmung war, um so mehr etwas übertrieben dünkte, weil ich aus dem Gespräch abnehmen konnte, daß sie sich nur erst an diesem Morgen getrennt hatten.

Als sie sich ein wenig erholten, flüsterte die Rosige mit schalkhaftem Lächeln der Blassen einige Worte ins Ohr. Diese antwortete. Das Auge der Rosigen traf schnell auf mich, der im Fenster stand; die Schlanke schien etwas betroffen.

Da mich die Rosige einen Augenblick betrachtet hatte, wandte sie sich schnell wieder ab, und nunmehr gieng es, indem sie die Schlanke immer an der Hand behielt, an ein Fragen und Scherzen, bald mit dieser, bald mit der andern der versammelten Frauen und Mädchen, daß sie fast Alle allein

Staatsbibliothek MÜNCHEN

beſchäftigte, bis endlich die ältere Dame für ſich und ihre Tochter um Anweiſung der ihnen beſtimmten Zimmer bat. Beide Freundinnen, und die Mutter der jüngern, begaben ſich dann, von der ganzen weiblichen Geſellſchaft begleitet, aus dem Saale.

Mir ſelbſt war indeſſen im Fenſterbogen recht warm, recht ſonderbar zu Muthe worden. Die zwei, ſich ſo zärtlich umarmenden jungen Damen ſtanden auch jetzt noch vor meinen geiſtigen Augen. Ich konnte mir nicht abläugnen, daß die Roſige unter allen mir bekannten Mädchen höchſtens der Gräfin Strahlenheim weiche. Die Grazie ihrer ſo lebendigen Bewegungen, das Ebenmaas ihrer Glieder, ihr blühendes Geſicht, die Zartheit und ſchwellende Fülle ihres Wuchſes, ihre himmelblauen, jedes Herz um Liebe flehenden Augen, ihr hinreißendes Lächeln — —

Indem ich mir noch alle dieſe Reize vorzählte, ſchlug mich mein Oheim auf die Achſel, daß ich zuſammenfuhr.

„Nun, wie hält's, Neffe?“ — ſagte er — „nicht wahr, ein herrliches, allerliebſtes Geſchöpf?“

„O ja! ganz gewiß! Sie meinen“ — fragte ich verlegen.

„Nun, ich meine, daß du doch bei Damen nicht so viel Kühnheit besitzest, als ich dir vorher zutraute. Du erzählst mir, daß du dich selbst vorzustellen gewußt hast, und nun stehst du des ungeachtet da, wie Petrus am Kohlfeuer!"

„Sie sahen es ja, lieber Oheim, daß sie mich vermied!"

„Ich dächte denn doch nicht, daß etwas dergleichen in ihren Blicken zu lesen gewesen wär!"

„Ja, ihre Augen sind unendlich ausdrucksvoll, fast Ehrfurcht gebietend! Aber — wer ist die Andre?"

„Welche denn?"

„Nun, die eben ankam!"

„Wie? was? Du hast mir ja gesagt, daß du sie schon am Wirthshause gesprochen —

„Nun ja doch, die Comtesse Strahlenheim!"

„Alle Wetter! — rief Graf Otto, mußte laut lachen, und schüttelte dann mit dem Kopfe — „Nun ja! aber welche meinst du denn?"

„Nun, die ganz Einfache, blos mit ihrem Castanienhaar Geschmückte — der sanfte Mond aus hehrer Nacht" —

„Schön gesagt! ist Gräfin Alba von Strahlenheim" —

„Alba? — und das Lenzkind im blaßgrünen Reisekleid, in dem Hüthchen mit weißen Federn"

„Deine Zugedachte, Gräfin Rosa von Strahlenheim!

Wir bemerkten nun beide, daß ich, wenigstens nach des Oheims Meinung, einen drolligen Mißgriff begangen, und eine entfernte Verwandte jenes Hauses, die vorausgeschickt worden war, für die mir von meinen Verwandten auserseh'ene Rosa gehalten hatte. Zugleich erfuhr ich vom Grafen Otto sämmtliche nähere Verhältnisse.

Die zuletzt angelangte ältere Dame, die verwittwete Gräfin Strahlenheim war nämlich mit Alba's Mutter, welche auch einen Strahlenheim geheirathet hatte, durch die engste Jugendfreundschaft verbunden gewesen. Als letztere starb, nahm die Gräfin, welche damals noch nicht Mutter war, mit Bewilligung ihres Gemals, Armgard — so hieß Alba eigentlich — an Kindesstatt an. Der Vater Armgards war schon früher, und, als ein jüngerer Sohn, ohne Hinterlassung standesmäßigen Vermögens, mit Tode abgegangen. Nach einigen Jahren ward die Gräfin selbst von einer Tochter entbunden, die den Namen Rosa erhielt. Ob nun wol hierdurch Armgard in Ansehung dessen, was sie sonst zu

hoffen gehabt hätte, ansehnlich verlor, so wurden doch beide Kinder ganz wie Geschwister mit einander erzogen. Die Gräfin legte ihrer Pflegetochter, da der, im Verfolg der Jahre immer mehr hervortretende Unterschied im Aeußern, die gegenseitige Anhänglichkeit der Mädchen, und selbst ihr Charakter, der Mutter gleichsam von selbst zu diesem Spiele Anlaß gab, im Gegensatz ihrer rosigen, den Namen ihrer weißen Rose bei, und hieß sie Alba.

Uebrigens war die Zärtlichkeit Beider gegen einander mit den Jahren immer, und in so hohem Grade gewachsen, daß sie schon frühe von denen, welche so etwas nicht zu würdigen verstanden, halb gutmüthig, halb spottend, nach jenen bekannten niedlichen Vögelchen die Unzertrennlichen genannt wurden. Auch würde man, da Alba geistreicher und entschlossener, Rosa lebhafter und nachgiebiger war, eher die erste für die Tochter vom Hause, und die letzte für die Angenommene gehalten haben, hätte nicht Alba selbst, so viel ihr nur gestattet wurde, sich immer blos als Gesellschafterin und gleichsam als die Untergebene von jener zu zeigen gesucht.

Diese, mir von meinem Oheim hinterbrachte Geschichte konnte indeß nicht im mindesten dazu beitra-

gen, meinen, unter sich selbst uneins gewordenen Gefühlen eine sichere Richtung zu geben. Vielmehr gerieth ich, obwohl die Damen sich für heute nicht wieder sehen ließen, als ich auf mein Zimmer kam, in noch lebhaftere Beklemmung, in einen nur noch wunderbarerern Widerspruch mit mir selbst. Sollte ich meinen damaligen Gemüthszustand mit Etwas vergleichen, so müßte ich es ungefähr mit demjenigen, worinn ich mich während meiner Reisen manchmal befunden hatte, wenn ich eine reiche Gemäldegalerie in wenig Stunden zu besehen genöthigt gewesen war, und unter dem Tumult, in welchen sich all das Gesehene verwirrte, dem übersättigten Auge die Erinnerung zweier Lieblingsstücke, des einen von der erhabenen, des andern von der anmuthigen Gattung, etwa einer heiligen Jungfrau von Raphael, und eines Madönnchens von Carlo Dolce, immer wieder und wieder sich aufdrängte. Wie dann bald die hehre Himmlische, bald die huldvolle Liebende, abwechselnd das ganze Herz zu erfüllen strebte, wie ich jeder von beiden den Kranz hätte reichen mögen, und doch den Einzigen weder zertheilen, noch beiden zugleich zu Füßen legen konnte, so hatte ich auch jetzt für die herrliche, vor meinen offenen Fenstern ausgebreitete Gegend, für die majestätischen

Baumgruppen, für den Abendhimmel mit seinen Sternen und dahineilenden Wolken, für den, so silbern und sanft auf den Wellen spiegelnden Mond, keine Augen. Wol aber trat, bald im Glorienschein, bald im Rosenlichte, jetzt Alba, jetzt Rosa, vor mein Inneres, und ich hätte jedes dieser holden Luftgebilde in süßer Trunkenheit an mein glühendes Herz reißen, ich hätte vor dem einen niederknieen, und das andere inbrünstig küssen mögen, bis sich zuletzt beide in die reizende Umarmung, wovon ich Augenzeuge gewesen war, wieder verschlangen, und ich, ergriffen von süßem Wahnsinn, meine Arme ausbreitete, um beide, so in holder Zärtlichkeit schön vereinigt, wetteifernd an unschuldigen Liebkosungen, mit zu umfassen.

Daß ich in dieser Nacht, vielleicht zum ersten Male in meinem Leben, keinen Augenblick schlief, desto mehr aber wachend träumte, läßt sich leicht errathen. Selbst, als die Ermüdung von der Reise und Jagd mich endlich gegen Morgen in leichten Schlummer versenken wollte, verwehte der plötzlich erwachende Gedanke an die schlummernden Mädchen, die vielleicht mir sehr nahe, vielleicht, ihrer engen Freundschaft nach, in einem Zimmer, wol gar

dicht neben einander ruhten, jedes Mohnkörnchen, das die Genien des Schlafs wohlthätig herabstreuten.

Ich war froh, als die rosige Aurora, dann aber die Sonne, die ich jedoch beide augenblicklich mit Rosa und Alba verglich, mir gestatteten, ohne Aufsehen zu erregen, in das Lustwäldchen des Gartens zu flüchten, um mich in der freien Natur einigermaasen zu sammeln, und zum Umgange mit kühler empfindenden Menschen geschickt zu machen.

Ich wurde an diesem Morgen der verwittweten Gräfin Strahlenheim und ihrer Tochter förmlich vorgestellt. Beide benahmen sich mit vieler Güte, fast darf ich sagen, herzlich und zutraulich gegen mich. Ich konnte, da Rosa das, was sie dachte und fühlte, selten zu verheimlichen, und wenigstens durch Blicke zu verrathen pflegte, sehr leicht abnehmen, daß ich bei dem einstigen Antrage meiner Hand schwerlich eine abschlägliche Antwort zu befürchten habe.

So wohlthätig jedoch diese Beobachtung für mein Herz war, da man in der That Rosa nicht sehen konnte, ohne ihren Besitz für den Vorgeschmack des Himmels zu halten; so konnte ich es doch auch meinen Augen nicht versagen, abwechselnd die Augen Alba's zu suchen, die jetzt gleichsam ihre Krone

freiwillig nieder zu legen und absichtlich in den Schatten zu treten schien. Auch zogen, soll ich aufrichtig seyn, Rosa's hellblondes Haar und ihre jugendliche Fülle, nicht allein des eignen Reizes halber, sondern auch mit um deswillen meine Blicke so wiederholt an sich, weil ich an ihrem Busen eine ganz ähnliche Halstuchsnadel, nur mit einem A. auf dunkelbraunen Haaren, entdeckte, und hiedurch meine eifersüchtelnde Grille wegen des, auf blondem Grund ruhenden R. völlig verscheucht ward.

Von dem eigentlichen Trauungstage, der, wie gewöhnlich, unter Pomp und Getümmel verfloß, weiß ich jetzt nur noch so viel zu sagen, daß beide junge Gräfinnen, für die jetzt in meinem Herzen ein Altar brannte, in die Farben ihres Namens gekleidet waren; daß Rosa weiße, und Alba rosenfarbige Schleifen trug, und daß die stralenden Diamanten, womit Rosa, die bescheidenen Perlen, womit Alba geschmückt war, nicht wenig dazu beitrugen, die jeder derselben verliehenen Reize in einem nur noch blendernden Lichte zu zeigen. Man wies mir bei der Tafel den Sitz neben Rosa an, und Alba erhielt den ihrigen uns beiden gerade gegenüber.

Ich brachte diese Nacht etwas ruhiger zu, obwol auch dießmal Alba's und Rosa's Bild mich um-

schwebte; denn unsere Unterhaltung war, durch Rosa's Güte, die ihrer Alba selten Ruhe ließ, ganz gemeinschaftlich gewesen. Auch hatte ich, Alba's Zurückhaltung ungeachtet, so viel nicht undeutlich bemerkt, daß beide Damen mich vor allen Anwesenden, so viel das ohne aufzufallen geschehen konnte, am meisten begünstigten. Es schien fast gewiß, daß ich bei ihnen Beiden keinen gefährlichen Mitwerber zu fürchten habe.

Doch schon am Morgen des Strohkranztages drohete meinem, jetzt schwächeren Herzen, ein unerwarteter Sturm, den vielleicht nur ein Halbgott an meiner Stelle zu beschwören im Stande gewesen wär.

Meine Cousine Eugenie, die nunmehrige Baronin Berka, hatte das Frühstück unter der Orangerie veranstaltet. Einige gute Musiker ließen sich auf Blas-Instrumenten aus dem Lustwäldchen concertirend hören. Der Anblick der gegenwärtigen Damen in der gewähltesten Morgentracht gewährte ein hinreißendes Schauspiel, bei welchem jedoch der holden Alba und Rosa, die jetzt, in den leichten, eng anschließenden Gewändern, durch den gestrigen Schmuck mehr verhüllt, als verschönert worden zu seyn schienen, von selbst wieder die ersten Rollen zufielen. Die junge Frau flüsterte einigemal mit ihnen verstohlen,

und ihr dabei schalkhaft auf mich fallender Blick ließ mich besorgen, daß bei ihr eine Neckerei gegen mich im Reifen seyn müsse.

Kurz nachher nahm mich die Baronin, gleichsam um dem sie verfolgenden Scherz der Männer unter dem Schutz eines mitleidigern Verwandten zu entgehen, bei der Hand, und zog mich in eine Seiten-Allee.

„Wenn Sie mir jemals ein wenig gut gewesen sind, was doch meinen lieben Baron zu Zeiten fast eifersüchtig gemacht hätte, so müssen Sie mir etwas versprechen!“

„Die Treulose übt über den Verstoßenen noch die alte Gewalt aus!“ versetzte ich, den angestimmten Ton schäkernd fortsetzend.

Ich erfuhr nun ihren, wie mir dünkte, leicht zu erfüllenden Wunsch. Sie wußte von ehedem, daß ich ziemlich fertig tanze, und eine Freundin aus der Residenz hatte ihr von einer Allemande unter Dreien geschrieben, die ich vor einiger Zeit auf einem Balle mit den Töchtern des Hausherrn, zwei Mädchen von eilf und zwölf Jahren, getanzt hatte. Die Unschuld und gefällige Jugend der beiden Kinder, die kurz zuvor von einer durchreisenden Ballettänzerin unterwiesen worden waren — was denn die Aeltern bei

dieser Gelegenheit gern zeigen wollten — hatte mehr Aufsehen erregt, als die Sache verdiente. Meine neugierige Cousine ersuchte mich daher, auch dem ihr zu Ehren angestellten Tanzfeste diese Verschönerung nicht zu entziehen.

Ich hatte mein Wort gegeben, und fand keinen Grund, es zu widerrufen. „Recht gern, liebe Eugenie!“ — sagte ich — „Nur mögen Sie auch für die Mittänzerinnen Sorge tragen!“

„Darf ich welche vorschlagen?“

„Vorschlagen? Mir ziemt hier keine Wahl!“

„Die beiden Gräfinnen Strahlenheim?“

Ich glaube, daß mir bei dieser Frage alles Blut in die Wangen geschossen seyn muß. Ich konnte kaum athmen. Ich wagte es nicht, zu hoffen, was ich doch nach dem bemerkten geheimen Gespräch kaum bezweifeln konnte; ja, ich gestehe es, ich zitterte fast vor dieser Gewährung.

„Sie wollen mir Körbe einhandeln“ — sagte ich verlegen.

„Gefangen! gefangen!“ — rief die Baronin, und klatschte, augenblicklich sich umblickend, ob sie nicht zu laut worden sey, in die kleinen Hände — „Glauben Sie allein tanzen zu können, mein eitler Cousin? Die Gräfinnen haben auch bei der

Morelli Stunde gehabt, und mir den Tanz bereits zugesagt!“

Sie sah sich bei diesen Worten nach Alba und Rosa um, und beide bestätigten aus der Ferne ihr Versprechen, Alba durch ein Augenniederschlagen, Rosa durch ein Lächeln — nein! beschreiben läßt sich dieß beides nicht, doch fuhr bei der dafür unerläßlichen Verbeugung meine Hand unwillkührlich an das Herz. Ich küßte der Cousine mit solchem Feuer die Hand, daß sie es augenblicklich, mit warnend aufgehobenem Finger, für fremde, ihr nicht geweihte Flammen erklärte.

Als ich wieder allein war, schämte ich mich über mich selbst. Mein Entzücken, meine Seligkeit, meine Unruhe, mein Bangen vor dem heutigen Abende — warlich, in so manchem Duell, im Kugelregen der Schlacht, war mir so nicht zu Muthe gewesen! Ich lächelte über meine Eitelkeit, über die Sorgfalt, womit ich zu diesem Balle mich ankleidete — kaum ein Mädchen hätte darin mit mir wetteifern können! — und doch fand ich dieß auch wieder so nothwendig, so unerläßlich! Genug, ich gieng mit einer Zerstreuung, ich kann sagen, mit einer Geistesverwirrung zu dem Tanze mit demjenigen Paar, das

für mich das schönste, das einzige auf Erden schien, wie kaum ein Andrer zu dem aufgeworfenen Sandhügel. —

Indessen, ob mir schon bei Erblickung der beiden Strahlenheim in der geschmackvollsten und glänzendsten Ballkleidung, die nun wieder die ihnen einzig und für immer zukommende Tracht schien, das Herz nur noch schwerer schlug, so ward ich doch nach und nach, durch die Pracht des Saales, durch das Geräusch der Instrumente, durch die fröliche Unterhaltung, und besonders durch Alba's und Rosa's freundliches, doch gleichgültiges Gespräch, ein wenig erheitert, und fieng an, mich an den Gedanken meines Glücks, mit diesen beiden, und diesen Tanz mit ihnen zu tanzen, zu gewöhnen. Nur, als die Zeit heranrückte, sie dazu aufzuziehen, verließ mich der Muth wieder, und ich unterlag einem Gefühle, wie vielleicht den jungen Dichter befällt, wenn sein erstes Stück, das noch schüchterne Kind seiner Liebe und Sorge, vor der horchenden Menge erscheinen, und nun eben, nun endlich der Vorhang aufgehen soll. Doch schon rief die von mir selbst den Musikern mitgetheilte Tanzmusik, und ich —

Von dieser ganzen Allemande weiß ich nichts mehr, oder doch nur soviel, daß ich mich immer wie

von Silber- und Rosengewölk gehoben fühlte, von Gewölk, auf welchem mit mir zugleich eine fromme Heilige, eine süße Göttin schwebte, und daß, als ich die beiden Gräfinnen wieder zu ihren Sesseln führte, eine so tiefe Stille herrschte, als wären wir drei hier die Einzigen, gegen welche der nun plötzlich und fast ohne Ende ertönende Beifall nur um desto merkbarer abstach.

Aber wär' hinter mir auch eine Welt eingestürzt, mich hätte es gleichgültig gelassen! Diese beiden Augenpaare hatten mich, jetzt feurig, jetzt wieder schmachtend angeblickt; diese vier blendenden Schwanenarme hatten mich sittsam und zärtlich umschlungen; an diese beiden hochwallenden Busen hatte ich mich schmiegen dürfen; diese beiden Sylphidengestalten hatten mich im lieblichen Wechsel, bald im Fliehen mit liebreichem Entgegenstreben, bald im Wiederkehren mit reizender Sprödigkeit, umgaukelt; — mochte auch nur die Regel des Tanzes, oder die Macht der Töne, mochten beide meine Mittänzerinnen wider Willen dazu verleitet haben: mir war doch dieß alles in Wirklichkeit zu Theil worden, und was die Gunst der Götter mir geschenkt hatte, konnte Niemand, ja, die beiden Himmelentwandten selbst nicht, mir wieder entreißen!

Die Folge dieses seligen Abends war keine andre, als daß ich mich die wenigen noch folgenden Tage des Fests über nur wie der Schatten Alba's und Rosa's benahm, daß auch sie, — warum sollte ich es mir jetzt nicht eingestehen? — wie durch eine unwiderstehliche Sympathie gezwungen, weit innige*r*, als vorher, mit mir verbunden schienen, daß ich bald, nicht blos von meinen Verwandten, sondern auch von den übrigen Anwesenden, als Rosa's erklärter Verehrer angesehen ward, und daß mir, als die verwittwete Gräfin mit ihren holden Töchtern wieder abreisete, eine sehr ehrenvolle Einladung zu baldigem Besuch auf dem, nur sechs Meilen entfernten Strahlenheim, zu Theil ward.

Ich befolgte diesen Wink um so eher, da mir nach dieser Trennung das Haus meines Oheims gänzlich verödet dünkte, und er entließ mich, was ich auch dagegen sagen mochte, in der gewissesten Ueberzeugung, mich als Rosa's Verlobten wieder zu sehen.

In der That hatte ich auch nie vorher so frohe Tage verlebt, als mir jetzt auf dem Strahlenheimer Schlosse zu Theil wurden. Mein Rang, mein Name, meine, wenn schon entfernte Verwandschaft mit der Strahlenheimischen Familie, verliehen mir Rechte,

die mich, ohne aufzufallen, bald selbst als ein Mitglied derselben erscheinen ließen. Die allgemein, auch von der verwittweten Gräfin, angenommene Meinung, daß ich mich um Rosa's Hand bewerbe, gestattete mir eine mehr als gewöhnliche Annäherung an sie, mithin auch an ihre unzertrennliche Gesellschafterin, die himmlische Alba.

Die Gräfin Mutter war eine eben so unterrichtete, für alles Schöne und Große lebhaft fühlende Dame, als gegen ihre Töchter fast bis zur Schwachheit zärtlich und nachsichtsvoll. Doch wer, der ein Herz im Busen trug, hätte ihr diesen gerechten mütterlichen Stolz verübeln, hätte sie wegen dieser Nachgiebigkeit nicht doppelt hochschätzen sollen? Ein so reizendes Töchterpaar, das, seiner Verschiedenheit im Aeußern, so wie im Denken und Handeln ungeachtet, doch so einig, so ganz für einander geschaffen war, so ganz nur für und in einander lebte, hatte wol kein anderes edles Geschlecht aufzuweisen!

Je näher ich Alba und Rosa kennen lernte, desto inniger mußte ich beide verehren, desto heißer beide — o das war ja eben der Gipfel meines glücklichen Unglücks! — mit ganzer, ungetheilter Seele lieben und anbeten. Ich durfte in kurzem, wie ein trauter Freund, wie ein Sohn des Hauses, bei ihnen nach

Willkühr eintreten; ich durfte einen Zuhörer abgeben, wenn bald Alba, bald Rosa auf einem Instrument spielte, und die andere, oder auch beide vereint, wie wetteifernde Nachtigallen, dazu sangen. Ich durfte, wie Alba sagte, wenn ich fromm wär, wie Rosa aber meinte, als ein schon verzogenes Kind, ohne Zusatz, mit ihnen singen. Ich durfte sie auf allen Spaziergängen in Wald und Garten begleiten. Ich durfte sie im Zimmer, wie in der Laube überraschen, wenn Alba vorlas, und Rosa wie auf ein liebes Märchen aufhorchend, irgend eine niedliche weibliche Arbeit, wo nicht eigentlich trieb, doch wenigstens damit tändelte.

Sehr bald hatte ich entdeckt, daß Alba und Rosa mit allem Wissenswerthen, was die Vorzeit und Mitzeit erzeugt habe, innig vertraut waren. Sehr bald konnte ich nicht daran zweifeln, daß sie, obwol hauptsächlich auf Alba's Antrieb, alle gute Prosaisten und Dichter ihrer Nation, ja zum Theil auch des Auslandes, mit einander nicht blos gelesen, sondern auch verstanden, und, wenn ich so sagen darf, durchempfunden hatten. Sehr bald wußte ich, daß Beide Harfe, Laute und Clavier, und zwar Alba als Meisterin, Rosa mit nicht gewöhnlicher Fertigkeit, spielten. In kurzem machten sie auch mir im zufäl-

ligen Gespräch kein Geheimniß daraus, daß der Einen der bessere Theil ihres Ichs mangele, wenn die Andere abwesend sey, daß sie getrennt nie glücklich seyn würden, und sich daher auch gelobt hätten, selbst bei einer stattfindenden Vermälung einander nicht zu verlassen. Auch waren diese Geständnisse so natürlich und unbefangen, so unvorbereitet und nur vom Augenblicke erzeugt, daß alle meine innern Bestrebungen, dieß nach der gewöhnlichen Erfahrung für jugendliche Schwärmerei, für schöne Selbsttäuschung zweier feurigen, in der Einsamkeit lebenden Mädchen zu halten, den Glauben an ihre Worte nicht zu erschüttern vermochten.

Hätte meine Seligkeit, und meine Qual — denn was kann ein für zwei liebenswürdige Gegenstände zugleich glühendes Herz wol anders empfinden? — noch durch etwas gesteigert werden können; so wäre dieß durch das Vertrauen geschehen, welches diese beiden edlen weiblichen Wesen auch dann, wenn eins davon nicht zugegen war, mir bewährten.

Befand ich mich, so selten sich dieß auch traf, mit der immer frölich scheinenden Rosa allein; so bat sie mich, als zweifle sie keinen Augenblick, daß alle meine Gedanken und Wünsche sich auf Alba beschränkten, doch ja ihrer Alba recht von ganzer Seele

gut, ganz so gut, als sie es verdiene, zu seyn und zu bleiben; so verrieth sie mir, obwol, wie es schien, halb furchtsam, durch diesen Verrath die Pflichten der Freundschaft zu verletzen, daß Alba mich vor allen übrigen Männern auszeichne, daß sie fast selbst auf den Platz, den ich in Alba's Herzen eingenommen habe, eifersüchtig werden könne; so wußte sie von dem Zusammentreffen unter der Linde alle Umstände, und konnte es kaum begreifen, wie ich schon damals, schon beim ersten Anblick, auf Alba so tiefen Eindruck gemacht habe.

Konnte dagegen Alba, was sie selbst, so sehr sie es anfänglich vermieden hatte, jetzt möglichst aufzusuchen schien, eine Gelegenheit finden, mit mir ohne Zeugen zu sprechen, so nahm sie es als entschieden an, daß meine Gegenwart keine andre Absicht habe, als um Rosa's Hand anzuhalten. Sie versicherte mich ihrer Freude und Theilnahme, daß die verwittwete Gräfin mir äußerst gewogen sey. Sie führte mich dann, wie mit schwesterlicher Traulichkeit, in die einfachen Begebenheiten von Rosa's schönem, schuldlos und heiter dahin fließendem Leben ein, ließ mich einzelne Scenen desselben in dem lieblichsten Rosenglanze erblicken, in einem Glanze, den nur ein so reines, himmlisches Wesen, als Alba selbst

war, hervorzuzaubern vermochte, und prieß endlich nicht ohne Warnung, deſſen auch immer würdig zu bleiben, mein Glück, ſo heiß und innig geliebt zu werden, ja ſchon vorher im Bilde geliebt worden zu ſeyn!

Ach! und dieß alles wiederfuhr mir, dieſe Geſtändniſſe geſchahen mir, dieſe Ausſichten wurden mir eröfnet, der ſchon längſt auf dem ſtürmiſchen Meer wilder Leidenſchaften hin und herſchwankte, der, indem er für Roſa glühte, Alba anbetete, der, indem er Alba's Hand an ſeine Lippen preßte, ſchon die ſeinige im Geiſt auch nach Roſa ausſtreckte, der, indem ihn Roſa's Schönheit und Güte das beneidenswürdigſte Loos des Erdenlebens darbot, von einem Blick aus Alba's Augen in den Himmel verſetzt ward, ach! mir, der in ſeiner Bruſt Seligkeit und Verdamniß trug.

Je länger ich in Strahlenheim verweilte — und dieß dauerte nicht kürzer, als volle drei Wochen — deſto mehr ward ich, obwol ich in der Geſellſchaft immer wie in ſüßem Rauſch lebte, überzeugt, daß ich fort müße, daß meine Unruhe in der Einſamkeit, mein Wollen und Nichtwollen, mein bald dahin, bald dorthin Neigen, meine, weder Gränze noch Maas anerkennende Leidenſchaft, endlich zum Ver-

brechen oder zum Wahnsinn führen müsse. Ich ergriff daher, als ich einst an spätem Abend wegen eines unbedeutenden Vorfalls von meinem Oheim einen Boten erhielt, mit Aufbietung aller mir noch verliehenen Kräfte, diese Gelegenheit, mich von Strahlenheim für jetzt zu entfernen.

Aber durfte ich, ohne alle Schicklichkeit zu verletzen, ohne die Ehre der Strahlenheime und meine eigne anzutasten, ohne unedel, undankbar, ja verabscheuungswürdig zu erscheinen, so ein Haus verlassen, welches ich, nach den früheren Verhandlungen meines Oheims, und nach meinem eigenem, jene ganz bestätigenden Benehmen zu urtheilen, als Bewerber um Rosa's Hand betreten hatte? Konnte ich, ohne mich wenigstens einigermaasen zu erklären, von einer Familie scheiden, in der ich wie ein geachteter und geliebter Verwandter, wie ein Sohn und Bruder, wie der unbezweifelte Verlobte der Tochter, aufgenommen worden war?

Nein! was es auch kostete, was auch mein, mit sich selbst streitendes Herz dagegen einwendete, ich mußte die Stimme der Pflicht hören, mußte wenigstens den entscheidenden Wurf wagen, wenn ich mir auch jetzt nicht Muth genug zutrauen konnte, den kaum zu bezweifelnden Ausfall zu erwarten.

Mit einer an Verzweiflung gränzenden Heftigkeit ergriff ich schon bei Tagesanbruch die Feder, um an die verwittwete Gräfin ein Abschieds- und Anhaltungs-Billet zurück zu lassen. Ich strengte mich an, Rosa's liebliches Bild, ihre süße Heiterkeit, ihre Herzensgüte, mit den lebhaftesten Farben vor meine Augen zu bannen. Ich suchte mit aller Macht den Gedanken an Alba aus meiner Seele zu verdrängen. Ich schrieb der Gräfin mit bebender Hand, daß ein unaufschiebliches Geschäft mich zu dem Grafen Otto abrufe, daß ich aber meine, ihr gewiß längst verständlichen Hoffnungen, meine Bitten um Rosa's Herz und Hand, hier zurücklasse, und in Kurzem wiederkommen würde, um von ihrer mütterlichen Güte mir persönlich die Antwort zu holen.

Kaum hatte ich das Billet gesiegelt, und, um mir selbst für immer jedes Wanken, jeden Rückzug abzuschneiden, wie von bösen Geistern getrieben, dem Bedienten zur Ablieferung eingehändigt, als ich anspannen ließ. Aber kaum war ich im Wagen mir wieder allein überlassen, als mich der Gedanke an den Schritt, den ich, und nun unwiederruflich, gethan habe, wie ein gewappneter Mann überfiel.

Jede Ungewißheit meines Schicksals, auch im Kleinen, hat mir immer peinlicher und unerträglicher

geschienen, als das Unglück selbst, welches noch im Ungewissen beruhte; auch der Tod hat mir nie widrig gedünkt wol aber die Furcht vor dem Tode, und die Krankheit. Auch jetzt entwickelten sich ähnliche Gefühle in meinem Herzen. „So willst du dich denn abmartern," — sagte ich zu mir selbst — „nicht blos Augenblicke, nein! Stunden, Tage und Nächte lang ohne zu wissen, ob Rosa dein ist, ob Alba noch dein werden könnte! So willst du dich abquälen, wie der Schmetterling an der Nadel, ohne den Todesstreich zu empfangen?" — „Todesstreich?" — rief ich bitter; Rosa's Phantasiebild lächelte freundlich, mit sanftem Vorwurf, mich an; ihre ganze Liebenswürdigkeit erwachte in meiner Seele; ich schlug mich wild vor die Stirn, und warf mich in die andre Ecke des Wagens.

Doch so viel ich sann, um einen Ausweg aus diesem Labyrinthe zu finden, die Irrgänge wurden immer dunkler und verworrener. Selbst der verrätherisch auf mich einstürmende Gedanke, daß Alba ihre Rosa nie verlassen, daß sie mit in mein Haus kommen werde, konnte nur dazu beitragen, mich noch mehr zu beängstigen. Alles, was zuletzt klar und deutlich vor meinem Geiste stand, war der feste Vorsatz, sofort umzukehren, um der Gräfin entschei-

dende Antwort, um den Ausspruch des Verhängnisses über mein ganzes künftiges Leben, recht bald, um sie noch heute zu erfahren!

Ich mochte mir nun so viel und so oft, als ich wollte, selbst sagen, daß ich durch meine übereilte Abreise einen Fehler gegen den Anstand begangen habe und diesen nur durch einen ähnlichen verbessern wolle; die marternde Unruhe meiner Brust ließ sich nicht besänftigen. Ich gab Befehl, wieder nach Strahlenheim umzulenken.

Ich verbrachte den Rückweg in dumpfem Hinbrüten. Ich dachte nichts Bestimmtes, und gab mir alle erfinnliche Mühe, nichts Bestimmtes zu denken. Ich befand mich in einer Art Trunkenheit, und wollte nicht nüchtern werden. Erst um die Mittagszeit, als ich den Umgebungen des Strahlenheimischen Schlosses wieder bis auf zwanzig Schritte nahe war, schienen meine Augen die Kraft zu erlangen, einen Gegenstand deutlich zu erblicken, und das erste, was ich gewahr ward, war Alba und Rosa in jener Laube, die so oft Zeuge meiner Freuden und Leiden gewesen war, mit einem Buche beschäftigt.

Ich verließ augenblicklich den Wagen und schlich der Laube näher. Alba schien noch blässer, als sonst; in ihrem großen Auge schwammen Thränen. Rosa,

beide Hände vor die Stirn gekreuzt, lag mehr, als daß sie saß, mit dem Kopfe auf der Lehne der Gartenbank, mit dem Ausdruck eines Schmerzes, dessen ich die Fröliche nie fähig geglaubt hätte, sprang dann auf, warf sich vor Alba nieder, erhob flehend ihre Hände zu ihr, und umarmte die zu ihr Gebeugte.

War es möglich, mich länger zu halten? Ich stürmte hinein. Beide schrieen auf, und stürzten fort, als sähen sie einen Geist. Alba ließ im Entfliehen das Buch zur Erde fallen. Ich konnte nicht zweifeln, daß beide bereits von meinem Antrage wußten. Ich hob das Buch auf, und besah in dumpfer Fühllosigkeit den Titel.

So stand ich einige Augenblicke, ohne einen Gedanken in mir auffinden zu können. Dann aber trat mein Entschluß wieder vor meine Seele, und ich eilte, wie ein Verfolgter, nach den Zimmern der Gräfin Mutter, um von ihr die Erlaubniß eines Besuchs zu erbitten. Ich ward augenblicklich vorgelassen. —

„Lächeln Sie immerhin, meine Gnädige, meine gütige Freundin," — redete ich sie mit gewaltsamer Fassung an, die mein ganzes Wesen zu zerstören drohte — „daß ich schon wieder hier bin! So fest ich mir vorgesetzt hatte, jeden Anschein voreiliger

Zudringlichkeit zu vermeiden, so übermannte mich doch, da ich mich von Ihrem Hause getrennt hatte, die Ueberzeugung, daß ich mein Herz bei Ihnen zurückgelassen habe, zu heftig, um die Ungewißheit meines Schicksals länger ertragen zu können!"

Die Gräfin, durch meine unerwartete Zurückkunft, und das Ungewöhnliche dieses Auftritts, doch ein wenig beunruhigt, lächelte in der That, wiewol nur in der Absicht, um nicht augenblicklich antworten zu müssen. Als sie sich gesammelt hatte, sah sie mich mit freundlich-bedenklichen Augen an. Nicht sowol hierdurch beherzter gemacht, als vielmehr mit dem Krampfe der Verzweiflung, fuhr ich fort: „Finden Sie diese Art, zu handeln, etwas sonderbar, auffallend, oder sonst tadelhaft, so schreiben Sie es meinem stürmischen Herzen, der gewohnten Raschheit eines Soldaten, und der unwiderstehlichen Liebenswürdigkeit Ihrer holden Rosa zu!"

Es war heraus. Mein Herz schien auf einige Augenblicke still zu stehen. Ich ergriff der Gräfin mir dargebotene Hand.

„Ihr Antrag" — erwiederte sie nun mit allen Zeichen mütterlicher Rührung — „kommt mir nicht unerwartet. Briefe Ihres, für Sie väterlich besorgten Oheims haben ihn vorbereitet, Ihre eigenen

Handlungen mich in diesem Gedanken bestärkt. Es müßte Ihnen daher übertriebene Delicatesse, oder, was ich um keinen Preis wünschte, Empfindlichkeit über Ihre schnelle Abreise scheinen, wollte ich Ihnen das Geständniß vorenthalten, daß Sie mir ein erwünschter Schwiegersohn seyn werden. Ich verweise Sie daher an meine Tochter, und hoffe, daß Rosa's oft zu weit gehende Offenherzigkeit Ihnen auch dießmal ihre wahren Gesinnungen bald verrathen wird."

Sie ließ mich hierauf durch ihre Gesellschafterin bei der Comtesse Rosa zu einem Gespräch unter vier Augen ansagen, und ich sah in dem Augenblick, da ich in Rosa's Zimmer trat, Alba daraus verschwinden.

Rosa empfieng mich freundlich, doch ohne sprechen zu können. Ihre Augen blitzten. Ihre Wangen glühten wie Feuer. Ihre gehobene Brust stieg und sank mit sichtbarer Bewegung.

Als ich mit möglichster Sanftheit ihre runde, weiche Hand ergriff, als ich zu ihr aufsah, drangen alle ihre Reize mit unwiderstehlicher Magie auf mich ein. Ich vergaß alles Andere in diesem Moment, spiegelte mich mit süßer Trunkenheit in dem reinen Himmel ihrer Augen, und drückte dann mit leidenschaftlicher Heftigkeit ihre Hand an mein Herz. „Ich liebe Sie, holde Rosa!" — rief ich aus — „ich

liebe Sie auf das feurigste, und Ihre gütige Mutter hat mir erlaubt, Ihnen dieß zu gestehen.

Ihre Hand zitterte in der meinigen. Sie drückte mich mit sanftem Widerstand von sich ab, zog mich wieder näher, und antwortete dann mit schmelzender Sanftmuth, ja nicht ohne Thränen: „Ach, ich war Ihnen schon längst gewogen, und wenn Sie es wünschen, so — nun ja, ich liebe Sie, ich will Ihnen ganz angehören. Ja, ja, lieber Scharfeneck!“

Sie beugte ihr blondes Lockenköpfchen mir ein wenig näher, und im seligsten Rausche drückte ich den ersten Kuß auf ihre, wie Rosenknospen mir entgegen blühenden Lippen.

Plötzlich entwand sie sich, fast wie verschüchtert, meinem Arm, und setzte hinzu: „Zwei Bedingungen muß ich jedoch machen!“

„Und welche, süße Rosa?“

„Eine Nebenbuhlerin, eine glückliche sogar, um mein und Ihr Herz, müssen Sie mir gestatten. Ich und Alba sind Eins; ich würde den Tag, der sie mir entriß, nicht überleben. Wollen Sie daher diese Freundin, wie Sie bis jetzt thaten, innigst verehren — — wollen Sie Alba als die Dritte in den Bund unserer Herzen aufnehmen“ —

Das meinige drohte schon zu zerspringen. Wie auf einem Kirchenraub betroffen, stand ich beschämt, schweigend, und meine Beklemmung ward nur noch heftiger, weil ich in diesem Augenblick ein Geräusch im Nebenzimmer vernahm, das aller Wahrscheinlichkeit nach nur von Alba herrühren konnte, doch bald wieder verhallte.

„Wer schweigt, willigt ein!" — — fuhr Rosa mit unbeschreiblichem Lächeln fort — „Meine zweite Bedingung ist, daß wir weder in der Residenz, noch, obschon meine Mutter dieß wünscht, auf meinem Guthe Silberbach, sondern auf Ihrem Schloß Tannenberg leben. Die gute Mutter wünscht freilich, uns recht in der Nähe zu behalten, aber — sie wird einige junge Mädchen statt unserer zu sich nehmen, und sich nach und nach an die Trennung gewöhnen. O! in Tannenberg soll es so still, so einsam, so heimlich seyn, und, so gern ich meiner Mutter in allen Stücken gehorche, so sehne ich mich doch unendlich nach Tannenberg, weil ich — weil meine Alba" —

Jetzt ward das Geräusch im Nebenzimmer lauter; es klang, als ob etwas falle. Rosa fuhr erschrocken nach der Thür, und wir erblickten Alba ohnmächtig auf ein Ruhebett gesunken. Als wir uns bestürzt

näherten, um ihr Hülfe zu leisten, erhob sie sich wieder, und sagte, indem ihre leichenähnliche Bläſſe plötzlich in das höchste Roth übergieng, mit abgewandtem Gesicht und gegen uns ausgestreckter Hand: „Keine Besorgniß, gute Rosa! Du kennst ja meinen gewöhnlichen Schwindel — — mach' nur ein Fenster auf!"

Ich fand es schicklich, so laut auch mein Herz dagegen sprach, mich jetzt zu entfernen. Doch hatte dieser Vorfall meine ganze, mir gewißermaaſen abgetrotzte Standhaftigkeit wieder zu Boden geworfen. So seelig ich mich noch vor wenig Augenblicken gefühlt hatte, ein so reizendes Wesen, als Rosa, mein, mein mit Herzen und Geist, nennen zu können; so schmerzlich empfand ich es nun auch, daß ich durch die Bitte um diese Gewährung gänzlich auf Alba Verzicht geleistet hatte, und, wie jeder unerfüllbare Wunsch das Herz nur um so heftiger bestürmt, so erschien mir auch Alba's Besitz jetzt um so mehr als ein Guth, das ich mit meinem Leben nicht zu theuer erkaufen könnte.

Ich mußte aufs neue allen mir verliehenen Mannsinn, jeden Rest meiner früheren Grundsätze aufbieten, mußte mir selbst sagen, was Ehre und Pflicht, was die heiligsten Verhältnisse von mir fo-

derten, um beim Wiederzusammentreffen mit Rosa und Alba nicht weiter zu verrathen, was in meinem Innersten vorgehe.

Es gelang mir, wie ich wenigstens glaubte, Alle, die mich beobachten konnten, zu täuschen, und nur das Auge der Gräfin Mutter ruhte manchmal auf mir so scharf, daß ich insgeheim zitterte. Es gelang mir, zu Alba und Rosa wieder meine Blicke zu erheben. Es gelang mir sogar, meine Leidenschaft zu beherrschen, aber nur auf so lange, bis, durch diesen Anschein der Ruhe verleitet, Alba einen Augenblick nicht vermied, mit mir allein zu seyn.

Jetzt schien die Decke des Zimmers, das uns umgab, über mich einzustürzen. Jetzt mußte es seyn oder nie! Jetzt sollte es Alba erfahren, was in der Tiefe meines Herzens schlummere, und mochte sie und Rosa mich dann auf ewig aus ihren Augen verbannen!

„Sie müssen mich hassen!“ — rief ich mit unbesiegbarer Glut aus, und stürzte vor Alba nieder, die eben mit weiblicher Arbeit beschäftigt war, und absichtlich nicht zu mir aufsah.

„Graf! ich beschwöre Sie“ — erwiederte sie, aber ihre Stimme stockte, ihre Hände sanken schlaff nieder. In diesem Augenblicke flog auch Rosa her-

ein, legte, ehe ich aufspringen konnte, ihre Hand auf meine Schulter, und sagte halb schalkhaft, halb schmerzlich lächelnd: „Ei, ei, lieber Bräutigam! dieß schon jetzt — und ohne meine Erlaubniß?“

Diese Worte, und die ganze Art ihres Betragens konnten gewiß nicht dazu dienen, mir Fassung zu geben. „Immer gekniet“ — fuhr Rosa eben so fort, und setzte sich, Alva umarmend, neben sie — „so — vor beiden gekniet! Es möchte uns künftig von dem Herrn Rittmeister nicht oft wieder so wohl werden!“

Indem ich immer noch ungewiß war, wie ich mich zu benehmen habe, um mich wenigstens einigermaasen zu entschuldigen, sprang sie schon wieder auf, und zog mich vertraulich ins Fenster.

„Ich will Ihnen jetzt ein Geheimniß anvertrauen, lieber Scharfeneck! das Sie, bei unserer Liebe! niemand, selbst meiner Mutter nicht entdecken dürfen — und dann nie wieder so ernsthaft, bis Sie als Gemal Fug und Recht dazu haben! Ein alter Philosoph soll die Seelen der Liebenden für zwei von einander gerissene Hälften eines Ganzen erklärt haben, die sich eben deshalb unaufhörlich suchten. Wenn der Mann Recht haben sollte, so sind wir

drei wol zu kurz gekommen, und haben jedes nur ein Drittheil erhalten! Was meinen Sie dazu, bester Graf?“

Es war unmöglich, Aug' in Aug' und Hand in Hand mit dieser, auch mit dem Ernst tändelnden Schwärmerin lange in Verlegenheit zu bleiben; und hatte sie nicht selbst meine Rechtfertigung mit seltener Großmuth auf sich genommen? Auch schlug sie, um keine bedenkliche Stille einreißen zu lassen, sogleich eine Doppel-Sonate auf dem Flügel vor, und blieb sich dabei, so wie an allen folgenden Tagen, so scharf ich sie auch beobachtete, so sehr ich sie in Verdacht zog, daß sie sich nur verstelle, dennoch vollkommen gleich, dennoch ganz so freundlich und zärtlich, als zuvor.

Ich fieng nachgerade an, das, was ich für jetzt nur noch Schwachheit nannte, fast verzeihlig zu finden, und bei mir selbst zu entschuldigen. Wer konnte dieser Alba widerstehen, deren Geist so mächtig über das glühende Herz herrschte? Wer dieser Rosa, deren heißes Herz ihren Geist oft besiegte? Und welch ein Zauber lag in jenen Augenblicken, wenn Alba's Herz über den Geist, Rosa's Geist über das Herz einmal die Obergewalt ausübte!

Nachdem ich mit Rosa verabredet hatte, daß wir uns zwar, um ihre Mutter zu befriedigen, einige Wochen nach Silberbach begeben, sodann aber, wie sie gewünscht, nach Tannenberg gehen, und uns wenigstens den größten Theil des Jahres über dort aufhalten wollten, verließ ich, obwol nicht im mindesten ruhiger, als das erstemal, den mir so theuern Schauplatz meiner Wonne und Qual. War gleich nun Alles entschieden, verlor ich mich gleich oft in Gedanken an die süße Rosa, in Träume meines künftigen Glücks; so setzte es mich doch eben so oft in Verzweiflung, daß Alba mir nun unwiederbringlich verloren sey. Selbst Graf Otto, der über die Nachricht von dem erlangten Jawort in die höchste Freude gerieth, wußte sich in mein unstätes Wesen nicht zu finden, und äußerte zu Zeiten voll Verwunderung, daß man nach jetziger Sitte doch ganz anders lieben müsse, als zu seiner Zeit üblig gewesen sey.

Ich brachte ein getheiltes, von Leidenschaften gefoltertes Herz in die Hofstadt zurück, und kann mit Wahrheit betheuern, daß ich manchen schweren Kampf mit mir selbst gekämpft habe. Wie oft, zumal wenn ich kürzlich Briefe von Rosa und Alba erhalten hatte, überfiel mich die tiefste Schwermuth!

Wie oft machte ich abenteuerliche Entwürfe, Alba, mit oder wider Willen, zu entführen, und in irgend einem verborgenen Winkel der Erde, mit ihr — doch ach! ohne Rosa — zu leben! Wie oft bat ich Gott um Schutz gegen mich selbst, um ein anderes Herz, selbst um den Tod!

Da ich jedoch in kühleren Augenblicken einsah, daß ich nun zu meiner Vermälung mit Rosa Vorkehrungen treffen müsse; so suchte ich um die Erlaubniß an, mich, entfernt von dem Regiment, auf meinen Güthern aufhalten zu dürfen, mit dem freiwillig beigefügten Versprechen, wozu mein Ehrgefühl, meine Liebe für König und Vaterland mich zwangen, so bald es Krieg werde, wiederum einzutreten. Der Monarch, der mir schon mehrere Beweise seiner Huld ertheilt hatte, nahm dieses und die Nachricht von meiner Verlobung so außerordentlich gnädig auf, daß er mir zugleich das Patent als Major zustellen ließ, und mich kaum einen Monat darauf zum Obristen des eben erledigten Regiments aus eigner Bewegung ernannte.

Ich übergehe meine Zurückkunft zur Hochzeit, die auf Rosa's Verlangen ganz im Stillen vollzogen werden sollte, und mein erneuertes Verhältniß zu Rosa und Alba, als Dinge, die sich aus dem Obigen

von selbst ergeben, und erwähne nur so viel davon, daß ich Alba anbetete und für Rosa glühte, dahingegen, wie mir nun nicht länger entgehen konnte, Alba die heißeste Liebe für mich empfand, und ich — wenn ein Mann etwas deralcichen sagen darf — von Rosa beinahe vergöttert ward.

Bei meiner, mit Rosa vollzogenen Haustrauung erschien meine Braut abermals rosenfarb gekleidet, einen Mirtenkranz im Haar, eine weiße Rose vor der Brust, so wie Alba ein weißes Kleid und einen Kranz von rothen Rosen trug. Sie sind späterhin von einem trefflichen Künstler also gemalt worden.

So wie Alba den ganzen Tag über blässer, als sonst, aber ruhig, und fast feierlich war, so erschien Rosa heute noch blühender, heißer, aber auch unstäter, als ich sie jemals gesehen hatte. Ja, am Abende, da ich in ihr Schlafgemach kam, schützte sie, indem sie sich zärtlich lächelnd die Stirn hielt, einen leichten Kopfschmerz vor. „Die Liebe wohnt überall! Darum habe Nachsicht mit mir, bis wir in Silberbach oder in Tannenberg sind!“ Dieß sprach sie mit so schmelzender Stimme, mit so süß flehenden Augen, mit so sanftem Anschmiegen, daß ich, besiegt, bezwungen, zu ihrem Sclaven gemacht, der Zauberin

ihren Wunsch gelobte, was sie mir freiwillig mit Küssen vergalt.

Bei dieser Gelegenheit entdeckte ich, daß sie eine weiße und eine rothe Rose am Nachtkleide trug, und meine Lippen fühlten unter ihren Spitzen ein goldenes Medaillon, das auch bei der Trauung darunter hervorgeblickt hatte.

„Was ist das, süße Rosa?“ — fragte ich zärtlich.

Sie zog das Medaillon mit der schamhaften Schüchternheit einer jungen, heißliebenden Frau aus seiner schönen Umgebung. Ich erblickte, nicht ohne Verwunderung, ein Doppelbild, das meinige auf der einen, Alba's auf der andern Seite.

„Muß ich Dir's denn nochmals deuten, Du Lieber!“ — flüsterte Rosa mit einem Blick ihrer schmachtenden Augen mir zu, den kein Künstler zu malen vermöchte — „daß Alba mit mir getraut worden ist? Auch sie trug heute dein Bild nebst dem meinigen. Da hast du die beiden Rosen!“

Sie erwiederte nach diesen Worten meine Umarmung mit gleichem Feuer; ihr glühender Athem begegnete mir; ihre rosigen Lippen brannten auf den meinigen — ihr Auge, in das meine versenkt — ihr aufstrebender Busen, hochklopfend an dem mei-

nigen — und dieß ganze süße Leben meinen Küssen hingegeben — alle meine Sinnen wogten im wildesten Sturm!

Doch gewaltsam riß sich jetzt Rosa von mir los. „Laß mich, o laß mich, süß Geliebter! Du hast mir's gelobt!" — Es war einer jener seltenen Augenblicke, wo ihr Geist das Herz bezwang. Mir noch Küsse zuwerfend, schimmernde Thränen im Auge, verschwand sie durch eine Tapetenthür.

Wie mir nach ihrer Entfernung zu Muthe war, sage sich jeder selbst, den einst Liebe beglückte! Und warum das Alles? Was hatte sie vor mit mir? Wie konnte sie so mild, so nachgiebig, und zugleich so grausam seyn? Wie mit so siegender Gewalt mich zähmen, und mich bewegen, das abgedrungene Gelübd zu erfüllen? Tausend wunderbare Ahnungen und Gefühle bestürmten mein Herz; tausend, sich kreuzende Gedanken wogten in mir auf und ab. Wenn ich ihre Worte von den zertheilten Seelen der Liebenden mir ins Gedächtniß zurückrief — — und dann, war es denn ganz zufällig, daß — erst in diesem Augenblick schien mir dieß von Bedeutung! — daß jenes Buch, was ich in der Laube fand, Goethe's Stella mit enthielt? — war es denn blos Zufall, daß Rosa während der Trauung, als

wir schon vor dem Priester knieten, sich umwendete, als müsse sie ihr Kleid zurecht legen: daß Alba hülfreich herzuflog; daß sie dicht hinter Rosa stehen blieb; daß — ich hatte es ja deutlich genug bemerkt — ihr Fuß Rosa's Schleppe berührte? Nahm ich nun Rosa's Wunsch, dem Verlangen ihrer so geliebten, aber auch nur gar zu scharfsichtigen Mutter zuwider, in der Einsamkeit, nicht in der Nähe dieser Mutter zu leben — und das Medaillon, das noch auf dem Nachttisch lag — und das zweifarbige Rosenpaar, gleichsam die Minnegabe meiner Braut, dazu — — nein! nein! ich mochte meine Gedanken nicht ordnen, ich mochte meine Augen nicht öffnen! —

Von dem folgenden Morgen an, wollte es weder meiner Rosa, noch mir, länger in Strahlenheim gefallen. Wir erfüllten den Wunsch der verwittweten Gräfin, uns zuförderst nach Silberbach zu begeben, obwol gleich in der Absicht, nicht lange dort zu verweilen, sondern uns unter irgend einem Vorwand, ehemöglichst nach Tannenberg zu begeben, und unsere Zurückkunft von Zeit zu Zeit so lange zu verzögern, bis man sich endlich an unsere Abwesenheit gewöhnt habe.

Der erste Tag in Silberbach verfloß uns auf das heiterste. so viel ich nämlich dieß noch zu seyn vermochte, und nur etwas Geheimnißvolles schien zwischen den beiden Freundinnen zu schweben. Alba mußte zuletzt auf Rosa's dringende Bitte bis in die Nacht auf der Laute spielen und singen Die Erde verschwand für mich während ihres Gesangs: meine ganze Seele schwebte mit ihren Tönen zum Himmel! Rosa — hatte ich die Zärtliche vielleicht zu sehr übersehen? hatte ich ihr heißliebendes Herz gekränkt? wollte sie dieß mein Unrecht nur noch durch höhere Milde strafen? — Rosa sah mir, da wir uns trennen wollten, mit unbeschreiblichem Ausdruck in die Augen, und — erließ mir süßflüsternd mein Gelübd.

Ich eilte nach Verfluß von kaum einer Viertelstunde zu ihr. Ich fand in dem Schlafgemach kein Licht, aber — o ihr höheren Geister, die ihr, frei von irdischen Leidenschaften, in ewiger Klarheit wandelt! war es Sünde, so wird sie Vergebung finden dort oben! — — wenn in der liebeheil'gen Dämmerung alle meine Sinne nicht täuschten, so war es die himmlische Sängerin, die verschleiert und schweigend ihr Gesicht an meinem Busen verbarg.

Als ich mit Aufgang der Morgenröthe erwachte, erwacht' ich von Küssen. Alba war verschwunden. Rosa hatte sich über mich gebeugt, und preßte meine Hand an sich. In ihren, von süßen Thränen versilberten blauen Augen schwamm eine Zärtlichkeit, eine Wehmuth, eine Schwärmerei, wofür der Sprache die Worte fehlen. Sie, sie allein schien es zu seyn, die der Vergebung bedürfe. — In der nächsten Nacht war das Zimmer abermals nicht erleuchtet; aber Rosa's Liebesgeflüster benahm mir jegliche Ungewißheit. — Zwei Tage nachher, reisten wir nach Tannenberg ab. —

So wär das lastende Geständniß meines Fehltritts, meines Verbrechens, wenn man will, denn abgelegt! Wem die Natur ein kälteres Herz verlieh, breche den Stab über uns! Nichts hat je unsern innern Frieden, nichts unser stilles Glück in der Einsamkeit unterbrochen. Nur Eins hat mich oft bekümmert, und selbst den Tod mir zu Zeiten als wünschenswerth dargestellt, Alba's Schwermuth und fromme Thränen, die mir nicht entgiengen, obwol die büßende Heilige sie mir und Rosa verbarg! Sie, und nicht Rosa, ist die Mutter meines Sohnes nach der Natur, obwol beide durch Mutterſorge und Liebe! — —

* * *

Graf Eduard hatte diese Blätter, ohne sich vor völliger Beendigung davon losreißen zu können, eiligst durchlesen. Indem er sie wieder in den Umschlag steckte, und überlegte, ob er Etwas, und was er davon Isidoren mittheilen sollte, lauschte sie selbst schon zur Thüre herein, und schalt über sein abermaliges langes Ausbleiben. Sie war so hold, so reizend, daß er dem Zuge seines Herzens nicht widerstand.

„Was mich angehet, gehört auch Isidoren!" — sagte er — „Du hast gewiß von der Sultanstochter und dem Grafen Gleichen gehört — Ließ denn dieses zu Entschuldigung meines Zögerns. Vielleicht wird dir zugleich die Erfüllung deines längst gehegten geheimen Wunsches!"

Isidore konnte nun kaum das Ende der Tafel erwarten, um nur recht bald ihre, kaum mehr zu bezwingende Neugier zu befriedigen. Dießmal kam die Reihe des Abrufens an Eduard, was von ihm ungefähr gegen sechs Uhr geschah. Isidore stellte ihm die Blätter wieder zu, und sagte dabei mit süß schmachtender Stimme: „Es hat mich wunderbar ergriffen, lieber Eduard! Ich weiß nicht, ob ich ihre

Schwäche verzeiblich nennen darf, aber der Tod sühnt alles, und sie ruhen nun in Frieden. Sollte uns nicht Valentin auch von ihrer folgenden Geschichte wenigstens noch etwas zu sagen wissen?"

Diesen hierüber zu befragen, war schon vorher Eduards Gedanke gewesen, und der Alte ward daher sogleich, und zwar, weil er es einmal so verlangt hatte, wieder ins Obristenzimmer gerufen. „Wir wissen nun beide Alles" — sprach der Graf zu ihm — „aber von Dir wollen wir hören, was sich nach der Abreise meines Vaters begab?

„Der Herr Obrist" — begann der redliche Greis — „mußten eine Ahnung gehabt haben, wie es nach ihrem Ableben ergehen könne. Als die Trauerpost, daß der Herr geblieben sey, hier anlangte, fielen die lieben Damen einander um den Hals, und stürzten dann alle beide auf einmal, fast für todt, nieder.

Sie mochten den Herrn wol von ganzem Herzen geliebt haben; denn sie wurden nun auch beide gefährlich krank. Man mußte ihre Betten zusammen setzen, und konnte sie nicht eher von einander bringen, bis die Gräfin Rosa schon verschieden war, und die Gräfin Alba aus Ermattung in tiefem Schlummer lag.

Da die liebe Dame aufwachte, und die Stelle neben sich leer sah; wollte sie mit aller Gewalt aus dem Bette, und ließ sich nur durch den Arzt davon abhalten. Dieser sagte, die Luft werde in einem Zimmer durch zwei Kranke allzuverdorben, und es könne sonst, besonders für Rosa, äußerst bedenklich ausfallen.

Damit ließ sich denn die Frau Gräfin Alba zwar beruhigen, aber sie zog nun unaufhörlich über Rosa's Befinden Erkundigung ein, und sandte ihr die zärtlichsten Grüße. Wir mußten ihr, wenn wir es gleich vor Wehmuth kaum vermochten, auf Befehl des Arzts Grüße und Bestellungeu zurück bringen. Das Herz hätte einem brechen mögen dabei!

So hielten wir sie einige Tage hin, bis Rosa's Begräbnißtag kam. Da ward es nun freilich befohlen, nicht zu singen, und auch sonst kein Geräusch zu verursachen, und die Fenster in der Frau Grafin Alba Zimmer blieben auch ganz verhüllt.

Doch die liebe Dame mochte, während des stillen Zuges, durch die Vorhänge einen Schimmer von den Fackeln erblickt haben; genug, sie hat in dem Augenblicke, da der Sarg aus dem Hause getragen worden ist, zu der Wärterin gesagt: „Holt mir den

Valentin; er soll mir den jungen Grafen herbringen!“ Das that ich denn, da sie mich von der Leichenbegleitung abriefen, mit weinenden Augen — ja, auf diesen meinen Armen trug ich Sie hin, lieber, gnädiger Herr! — und die seelige Alba küßte Sie lange, seegnete Sie dann ein, und übergab Sie wieder in meine Hände. Mir aber reichte sie noch die ihrige, die ich küssen durfte, sagte dann: „Valentin! ich weiß es nun von Rosa. Lebt alle wohl!“ drehte sich nach der Wand, und erwachte nicht wieder.

Drei Tage nachher stand auch sie in dem schwarzausgeschlagenen Saale, und ich trug das junge Herrchen wieder dahin, um die so treue Freundin seiner Mutter noch zum letzten Male zu sehen. Dann wurde ihr Sarg gleich neben dem Sarge der Frau Gräfin Rosa in der Erbgruft beigesetzt.

Nach einigen Monaten kam auch ein Feldarzt hieher, der bei dem Herrn Obristen in den letzten Stunden, und auch bei seiner Beerdigung zugegen gewesen war, und brachte sein Herz in einer goldenen Capsel. Seitdem steht das Gefäß auf den beiden Särgen. Wer aber die Schrift geschrieben hat, die unter demselben über die Särge herunterläuft, und nur die Worte enthält: „Verbunden in Leben, Liebe und Tod!“ werden Sie vielleicht erkennen, wenn

Sie einmal das Erbbegräbniß besuchen! Ach, hätte ich nur dem guten gnädigen Herrn, wenn auch im Tode, noch einmal die Hand drücken und küssen können!“

Als Valentin jetzt vor Thränen nicht fortfahren konnte, fiel Isidore, auch weinend, ihrem Gemal um den Hals, und rief: „O wie lieb' ich Deine Mütter! o wie gut waren sie! Willst Du mir etwas versprechen?“

„Und was, meine Isidore?“

„Laß auch mir ein Doppelbild malen, Alba und Rosa! Ich bin keins von beiden“ —

„Du hast Alba's Augen, Rosa's Goldlocken und Grazienwuchs“ —

„Ich bin auch recht froh, Schmeichler! daß Du nicht Zweie liebst, aber ich will mich bestreben, Dir Beides in Einem zu werden!“

„Bald werd' ich ihn nun wieder sehen!“ fiel Valentin mit starrem Blick wieder ein, wankte zu einem Tisch, um sich darauf zu stützen, und richtete seine Augen nach der Sonne, die eben im Scheiden Berg und Wald mit goldnem Abendroth färbte. Dann entblößte er mit auffallender Rührung den

weißumlockten Scheitel, und sprach ernst und feierlich: „So: Beide in Einer! lautete auch der Seegen, lieber junger Herr, den die sterbende Alba über Sie aussprach!“ —

Ein freierer Geist schien bei diesen Worten über ihn zu kommen, die Rinde des Standes und Ranges für ihn schon zersprungen. Nicht mehr als Diener, als Mensch zu Menschen, als Greis zu einem jungen Ehepaar, als Altvater zu seinen Kindern, ergriff er die Hände Eduards und Isidorens, und fügte sie in einander. Dann erhob er die seinigen, wie ein Prophet der Vorzeit, seegnend gen Himmel, rief mit schon lallender Stimme: „Ja! Amen! So wird es geschehen!“ — und sank in demselben Augenblick, als die Sonne durch die sich erhebenden Nebel ihre letzten Stralen auf die herrschaftliche Capelle warf, dorthin abgerufen, wo die Treue belohnt wird, zu Boden.

F. Kind.

# Sappho.

Kennst du dort die holde Mytilene?
Einst dem Eiland jener Seel'gen gleich,
Mutter hoher Dichtung, süßer Töne,
Und der Lust und Freiheit schönes Reich;
Wo nie welkend Myrt' und Lorber blühte,
Geistervoll der Traube Blut erglühte,
Heiße Lieb' in allen Pulsen flog,
Und die Götter dem Olymp entzog.

Und die Lieb' in ihrer reichsten Stunde
Bildete ein Mädchen stark und lind;
Gute Götter sammelten im Bunde
Ihre besten Güter um das Kind.
Ja, es stritt Apollen und Cythere
Stolzen Kampf um hoher Gaben Ehre:
Jene bot den Gürtel schön und hold,
Und der Gott die Leier, hell wie Gold.

Sappho, nun der Schönheit reine Blume,
Nun der Stern des heiligen Gesangs,
Füllte weit mit ihrem Wunderruhme
Lesbos Räume bis zum Meer entlangs.
Ueber Meer vereinten ihre Lieder
Hellas Inseln, die zerrißnen, wieder,
Und mit goldnen Liebesstimmen band
Sie in Eins der Griechen Mutterland.

Kühn und frei, wie Himmelslüfte spielen,
Hauchte sie das Leben ihrer Brust;
Alles sang sie, was die Herzen fühlen,
Sich des Ird'schen göttergleich bewußt.
Menschliches zu Ewigem erheben,
War der Dichtung jungfräuliches Streben;
Und der Liebe furchtbare Gewalt
Stieg ihr auf in freier Lichtgestalt.

„Nimmer soll Vergängliches mich binden,
Auf den Höhen steht des Daseyns Glück,
Und der Dichtung Mächte überwinden
Selbst das übermächtige Geschick.“
Also sprach sie mit vermeßnem Hohne
Zu der schönsten Männer stolzer Krone;
Wenn sie Lieb', und zu Cytheren sang,
War Apoll des Liedes Wiederklang.

Soll der Eine nur ihr Herz erfüllen?
Läßt sich Cypris ungestraft verschmäh'n?
Eros Bogen lenkt sich ihrem Willen,
Und mit Pfeilen, leicht wie Windeswehn.
Und des Mädchens Herz, die schönen Glieder,
Süß berührt vom himmlischen Gefieder,
Zittern, wie vom ersten Lenz umfahn,
Und die Seel' entirrt im trunknen Wahn.

Sieh! dem Traume gleich, auf fernen Wegen,
Von der Berge blütumkränzten Wald,
Schritt ein fremder Jüngling ihr entgegen,
Gleich dem Delier mächtig an Gestalt.
Rasche Pfeil' erklangen ihm zur Seite —
Ihre Seele ward des Jägers Beute,
Phaon! Phaon! seufzte sie, und: Ach!
Säuselte die Myrt' im Walde nach.

Wie der Glanz des Tages heimgegangen,
Schwand der Dichtung himmelreine Lust;
Und ein süßes bangendes Verlangen
Dämmerte bewegt in tiefer Brust;
Dort dem Jüngling mit dem goldnen Bogen
War ihr ganzes Leben nachgezogen,
Und sie sucht' ihn, wie die Wolke zieht,
Und er floh, wie scheues Mondlicht flieht.

Denn die Göttin, der er ſich ergeben,
Artemis, Cytheren abgeſagt,
Waffnete ſein Herz mit Widerſtreben,
Gleich der Jungfrau, muthig und verzagt.
Was ein Blick, worin die Liebe tagte,
Was ihm Laut beſeelter Lippen ſagte,
Alles, wie die Stern' und Sternenklang,
Dünkt' ihm heil'ge Ferne, fremd und bang.

Einſam ſteht die Sehnende verloren
In der Heimath, in der Mutter Haus,
Seufzend vor dem Gruß der Morgenhoren,
Weinend in den Fall des Abendthau's:
„Alles bringſt du, Abendſtern, du milder,
Weichen Schlummer, frohen Traumes Bilder,
Bringſt die Lieb' und einen Freund mit ihr —
Bringſt den Himmel, — und was bringſt du mir?“

Und der Mond, die wachenden Plejaden
Nahen ſtumm mit heimlichem Geſicht;
Mitternacht ſchleicht leis auf dunkeln Pfaden,
Der Geliebte naht der Lieben nicht.
„Selig, wer in göttergleicher Stunde
Dir zur Seite, von dem holden Munde,
Von dem Auge Licht und Leben trinkt,
Und mit Klang die träge Nacht beſchwingt!“

Durch den Lorber, durch die Myrtenbäume,
Flüstern Lüfte lau von Ort zu Ort,
Und die Blüte schwankt durch bange Räume
Seufzend mit des Windes Säuseln fort.
„Mädchenthum! o Wonnen! süße Lieder!
Wohin zogt ihr? Nimmer kehrt ihr wieder?
Einsam welk' ich, und verlassen hin,
Und kein Segen denkt der Sängerin."

Schaudernd wird die Liebende sich inne;
„Ach! gefallen bin ich stolzes Herz!"
Wunden Kampfs entzweien sich die Sinne,
Feindlich selbst bestreitet sich ihr Schmerz.
Edler Freiheit Stimmen sucht sie wieder,
— Und nur Phaon nennen ihre Lieder;
Treulos flieht der heilige Gesang,
— Phaon nennt kein treuer Wiederklang.

„Erd' und Himmel haben mein vergessen,
Fern ist Götter- und der Menschen Huld!
O ihr Mächte des Geschicks, vermessen
Gab ich mich in Uebermuth und Schuld.
Wo ist meine Heimath, meine Liebe?
Wo der Arm, der rettend mich erhübe,
Aetherathmend, freudig, rein und jung,
In Vergessen und Entsündigung?"

Alle Sehnsucht in dem dunklen Herzen,
Suchend, wie der Wind, der nimmer ruht,
Läßt sie nun das Vaterland der Schmerzen,
Schiffend durch die fernbewegte Flut.
Sonder Rast und Licht, von Strand zu Strande
Wandert sie durch Hellas heitre Lande,
Schön und trauernd Ceres Tochter gleich,
Ausgeschlossen von des Lichtes Reich.

Sieh den Tempel, ernst und hoch gegründet,
Auf Leukadias meerbegrüßten Höh'n, —
Zwischen Marmorsäulen, schlank geründet,
Göttlich groß das Bild des Delphiers steh'n! —
Sappho naht; mit ahnendem Gefühle
Dünkt die Suchende sich nah dem Ziele,
Trostvoll ruht sie an des Sehers Bild,
Forschend, wie er das Geschick enthüllt.

Und der Sinn geheimnißvoller Mächte
Deutet sich gestaltend vor ihm her:
Unbeweglich streckt er seine Rechte
In das weite schrankenlose Meer.
Und der Jungfrau helle Augen schauen
Leuchtend auf die Fluten, auf die grauen,
Und es blühn im Lichte wunderbar
Alle Wellen, liebevoll und klar.

„Aus des Lebens Mitte fremd entnommen,
Ach! ich bin nicht würdig auf den Höh'n!
Freundlich ruft die Tiefe mir, zu kommen,
Spiegelnd in den Fluten mich zu seh'n!“
Rasch hin zu des Felsen Abhang schreitend,
Vor sich her die weißen Arme breitend,
Sanft hinaus das schöne Haupt gewandt,
Beugt sie sich an jäher Klippen Rand.

Und der Boden weicht; der Erd' entzogen,
Luftig gleitend wie der Morgenstern,
Sinkt sie freudig in die hellen Wogen,
Jedes Leids Erinn'rung schwindet fern.
Ihre Leier, himmelwärts gehoben,
Hält sie gleich Leukothee's Kinde oben,
Und sanft, wie in Iris Wagen, schwebt
Sie auf Wellen bunt und klangbelebt.

Und sie singt; es klingen Flut und Lüfte,
Ihre Seele füllt der ew'ge Raum;
Freiheit, Fried' umspielen sie, wie Düfte, —
Ueber ihr der Götterliebe Traum.
Sieh! des Aethers tonerfüllte Schwingen
Neigen sich mit Taubenflug, und bringen
Die Versöhnte, ewig jung und rein,
Zu der Götter seligem Verein.

G. A. H. Gramberg.

## An Constanzia.

Oft, wenn ich dich, Constanzia, belauschet,
Den süßen Reiz der lieblichen Gestalt,
So mein Gemüth mit lindem Schmerz durchwallt,
Der Lippen Wohllaut, der mich tief berauschet,

Frag' ich entzückt: Aus welchem Quelle rauschet
Der Harmonie melodische Gewalt?
Wo war der Hohen erster Aufenthalt,
Der Sitz, den sie mit keiner Göttin tauschet?

Hat sie der lichte Orient geschmückt,
In farb'gem Reichthum unter uns zu glänzen?
Stammt sie aus hohes Nordens stiller Tiefe?

Wie, oder hat mit ewigblüh'nden Kränzen
Der heitre Süden einzig sie beglückt,
Damit sie aller Herzen zu sich riefe?

Messerschmid.

## Amor's Rache.

Der Schönen Tugend ist zu schwach,
Gott Amor, gegen deine Pfeile;
Du rächest der Verhöhnung Schmach.
Wer nicht aus Liebe seufzet, ach!
Muß seufzen doch aus — Langerweile.

Haug.

# Blanka.

Vor des Königsschlosses Thore
Hielt in stiller Sommernacht,
Bis zum Ruf der Morgen-Hore,
Franz, ein junger Krieger, Wacht.

Sinnend gieng er hin und wieder;
Heimlich, wunderbar bewegt,
Wallt sein Busen auf und nieder,
Und er weiß nicht, was ihn regt.

Ahnung niegefühlter Schmerzen
War's, was mit geheimer Macht
Zitternd rief in seinem Herzen:
Dies die letzte stille Nacht!

Jetzt begann der Morgenschimmer
Roth im Ost heraufzuzieh'n;
Busch und Thal in Nacht noch immer,
Nur des Schlosses Wände glüh'n.

Einen Feenbau zu sehen
Wähnt er in der rothen Pracht;
Seiner Kindheit Träume gehen
Still und dämmernd aus der Nacht.

Horch, da klingt ein Fenster oben,
Und die Königstochter steht
Hell im Morgenglanz, erhoben
Händ' und Antlitz zum Gebet. —

Wie zu neuem Licht geboren
In dem Himmelsanblick, starrt
Er hinauf, entzückt, verloren
In die heil'ge Gegenwart.

Ach, ein tödtendes Entzücken
Trinkt er in sich! jeder Strahl
Aus des Mädchens lichten Blicken
Bringt dem Armen Todesqual.

Zwar noch fühlt er wonnetrunken
Nicht der tiefen Wunde Schmerz;
Er empfängt den schönen Funken
Ahnungslos ins offne Herz.

Hingebannt vor ihre Schwelle
Steht er in der Zauberluft.
Bis von seiner süßen Stelle
Ihn die Pflicht gebiet'risch ruft.

Er entfernt sich, und im Scheiden
Trifft ihn noch ihr holder Blick,
Läßt ihm tief zu künft'gen Leiden
Den verborgnen Keim zurück.

Ach, er wächst mit jedem Male,
Als er sie von neuem sieht!
Jener Funken wird zum Strahle,
Der die arme Brust durchglüht.

Hoffnung, Schaam, Verzweiflung rangen
Schwer und blutig um sein Herz.
Kaum noch reißt ihn das Verlangen
Süß berauschend himmelwärts,

Nähert ihn dem goldnen Ziele;
Ach, so stürzt im Augenblick
Er vernichtet zum Gefühle
Seiner Niedrigkeit zurück. —

Während so den wilden Schmerzen
Er sich ganz zum Opfer giebt,
War in Blanka's reinem Herzen
Auch die heitre Ruh' getrübt.

Auch der Jungfrau Seele hatten
Jene Mächte leis berührt,
In ein Land voll Träum' und Schatten
Sie der Wirklichkeit entführt.

Oft mit schüchternem Vergnügen,
Von der Unschuld Reiz erhöht,
Hängt sie an den edlen Zügen,
Wenn am Thor er wachend steht.

„Glich wol je" — so lispelt leise
Eine Stimm' im Busen ihr —
„Glich wol in der Männer Kreise
Je ein Antlitz diesem hier?

Trägt dies Aug' im tiefen Spiegel
Nicht der edlen Seele Spur?
Trägt sein Alles nicht das Siegel
Schöner, göttlicher Natur?

Welches Herz sein Stand verhehle,
Zeigt mir alles sichtbarlich!
O gewiß, die schönste Seele
Birgt in diesem Körper sich!"

So vertieft sie sich im Stillen,
In des Schauens reiner Lust;
Neigung und Bewund'rung füllen
Unvermerkt die weiche Brust.

Abgeschieden oft von Allen,
Weilt ans Fenster sie gebannt,
Und das zarte Wohlgefallen
Bleibt ihr selbst doch unbekannt.

Bis die lange Reih' von Wochen,
Wo sie nicht mehr ihn gesehn,
Jetzt sie zwingt, das leise Pochen
Ihres Busens zu verstehn.

Nun auf einmal aufgegangen,
Was sie dunkel nur empfand —
Zitternd fühlt sie sich befangen
In ein schmachbedeckend Band;

Sieht, wie Riesen, sich die Schranken
Ehr' und Standes um sie ziehn;
Auch dem leisesten Gedanken
Strebt sie kämpfend zu entflieh'n.

Doch sein Bild kehrt immer wieder,
Ist ihr wach und träumend nah,
Wie sie oft vom Fenster nieder
Ihn in tiefer Schwermuth sah;

Wie, so oft ein stilles Sehnen
Ihre Blicke zu ihm trug,
Hocherröthend er die schönen
Süßen Augen niederschlug! —

Und sie wagt's, nach ihm zu fragen;
Er ist krank, versetzt man; mehr
Weiß man nicht von ihm zu sagen.
Wahnsinn treibt ihn irr' umher.

— Es war Nacht. Die Wipfel ruhten;
In des Vollmonds Zauberschein
Schwamm das Thal; die lichten Fluten
Brachen zitternd durch den Hain;

Durch den ganzen Garten ſchwebten
Zarte Nebel mondlich licht;
Duft'ge Blütenzweige webten
Sich zu Lauben traut und dicht.

In den dunkeln Bogengängen
Klagte ſüß die Nachtigall,
Und es goß von Felſenhängen
Tönend ſich der Waſſerfall.

Einſam in den ſchönen Thalen
Irrte Franz hier, den ein Zug
In des Wahnſinns raſchen Qualen
Zu dem Königsgarten trug.

Alle Zweige hauchten Düfte,
Um ſein glühendes Geſicht
Spielten lindernd Abendlüfte;
Ach, der Arme fühlt' es nicht.

Raſtlos irrt' er, von der herben
Qual getrieben, ſtundenlang,
Bis, erſchöpft und nah dem Sterben,
Er im Graſe niederſank.

Aus dem wunden Buſen drangen
Schwere Seufzer tief hervor;
Und des Jammers Töne rangen
Matt gebrochen ſich empor:

„Welk im heißen Sonnenscheine
Wol ein armes Veilchen stand — —
Mir ist heiß! — o weine, weine! —
Meine Thränen sind verbrannt.

Krank? warum so krank, du Armer?
Eilt doch, schlingt den Hochzeitreihn! —
Fliehst du, himmlischer Erbarmer?
Tod, ach Tod, gedenke mein!

Blanka! — Göttin! — Ach erheben
Durft' ich mich zu deiner Höh'? —
Es ist hin, mein junges Leben!
O verzeih! — ade! ade!" —

„„Ich verzeih' dir, Armer, Lieber!"" —
Tönt es süß ihm, wie Musik
Aus der Geisterwelt, herüber;
Er erhebt den matten Blick.

Und, o sieh! im Mondenschimmer
Eine himmlische Gestalt!
Ist des Sterbenden Gewimmer
Zu den Engeln selbst gehallt?

Und er sieht, er sieht sie strahlen,
Stürzt zu ihren Füßen sich:
„Göttin, ende meine Qualen!
Süß ja ist der Tod durch dich!

Tödte mich! und — ach verzeihe!
Ach verzeih': ich büßte schwer" —
„„Mein Geliebter! Gott! o freue
Dich! o zittre nicht so sehr!"“

Und mit zärtlichem Erbarmen
Beugt sie sich auf ihn herab:
„„Nein, du lebst in meinen Armen!
Such' an meiner Brust dein Grab!

Heilig sind der Liebe Rechte, —
Trifft ihr Himmelsstrahl das Herz.
Schuchtern weichen ird'sche Mächte
Höchster Lieb' und höchstem Schmerz.

Ja! mein Kampf ist ausgerungen,
Mein der Sieg! wie schön, wie reich!
Alle Fesseln sind gesprungen!
Engel, ja wir sind uns gleich!""

Und verstummt an ihrem Herzen
Hebt er scheu den matten Blick,
Und im Sturm von Wonn' und Schmerzen
Kehrt das Leben ihm zurück.

Louise Brachmann.

# Die Nachbarskinder.

Vor der Thür einer armen Hütte saß in einer kleinen Stadt ein armes Kind und weinte; aber gegenüber auf den breiten Stufen eines schönen großen Hauses ging ein muntrer Knabe auf und ab, wie ein Rittmeister angethan. Er sah oftmals sich um nach der hangenden Tasche und dem klirrenden Säbel, und dachte kaum an das große Stück Kuchen, das er in seiner Hand hatte; doch da er seinen Blick aufhob und Marien sahe, schritt er augenblicklich hinüber und sagte: kleine Marie, was weinst du? — Ach! ach! meine Mutter, antwortete diese mit Schluchzen, sie schläft, will nicht erwachen, hört mich nicht, will mich nicht zu sich nehmen. — Sey still, rief ein Mädchen, die eben mit einem Eimer Wasser vorüberging, du beschmutzest dein Kleid, steh' auf von der Erde und geh' hinein. — Bist wol hungrig, arme Kleine, bist wol durstig? fragte der kleine Husar, und sogleich brach er seinen Kuchen von einander und gab ihr die Hälfte. Und du Mädchen mit

dem Wasser, rief er, gieb doch der Kleinen zu trinken, sie wird durstig seyn; sie hat keine Mutter mehr. — Nein! erwiederte diese mit barscher Stimme, der schmutzige Mund würde mir alles Wasser verderben; und der Mütter giebt es noch genug in der Stadt. — Der Husar wollte mit blankem Säbel ihr nach, aber sie war schon um die Ecke; er sah auf die kleine Marie zurück, und da sie noch immer weinte, setzte er sich zu ihr, wischte ihr die Thräne von der Wange, munterte sie zu dem Kuchen auf, und zeigte an seinem Beispiele, wie man ihn essen müsse. Indem trat der Prediger, der die Leidtragenden getröstet hatte, aus dem Hause heraus, und wie er den Knaben so theilnehmend um das Mädchen beschäftigt sah, legte er seine Hände auf sie und sprach: segne euch beide der Himmel! so daß beide plötzlich ganz still wurden, und sich verwundert einander ansahen. — Aber ein Freund des Hauses riß den Knaben plötzlich von der Erde; junger Herr! das schickt sich nicht, sagte er, und führte ihn in das große Haus zu seinem Vater zurück, und Marie blieb allein. — Du trägst noch dein neues Kleid, sagte jetzt in der Hütte eine jammernde Stimme, thu wieder dein altes Kleid an, künftig wirst du in Lumpen gehen. — Und das ward nur zu bald

erfüllt. Den andern Morgen trug man die Mutter zu den Todten hinaus, und an der Kleinen verschwand alle Spur mütterlicher Pflege.

Aber es war noch kein Jahr vorbei, da spielten die Geiger in dem Hause, und die Kleine kam mit Hochzeitkuchen heraus. Sie lief eiligst hinüber nach den breiten Stufen, wo Wilhelm saß mit neugierigem Ohr, dem sie gern ihre Freude mittheilen wollte. Sieh hier! sagte sie; nimm! sie wollte mit ihm theilen, da er aber so ernst aussah, gab sie alles hin; wir haben noch viel zu Hause, sagte sie. — Und du weinst nicht? fragte Wilhelm, hast eine Stiefmutter bekommen und weinst nicht? Marie verstand ihn nicht ganz und sah ihn schweigend an. Wird sie dir denn nun zu trinken geben? fragte er weiter. Er wußte es nur noch zu gut, daß sie ihr einst einen Trunk Wasser versagt hatte; denn die nämliche war es, die vom Wittwer war zur Frau erwählet worden. Sie diente in seiner Nähe und nahm nicht umsonst so oft ihren Weg vor seiner Thüre vorbei. So sanft und friedfertig die Verstorbene war, so zänkisch und herrschsüchtig war diese, und der arme Franz Zaber konnte durch seinen Fleiß nicht genug erwerben, um alle ihre Wünsche zu befriedigen. Er arbeitete in der Fabrik

des reichen Herrn Woller, der gegenüber wohnte, und sie ging ihm, wenn es ihr beliebte, zur Hand. Dies beförderte das öftere Beisammensein der Kinder, denn waren jene abwesend, so mußte Marie das Haus hüthen, und wenn nun eben der reiche Wilhelm mit Langerweile am Fenster saß, so winkten sich beide einander zu, er merkte, daß sie allein war und lief hinüber. Sie trieben nach Art der Kinder mancherlei Spiel, zündeten Feuer an, rösteten Kartoffeln, oder gossen Blei. Da sah er sich aufs neue als Husar mit Pallasch und Schwert, oder aus dem Gusse ein Reh heraufsteigen, dem zwischen Gesträuchen Jäger und Hunde auflauerten. Und fehlte es eben an Blei, so holte er es von den Dachfenstern herunter, ohne weiter an die Folgen zu denken. Weil es ihm an Spielkameraden fehlte, nahm er gern zu ihr seine Zuflucht, und die Gewohnheit knüpfte sie immer fester an einander. Aber nicht lange, so regnete es in der Hütte stark durch und kam bis auf den Tisch. Was ist das? sagte die Frau zornig zu ihrem Manne; verwahrst du das Haus so schlecht, daß wir nicht einmal ruhig darin essen können? Du bist mir ein schöner Hausherr! Aber Marie zitterte, weil sie den Grund davon wohl merkte; der Hausherr fand in seinem Dache fast kein einziges Fenster

mehr ganz, und Marie mußte bekennen. Eine Züchtigung regnete auf sie herab, und der Mann schritt zum großen Hause hinüber, nöthigte den Fabrikherrn an das Fenster und zeigte auf sein armes Dach. Da ward Woller vor Zorn roth bis an das Haupthaar — zwiefach bezahlte er den Schaden; nicht die Unart seines Sohnes, nein, die Anklage von einem so gemeinem Manne über einen so Vornehmen, und daß sein Sohn unter so armes Volk sich begäbe, kränkte und empörte sein stolzes Vaterherz. Von Stund' an ward dem jungen Herrn auf das strengste untersagt, wieder hinüber zu gehen in jenes Haus, wo seine Sitten unter schmuzigem, armen Volk sich so verschlimmerten. Aber das Verbot machte die Sache nur noch ärger. — Neugierde trieb ihn zunächst, zu erfahren, wie es der armen Marie ergangen sey; Mitleid gesellte sich zu dem Bewußtseyn seiner Schuld, er wollte wieder gut machen, was er um sie verschen hatte — daraus entstand eine geheime Mittheilung, und Heimlichkeit ist der Frühlingshauch der Liebe. Es gab Dämmerungsstunden, Entfernungen der Aeltern — leicht war ein Geschenk gebracht, eine Hülfe mitgetheilt, leicht aus dem reichen Hause in das arme eine Freude hinüberbefördert. Ja, dem beherzten Wilhelm konnte zuletzt

nichts Außerordentliches mehr begegnen, die sanfte Marie mußte darum wissen, keiner neuen Frucht des Gartens konnte er sich mehr erfreuen, sie mußte davon mitgenießen. Diese Gemeinschaft nahm immer mehr zu. Sie dachte nicht, daß sie ihn liebte, aber sie kämpfte gegen ihre Armuth, um ihm zu gefallen. Durch ihrer Hände Fleiß und Geschicklichkeit ersetzte sie an ihrem Anzuge, was die strenge Mutter ihr versagte. Aber diese häufte ihre Arbeit, trieb sie durch Schnee und Frost und hielt sie hart wie eine Magd. — Selten gelang es ihnen noch, sich zu sprechen, und sie sahen sich nur aus der Ferne.

Darüber wurden beide immer größer, und Herr Woller, um seinen Sohn desto eher den Kinderspielen zu entreißen, schickte ihn von Neujahr an zum Prediger, damit er Ostern in die christliche Kirche aufgenommen würde. Dabei herrschte aber dem Sinne des Christenthums gemäß die größte Allgemeinheit, d. h., in dem Städtchen war es noch Sitte, daß Arme und Reiche zugleich zum Prediger gingen, und die ganze Stadt hätte es übel genommen, wenn sich Jemand davon hätte ausschließen und mit Privatunterricht davon entfernen wollen. Zugleich war die Anzahl der zuhörenden Kinder, die erst künftig, nach

zwei oder drei Jahren zum Abendmahl gingen, immer sehr groß. Unter diesen befand sich nun auch Marie. Welch ein neues Gefühl bemächtigte sich ihrer, wenn sie unter den Augen des Predigers mit Wilhelm in einem Zimmer saß! Es war, als ob alle Entfernung zwischen ihnen wiche, als ob der enge Raum sie mit liebenden Armen umschlösse, als ob die gemeinsame Andacht schon jetzt ihre Herzen auf ewig vereinigte. Der zarte Keim der Liebe gedeiht nicht besser, als unter dem Himmelsthau der Andacht; die Religion selbst schien ihre Gefühle aus der Zerstreuung irdischen Getümmels zu sondern, zu heiligen und zu weihen. Es wurde ihnen von diesen Tagen an ernster und wichtiger, was sie für einander empfanden, ohne daß sie jedoch bis zum Selbstgeständnisse sich desselben wären bewußt geworden. Ihre Blicke begegneten sich noch unbefangen; nur selten — wenn im Unterrichte etwas vorkam, das auf ihren Zustand hindeuten konnte — mieden sie, sich anzusehen, und sie hätten gern in diesem Augenblicke jedes Wort aus den heiligen Büchern vertilgen mögen, das das Geheimniß der Liebe berührte und es laut vor aller Ohren aussprach. Nur diese Stellen brachten plötzlich Verstummen auf ihre Lippen. Sonst waren sie munter mit Red' und Antwort, und gegen

das Ende der Stunde gewöhnlich dreister als im Anfang. Eigen war es aber, wenn der Prediger fragend umherging, und zu einem von diesen beiden kam: so wie die Stimme des einen erklang, flog gewöhnlich auch ein Wort von dem andern herüber, das um dieselben Gedanken schwebte, die Antwort befördern half oder berichtigte. Wie die Saite eines ruhenden Instruments erklingt vom Tone des andern, so erwachte zur Rede das Herz des einen bei des andern Worten, und verrieth die stille Gemeinschaft, worin sie stets mit einander lebten. Am meisten ereignete sich dieses Anklingen, wenn der Prediger vor dem Mädchen stand: kaum hatte sie auf seine Frage einige Sylben gestammelt, als hinter seinem Rücken die vollständige Antwort erfolgte, die ihre Bruchstücke zu einem Satze zusammenlas und sagte, was sie hatte sagen wollen. Sogleich wandte sich der Prediger nach dem jungen Herrn zurück, dessen Eifer ihn freuete, und weil er glaubte, daß er nur immer seinen Verstand gegen die Einfalt dieses Mädchens wolle glänzen lassen, so bildete er sich nun selbst ein, daß sie unter den übrigen Kindern am mangelhaftesten antworte. Deshalb redete er sie immer härter an, und die Hülfe ihres Freundes machte sie immer hülfsbedürftiger. Er argwöhnte

sogar, daß der junge Herr eine geheime Feindschaft gegen das Mädchen ausübe und sie vor den andern beschämen wolle. Wie wenig kannte er die Natur der ersten jugendlichen Freundschaft, die allen Genuß in der Verrichtung eines gemeinsamen Werkes findet! Er hätte doch auch bemerken sollen, daß, wenn mehrere Stimmen zugleich klangen, und Wilhelm mit darunter war, ihre Antwort beherzt hinzu eilte, und immer das Rechte traf. — Wenn beide nun nach Hause gingen, blieb Marie immer weit zurück, und er zögerte dagegen und blieb wol noch auf den Stufen des Hauses wartend stehen. Ihm war, als hätte er sie gesprochen, und doch auch nicht, ohngefähr wie den Wandrer die prangende Frucht eines Baums aus der Ferne anduftet, die er in dem Augenblicke zu genießen wähnt und doch entbehrt. Sie bald wieder einmal zu sprechen, darnach hatte er das heftigste Verlangen, und bei der langen Bekanntschaft dünkte ihm das so natürlich; indeß mußte dieß auf eine leichte Weise, gleichsam nebenbei geschehen, so daß es keinem auffallen konnte. Wieder, wie sonst, hätte er spielend mit ihr beisammen seyn mögen; dieser kindlich-nachbarliche Ton wäre ihm der liebste gewesen; aber, nachdem alle mit der Confirmation ihm Ernst und Gesetztheit aufgebürdet hatten, war

es, als ob das Haus seines Vaters plötzlich mit einer Zugbrücke wäre versehen worden, hinter welcher er wie an einem breiten Graben stehen bleiben, und Mariens Haus als das andere Ufer betrachten mußte. Doch er bemerkte eines Abends, wie sie mit einem großen Kruge die Straße hinabging, um Wasser aus dem Brunnen zu holen. Es war die Zeit, wo grade am häufigsten auch die andern Mädchen bei dem Brunnen sich einfanden, die, wenn er es nicht klug anfing, seine Absicht entdecken konnten. Mit dem Scheine jugendlichen Uebermuthes hüpfte er also das nächstemal die Treppe hinab, und schlendernd durch die Straße kam er zum Brunnen. Er sah dem Schöpfen eine Weile zu, und bedauerte, daß es den Mädchen so sauer würde. Rüstig trat er dann hin, und ließ sich die Eimer reichen, indem er den Vorübergehenden jugendlichen Trieb zur Neuheit und frohthätigen Leichtsinn vorspiegelte. Da kam endlich auch Marie. Aber es war, da sie ihn erblickte, als ob sie an der Wasserrinne zu einem Rosenstrauche festgewurzelt wäre. Indeß er war beherzter, winkte und rief: wie lange soll ich auf dich warten? siehst du nicht, daß ich hier stehe und schöpfe? Die Reihe ist an dir. — Ich seh' es wohl, antwortete sie, aber ich will keinem den Weg vertreten, ich habe noch

Zeit. Da lachten die andern Mädchen und merkten wohl, daß ihr ein wenig anders dabei zu Muthe würde, als ihnen allen gewesen war; sie hatten indessen ihr Theil und gingen. Nun stand sie allein, die Dämmerung schlich heran, sie durfte nicht länger säumen. Hurtig kam er ihr auf halbem Wege entgegen, und indem er den Krug in das Wasser tauchte, sagte er: seit wenn sind wir uns denn so fremd? — Ich weiß nicht, antwortete sie, aber Sie kommen auch gar nicht mehr zu uns, und das würde sich auch nicht schicken — machen Sie nur fort, die Mutter schilt mich aus, wenn ich so lange bleibe. — Und nun willst du mich gar Sie nennen, erwiederte er, und ich bin doch nur zwei Jahr älter als du! — Gieb mir zu trinken, mich dürstet. — So nimm, sprach sie darauf mit holdem Klang der Stimme, und freundlich schauete er über den gehobenen Krug hinüber in ihr lächelndes Antlitz. Trinkend aber fühlte er, wie der Krug plötzlich nach einer Erschütterung sich schwerer auf ihn hinwälzte, und ihn zu ersticken drohete, und da er sich mit Gewalt davon wegwandte, sah er hinter demselben statt des milden Angesichts seiner Marie, den ernsten Freund seines Vaters, Sorge, der im Vorübergehen sie belauscht und das Mädchen hinweggescheucht hatte. Jacob

und Rabel! — sagte er, indem er zugleich auf den Wasserkrug hinschauete, und in der That standen diese abgebildet darauf. und auf der andern Seite, nach Wilhelm zugewandt, war Lazarus, der Barmherzigkeit der Hunde überlassen. Er mußte jetzt den Krug in seine Hand nehmen, und ihm vor das Gericht seines Vaters folgen. So hab' ich ihn gefunden, sprach sein Ankläger, dienend den Mägden als ein gemeiner Mensch, ein Anblick uns zur Schande. — Und einen geheimen Wink fügte er noch hinzu, um anzudeuten, daß Marie, die Nachbarin, wieder die Ursache sey. — Ehrvergessener Bube! fuhr der Vater darauf ihn zornig an, hast du so wenig Achtung für mich und für dich selbst, daß du dich zu solchen Handlungen erniedrigst? Bist du noch nicht alt genug, um einzusehen, daß sich das für deinen Stand nicht schickt? Der einzige Erbe solcher Güter! nimmermehr! auf der Landstraße will ich mir ihn suchen, ein Waisenkind will ich mir erziehen, das dankbarer, folgsamer ist, als du, ungerathenes Kind. Den Krug stellt mir auf den Schrank im Hausflur auf, daß er ihn beständig vor Augen hat, wenn er zum Hause hinausgeht, und seiner Schande und meiner Worte gedenkt. — Und gleich mußte auch Sorge mit neuen gemessenen Befehlen sich in die Hütte verfügen, und

beide wurden von nun an noch strenger bewacht. — Darauf sprach Woller heimlich zu seinem Rathgeber: was ist es nur mit meinem Sohn? Findet er etwas Hübsches an dem Mädchen, oder bringt der Zufall sie zusammen? — Kein Zufall! mein lieber Herr Woller, entgegnete Sorge; wenn er größer wäre, wollte ich sagen, er will das Mädchen verführen; indeß — was nicht ist, kann künftig wol noch geschehen; ich wollte, das Mädchen käm' ihm aus den Augen. — Nimmermehr! antwortete Woller darauf, ich meine, es ist weiter nichts, als Kinderei, weil sie die Kinderspiele noch nicht vergessen können; wir müssen nur mit unserm Verdacht an uns halten, es wird sich mit der Zeit schon geben.

Marie durfte nun — so hatte Sorge es verfügt — nicht mehr zum Prediger gehn, weil es, wie man sagte, dazu noch Zeit genug oder das Mädchen noch zu dumm sey. — Ostern kam und ging vorüber. Unterdeß stieg Wilhelm fleißig zum Schranke hinauf, um auf dem Wasserkruge Jacob und Rahel zu betrachten. Es war ihm in dem Augenblick, als ob er noch immer mit Marien am Brunnen stände, er erneuerte sich in Gedanken, wie sie den Krug zu ihm erhob, ihn zu tränken, und dann drehete er auch den Krug herum, um Lazarus zu sehen, wie er unter-

den Hunden lag. Doch befeuerte das nur noch mehr sein Verlangen nach ihr, und er ging auf den Boden hinauf, um zu versuchen, ob er heimlich von da herab nichts von ihr gewahr werden könnte. Endlich unter ihm schimmerte es vom niedern Dachfenster der Hütte herauf, blühenden Nelken gleich. Sie war es selbst. Er nickte seinen Gruß und wollte wissen, wie es ihr ginge und was sie vorhätte. Da hob sie in der einen Hand ein Gefäß voll reifer Erdbeeren, und in der andern einen leeren Korb. Eine neue Morgenröthe des Glücks ging da für Wilhelm herauf, denn es war kein Zweifel, daß diese Zeichen sagten, wie es jetzt ihr Geschäft sei, Erdbeeren zu sammlen. Er fragte: morgen? aber das Mädchen schwieg; doch das konnte weiter nichts als ja bedeuten. Freundlich nickte er wieder und verschwand.

Den folgenden Tag konnte er kaum die Strahlen der Sonne erwarten. Er ergriff die Flinte, und sein Vater freute sich, daß er wieder so ritterlichen Gedanken Raum gäbe. Dem reichen Woller gehörte — wie fast alles in der Stadt — auch die Jagd umher. In den Wald hinaus zog Wilhelm fröhligen Muthes, um eines zarten Rehes willen, das schon vom Pfeil der Liebe getroffen war. Vom Hügel her sah er zurück, ob Marie nicht bald erscheinen würde; übers-

all suchte er die Spuren ihres Fußtrittes, überall schrieb er — zu zeigen, daß er ihr schon voran gegangen sey, seinen Namen in den Sand. Er trat in den Wald und horchte. Nachtigallen sangen, rieselnd flüsterte die dorther kommende Quelle, hie und da flog ein Vogel im Gebüsch auf, und röthlich standen um ihn her die Erdbeeren, die nur auf sie zu warten schienen; aber sie war nirgends zu sehen. Sehr natürlich, denn sie mußte die gesammelten Beeren erst zum Verkauf tragen, und erst am Nachmittage konnte sie wieder zum Walde hinausgehen, um neue zu sammeln. Ihre Mutter war auf dies Geschäft verfallen, theils um ihren Erwerb zu mehren, theils, wie sie sagte, um dem Mädchen ihre stolzen Träume aus dem Kopfe zu bringen; denn sie hatte bemerkt, wie sie selbst im Schlaf mit Wilhelm redete. — Wilhelm kehrte nach vielem Umherirren den Mittag beim Förster ein, und, kaum durch ein ländliches Mahl erquickt, eilte er dann wieder in den heimlichen Wald hinaus. Er lehnte seine Flinte aus der Hand, brach vom Platonus ein Blatt, um darauf die köstlichen Erdbeeren zu samlen, die hier wie Rubin auf Smaragd glänzten, und käme sie nun nicht, dachte er, wollte er solche heimlich zu ihrer Hütte bringen. Wie er aber so weiter und weiter ging, sprach plötz-

lich eine muntere Stimme ganz nahe vor seinem Ohr; wer liest mir hier die Erdbeeren weg? — bist du es, Marie? — sie war es. — Willkommen in meinem Gebiet, sagte er. Ein ganzes Blatt voll habe ich schon zusammen gelesen; aber wie geht es dir? Deinen Krug sehe ich täglich — er steht auf dem großen Schranke in unserm Hausflur — aber dich werde ich gar nicht mehr gewahr; bist du denn in einem Kloster? — Was hat deine Mutter dir gethan nach jenem Abend am Brunnen? — Nun — es war bald vorüber — erwiederte sie — es war nichts. — Du willst es nur nicht sagen, versetzte er darauf, weil ich daran Schuld bin; aber mein Vater hat mich auch nicht wenig ausgescholten; das schadet indeß alles nichts, wir sind nun doch wieder beisammen, und niemand sieht und hört uns hier. Es ist so heimlich, so schauerlich in diesem Walde; den ganzen Tag bin ich schon darin herum gegangen. Eine Hütte sollte hier stehen, darin wollten wir Feuer anmachen, und etwas bereiten. Aber sieh! wie sich die Zweige auf uns herabneigen, da darf ich nur ein wenig nachhelfen und die Hütte wird von selbst. Dort bricht die Sonne noch durch, ich werde ihr es wehren; sieh! eine grüne Zelle wird es nun. Schon gut, entgegnete sie, aber indeß wir so plaudern, füllt

sich der Korb nicht. Schaffe du, ich gehe meinen Erdbeeren nach. — Wenn du wiederkommst, rief er ihr nach, soll dein Haus fertig seyn. — Sie ging und suchte, und wenn sie weit von ihm war, stimmte sie ein Lied an, und er antwortete auf gleiche Weise, so daß sie auch entfernt immer bei einander waren. Aber als die Sonne sank, rief er: ei, welch eine junge Pilgerin sehe ich wandern; komm herein, fromme Pilgerin; und scherzend mahlte er das Bild aus, das vor seiner Seele stand. Als Ritter trat er aus der grünen Burg, sie zu empfangen; er beklagte ihre Müdigkeit und entschuldigte sich, daß er ihr nur so geringe Pflege bieten könne. Sie dagegen war voll Staunen: der Eingang wölbte sich wie ein Thor, das Obdach wie eine Sakristei; ein Polster war darin gebreitet von Gras und Moos, ein Stein erhob sich in der Mitte wie ein Tisch oder ein Altar, darauf stand eine Opferschaale — eigentlich eine glänzende Scherbe, die er im Walde aufgesucht hatte, daraus stieg der Duft von Wein und Erdbeeren hervor, wozu das Fläschchen aus seiner Jägertasche nur erst zum Theil geleert war. Als geschäftiger Wirth bot er ihr die Schaale zur Erquickung; kleine silberne Muscheln dienten statt der Löffel, und lachend freuten

ſich beide, daß nichts der kleinen Wirthſchaft fehle. Sie waren ganz wieder wie ſonſt glückliche Kinder.

Aber Wolken wälzten ſich vor das purpurne Abendroth, das durch die Gitter des grünen Waldes funkelte, es rauſchte um ſie her, und vom Felde kamen die krächzenden Raben, die im Walde ihre nächtliche Ruhe ſuchten. Es wird ſo ängſtlich-ſchauerlich, ſagte ſie, komm, es dunkelt ſchon. — Noch dieſe Schale, noch dieſen Trank! erwiederte er, und morgen und künftig, wenn du wieder zum Walde gehſt, ſoll die Hütte beſſer verſehen ſeyn. — Ach! mir iſt, entgegnete ſie, als würden wir uns ſo nie wieder ſehen. Wir thun auch wohl nicht recht daran, weil es unſere Aeltern nicht haben wollen. Horch! was war das für ein Geräuſch? ſprach da nicht jemand? Mir war's, als hört' ich reden? — Es iſt der Wind, ſagte er. — Doch ſie hatte recht gehört. Woller ging mit ſeinem Freunde am Rande des Waldes, um bequem in der Dämmerung ein Reh zu ſchießen, das er zum nahen Geburtstage ſeines Sohnes beſtimmt hatte. Es regt ſich dort im Gebüſche, ſagte Sorge; nur ſtill, daß wir es nicht verſcheuchen; dort hinter den Zweigen ſteht das Reh, Sie dürfen nur grade auf die ſchimmernde Stelle im Dickigt hinhalten, ſo können Sie nicht fehlen. —

Da bog voll banger Ahnung Marie die Zweige aus einander, und mit einem Schrei des Entsetzens warf sie sich an Wilhelms Brust. Halt! halt! schrie sie, Wilhelm, rette dich. — Zitternd sank das Gewehr aus des Vaters Hand, und, wie er gestützt auf seinen Freund der Hütte näher kam, sah er Marien in seines Sohnes Armen. Daß sie sein Leben schirmen wollte, daran wurde nicht weiter gedacht. Verflucht sey euer Beisammenseyn! sagte er im höchsten Zorn. Das gröste Unglück hätte daraus entstehen können; noch bebt der Schreck durch alle meine Glieder. Aber nun muß ich ernstere Maaßregeln ergreifen. Heimliche Zusammenkünfte im Walde! Dem kindischen Unwesen muß gesteuert werden. Sie soll fort, er in enge Verwahrsam. Jetzt zur Stadt mit euch! — Weinend schlich sie nach Hause zurück, stumm folgte Wilhelm seinem Vater. Noch denselben Abend mußte Sorge zum Nachbar hinübergehn, um sich ernstlich mit den Leuten zu berathen, wie das Mädchen ganz aus seinen Augen zu entfernen sey. Da fand sich, daß Zaber im weiten, fernen Lande noch einen Bruder habe, der die Gärtnerei triebe. Zu diesem wurde Marie gesandt, und Woller selbst bezahlte das Nöthige, um sie nur aus der Nachbarschaft zu bringen. — Aber dieses schlug grade zu ihrem Vor-

theil aus; denn ihr Oheim war ein ziemlich wohlhabender Mann, und bei ihrer Muhme genoß sie die beste Erziehung. Beide, kinderlos, hatten ihre Freude an dem sanften, gutmüthigen Wesen und hielten sie, wie ihr eigenes Kind. Zwar besorgte sie die kleine Wirthschaft, gern flog sie im Garten auf und ab, nichts fehlte zu ihrem Glücke, als die Nähe Wilhelms, mit ihm des Abends ein Stündchen zu verplaudern, und ihm die kleinen Begebenheiten des Tages zu erzählen. Aber Wilhelm war weit entfernt von ihr, ohne selbst ihren Aufenthalt zu wissen, und mit manchem stillen Seufzer begoß sie die Blumen, ließ auch wohl zuweilen vor Sehnsucht eine Thräne dazu fallen.

Wie indeß die Stiefmutter erfuhr, daß sie hier so gute Tage hätte, fieng sie an, sie darum zu beneiden, und lag beständig ihrem Manne mit Klagen in den Ohren, daß sie sich quälen müsse, während seine Tochter müßig gehe. Dies bewog denn endlich den bedrängten Zaber, sie nach Hause zurückzurufen, was in Rücksicht auf Woller jetzt auch ohne Gefahr geschehen konnte, da er seinen Sohn durch Geschäftsreisen weit von sich entfernt hatte. Aber wie wurde die Mutter aufs neue mit Neid erfüllt, da sie die Tochter erblickte! Viel schöner, anmuthiger in ihren

Sitten, bedeutender in ihrem Betragen war sie geworden. Sie glaubte sich nun vollends von ihr verdunkelt, lud noch schwerere Arbeit auf sie, schalt auf ihre weiße Haut, und sagte, daß sie den vornehmen Dünkel schon von ihr austreiben wolle. Und um sie ganz ihre Armuth und ihre Niedrigkeit fühlen zu lassen, schickte sie die Hülflose mit andern armen Mädchen in die Fabrick hinüber, wo sie vom Morgen bis in den Abend am Spulrade sitzen mußte. Beschämt über das bessere Kleid, das sie trug, senkte sie still die Augen nieder und that ruhig alles, was man ihr befahl. Aber plötzlich kam Wilhelm von der Reise zurück, durchschweifte das Haus und trat in den Saal der arbeitenden Mädchen. Sie sangen eben ein fröhliges Lied folgenden Inhalts:

Goldne Tressen, bunte Bänder
Sollen mit zur Hochzeit geh'n;
Liebe geht durch alle Länder,
Mädchen kommt, die Braut zu seh'n;
Hat sie auch nicht goldne Tressen,
Ist ihr Kleid auch eng' gemessen;
Mündchen lächelt lieb und hold,
Wangenroth ist mehr als Gold.

Lärm im Schlosse, trunk'ne Gäste,
Lichter viel im goldnen Saal,
Alles für die Braut aufs beste;
Schön ist Tanz und Hochzeitmahl.
Doch im Grünen unter Rosen
Nachtigall mit süßem Kosen,
Wald und Abendroth im Thal
Sind wol schöner tausendmal.

Goldne Tressen an dem Hute
Macht den Reiter stolz und schön,
Freud' und Lust bei jungem Blute,
Leicht ist eine Braut ersehn;
Doch du Kind auf grüner Weide,
Mädchen, flieh' durch Dorn und Heide,
Falsche Tressen, falsches Gold;
Bleib dem Liebsten treu und hold.

Marie, die im Hintergrunde saß, schaute um so beschämter vor sich hin, da das Lied von ihrer eigenen Liebe zu handeln schien. Wilhelm, als er sie gewahr wurde, blieb wie vom Blitz getroffen stehen. Welche reizende Gestalt! Die Blüte der Schönheit stand in ihrer vollen Pracht, und sanft duldend, einer Heiligen gleich, zu der Bettler wallfahrten, erschien sie hier unter den Uebrigen mit hingebender Demuth,

die sie mit lichthellem Gewande umgab. Aber das Blut stieg siedend aus seinem Herzen auf und röthete das Antlitz vor Scham und Zorn, sie bei so niederer Beschäftigung, in Gesellschaft so roher Menschen zu finden. Wäre er freundlich auf sie zu gegangen, und hätte einige leichthin gleitende Worte wie mit einer Bekannten gesprochen, so hätte er wie der reiche Sohn des Hauses gehandelt; aber er fühlte, wie wenig das für den Zustand seines Herzens und für das Verhältniß passe, das sie durch jugendliche Freuden so nahe mit einander verbunden hatte. Deshalb suchte er seiner Verwirrung Herr zu werden, wandte sich, und ging zum Saale hinaus. — Nein! diesen Anblick kann ich nicht länger ertragen, sagte er zu sich selbst, so kann ich sie nicht länger erniedrigt sehen. Ohne Scheu trat er in die Hütte, und durch Geld und Versprechungen bewog er die feindselig gesinnte Mutter, ihr hartes Schicksal zu ändern. Er empfing sie selbst mit sehnsuchtsvoller Erwartung, da sie zurückkehrte, aber der leicht redselige Ton jugendlicher Freude und Freundschaft wollte ihnen nicht gelingen. Blick in Blick versunken standen sie einander gegenüber, und die Thräne, welche hervordrang, sagte mehr, als die äußerlich gefällige Rede, die verstellt war, weil sie zu wenig sagte. Sein

Staunen, seine Freude an ihr nahm zu, da sie sprach und von den letztverflossenen Jahren erzählte; er fand die natürlichen Anlagen ihres Verstandes auf das herrlichste entwickelt, ihren Geist selbst durch Lectüre gebildet, und, da sie auch in der Musik unterrichtet war, sorgte er für ein Instrument, und ließ es ihr auch an guten Büchern nicht fehlen. So sah er sie plötzlich zu sich erhoben; er hielt das Bild fest und widmete ihr seine ganze Seele. — Aber jetzt verfinsterte sich das Angesicht seines Vaters zum furchtbarsten Ungewitter; er hatte ihm so viel nachgesehen, als nachbarliche Begrüßung erfordern oder entschuldigen konnte, jetzt sagte er: genug! du sollst nicht weiter hinübergehen, weder am Abend, noch bei Tage, daß die Stadt deinen Namen nicht verunglimpfe; oder soll ich selbst denken, daß du sträfliche Absichten auf das Mädchen hast? Es wird Zeit, dir eine Frau zu wählen, und den Sonntag werde ich eine Gesellschaft bitten, worunter du die reichsten und schönsten Mädchen finden wirst. — Da athmete er tief auf, faßte ein Herz und sagte: Vater, geben sie mir Marien zur Frau. Ich liebe sie, ich fühl' es, ich kann nicht mehr ohne sie leben. Was Jugendfreundschaft war, ist zur heiligsten Liebe geworden; auf das innigste haben sich unsere Ge-

danken mit einander verwebt; Trennung würde mir das Herz zerreißen; sie ist mir gleich an Geist, Bildung und Grundsätzen, ja sie übertrifft mich noch. Und mit leichter Mühe ist die Ungleichheit des Standes gehoben. Durch eine bessere Anstellung bei einer andern Fabrik wird Zaber versorgt, ihrem Anblick und dem Urtheile der Stadt entzogen: wir aber werden Sie als Ihre Kinder noch mehr lieben, wenn wir Ihnen unser höchstes Glück, ein ganzes Leben voll Freude verdanken; bis in Ihr spät'stes Alter wollen wir Ihre dankbaren, folgsamen Kinder seyn. — Kein Wort weiter! fuhr jetzt der Vater zornig heraus, du rasest, du weißt nicht, was du sprichst? Hätte ich darum mit so saurem Schweiß diese Güter erworben, darum mein Haus bis zu diesem Glanze erhoben, um nun eine Bettlerin darin einzuführen? Es fehlt nicht an Beispielen, daß selbst Fürsten aus solchem Hause hervorgegangen sind, und du, der einzige Erbe mit Hoffnungen und Aussichten, die noch weit über mein Glück hinausreichen, willst plötzlich umkehren, und zu solcher Niedrigkeit herabsteigen? Jugendlicher, toller Leichtsinn! Es kann dein Ernst nicht seyn. — Ja, Vater, mein heiligster Ernst, erwiederte Wilhelm; Marien oder den Tod! Hier auf den Knien beschwöre ich Sie, machen Sie

mich nicht unglücklich. — So sage ich mich los von dir, entgegnete der Alte mit Wuth, fort aus meinen Augen! so bist du mein Sohn nicht, ich will nichts mehr von dir wissen. — Wohl! versetzte darauf Wilhelm mit einer furchtbaren Gelassenheit, ich gehe, aber es wird Sie gereuen. — Der Vater bestand darauf, ihn nicht wieder zu sehen, bis er seinen Vorsatz abgelegt hätte; er durfte nicht an seinem Tische erscheinen. Aber am Abend, als er spät mit Sorge von einem Freunde zurückkam, und an der Kirche vorüberging, war es ihm plötzlich, als höre er auf dem Kirchhofe heimlich reden. Da sie sich näherten, entfernte sich das Geräusch, sie folgten, standen endlich vor dem Leichenhause, und folgende Worte drangen daraus hervor. „Nein, du sollst mich lassen, du sollst um meinetwillen nicht unglücklich werden, nie habe ich solchen Gedanken gehegt, ich kann nicht dein seyn und will es auch nicht seyn. Wenn du mich lieb hast, bleib'! stürze dich nicht ins Verderben, bringe deinen Vater nicht in die Grube, bringe mich nicht zur Verzweiflung." — Er will mich nicht mehr sehen, war die Antwort, so will ich auch mein verhaßtes Antlitz weit von ihm entfernen, fortgehen, Soldat werden, dann mag es kommen wie es will. — Himmel und Hölle! Ver-

haften laß ich ihn, den verrätherischen Buben, sagte jetzt der Alte draußen, vor Zorn außer sich. Aber Wilhelm war durch keine Strafe, durch keine Drohung mehr zu schrecken. Er trat hervor und sagte: wohl! so wissen Sie, was geschehen wird. Marien oder den Tod! Da befahl der Vater, daß man die Wache rufen sollte, und sprach viele Verwünschungen aus über seinen Sohn, aber sein Toben durch die Nacht war vergebens, Wilhelm hatte sich seiner väterlichen Gewalt schon entzogen.

Da kamen über Marien thränenvolle Tage; sie selbst legte die bessern Kleider ab, und hüllte sich in das schlechteste Gewand, bat selbst um schwere Arbeit und Strenge, litt wie eine Büßende, als hätte sie das Unglück ihres Wilhelms verschuldet, und kämpfte gegen die Reize ihrer Schönheit, die ohne ihn nicht ferner blühen sollten. Unter den ärmsten Kindern sah man sie, und auch der niedrigsten Verrichtung schämte sie sich nicht; wo sie aber einen Leidenden entdeckte, da eilte sie mit Trost und Hülfe herbei, und glaubte, daß sie Gott nicht genug dienen könnte.

Woller wurde von Tage zu Tage finsterer und grausamer, und aus der Finsterniß stieg endlich der Gram herauf, der seinem Stolze sich entgegensetzte und anfing an seinem Herzen zu nagen. Soldat!

murmelte er bei sich selbst; warum hab' ich's ihm vorgespiegelt, hatte ich doch selbst meine Freude daran, wenn er in Husarentracht die Stufen auf und ab lief! — Soldat! es wird wol nur eine eitle Drohung seyn. Er kennt das Leben zu wenig; er wird es bald müde werden und zurückkehren. — Aber Jahre vergingen, und Wilhelm kam nicht zurück. Da wuchs der Jammer des Vaters und — als ein allgemeiner Krieg ausbrach, rief er mit tausend Stimmen in die Welt hinaus: Sohn, kehre zurück an das Herz deines jammervollen Vaters; doch keine Antwort kam, niemand konnte Nachricht von ihm geben. Jetzt ward er sogar von der Regierung darum befragt, und er mußte, weil sein Sohn nicht zur Vertheidigung des Vaterlandes erschien, mit einem Eide bekräftigen, daß er nichts von ihm wisse, und schwören, bei dem Verluste seines Vermögens, keine Gemeinschaft mit ihm zu halten.

So lebte er in Traurigkeit und bitterm Mismuth, als der Krieg sich näherte, und nach und nach Verwundete zur Stadt gebracht wurden, für deren Unterkommen man sorgen mußte. Woller übernahm als der reichste des Orts nach einer Uebereinkunft mit der Stadt die Verpflegung derselben. Große Säle, öffentliche Häuser wurden dazu eingerichtet, und die

Zahl der Unglücklichen häufte sich immer mehr und mehr. Endlich fuhr man auch gefangene und verwundete Feinde herein, die einen jammervollen Anblick gewährten. Von einem langsam vorüber gehenden Wagen streckten sich ein Paar flehende Hände herauf; aber Woller, der aus seinem Pallaste auf sie herabschauete, schlug unwillig das Fenster zu, denn es waren ja Feinde. Er wußte keinen Raum mehr für sie, man mußte sie in die große Kirche sperren, wo man ohne Rücksicht auf Kranke und Gesunde sie elend in einander reihte. Man ließ sie auf hartem Boden liegen, reichte kein Labsal ihrer brennenden Zunge, versagte ihrem heißen Athem selbst die kühlende Luft, denn es waren ja Feinde. Man mußte zuerst an die Kinder des Vaterlandes denken, der Lebensmittel waren nicht zu viel, der Unkosten schon genug, man konnte jene nur spärlich versorgen, nur selten einen Wundarzt zu ihnen schicken, sie mochten leben oder sterben, was lag daran, es waren ja Feinde. Da ging Marie an der Kirche vorüber und hörte das Geschrei der Elenden, welche einen Trunk Wassers begehrten. Sogleich lief sie nach Hause, nahm aus der Küche ein Gefäß, um ihnen darin eine Labung zu bringen; aber ihre Mutter hörte es, riß ihr das Gefäß aus der Hand und schalt auf ihre

Unvorsichtigkeit, daß sie nicht bedenke, wie sie Gift und Krankheit in das Haus bringen könne. Traurig sah sie auf die Erde, mit dem Bilde der Unglücklichen beschäftigt, als ihr auf einmal zu gutem Trost der große Wasserkrug einfiel, der bei Woller auf dem Hausflur stand. Eilig ging sie hinüber, rückte Stuhl und Tisch zusammen, und kletterte zu ihm hinauf. Aber indem kam der reiche Woller die breite Treppe herunter, und als er ihre Absicht erfuhr, schnob er sie zornig an und sagte: was soll das? Unsern Feinden willst du beispringen? Ueberlaß mir die Sorge, ich weiß wohl, was ihnen gebührt. Doch sie ließ sich nicht abschrecken, trat ganz still in einen Winkel, und als der Herr vorüber war, richtete sie ihre flehenden Blicke auf einen alten Diener, der mehr Barmherzigkeit hatte als sein Herr, ihr sogleich einen leisen Wink zurückgab, und darauf den Krug vom Schranke für sie herablangte. Damit schlich sie, wie sie ihn am Brunnen gefüllt hatte, in der Abenddämmerung zur Kirche. Hundert Hände streckten sich ihr verlangend entgegen; sie ging und kam zum zweiten- und zum drittenmal, und reichte den Krug immer weiter im Kreise herum. So gelangte sie bis zur Sakristei, sehr besorgt, daß ein Elender möchte vergessen werden. Da sah sie einen

wunden Mann an der Erde liegen, dessen Haupt das Grabmal von Wilhelms Mutter berührte. Eine breite Binde verdeckte ihm fast das ganze Gesicht, er schien sehr schwer verwundet. Richte dich auf, sprach sie, daß ich dir zu trinken gebe; aber an den Bewegungen der Hände bemerkte sie, daß er in halbbewußtlosem Zustande lag, und obwol lechzend nach einem Trunke, doch nicht Kraft genug hatte, ihn zu sich zu nehmen. Um so größer war ihr Mitleid. Sie legte die Hand unter seinen Kopf, erhob ihn, so weit es nöthig war, und brachte den Trank zu seinen Lippen. Darauf ließ sie ihn sanft auf das Grabmal zurücksinken, flehte Gott um Barmherzigkeit an, und wandte dann traurig ihr Antlitz von ihm. Aber Tag und Nacht dachte sie daran, wie sie ihm mehr Hülfe und Pflege verschaffen könnte. Sie schob etwas von ihrem kargen Mahl bei Seit', und bat Wollers alten Diener, daß man ihr doch nur die Scherben von den Schüsseln geben möchte, die man in der reichen Küche seines Herrn in den Winkel würfe, und man trug ihr darauf etwas schadhaftes hinaus, wofür sie nicht genug danken konnte. Sie füllte die Scherben, und flehte damit sich hindurch in der Kirche bis zur Sakristei. Ich bringe dir etwas, sagte sie zum wunden Mann, und richtete ihn auf,

daß er eſſen konnte. Sie ſah es, wie es ihn erquickte, und ihr Herz freuete ſich. Sein Geiſt ſchien heute weniger abweſend; denn er hob die Hand, ihr zu danken. Am folgenden Abend richtete er ſich ſchon von ſelbſt in die Höhe und hörte, da ſie heran kam, auf ihre Schritte; er nahm und ſagte: welch ein Labſal! Aber nicht genug, ſie empfahl ihn auch der Pflege des Wundarzts, und weil er ſo hart und ſchlecht verhüllt lag, bat ſie die Leute in Wollers Hauſe, ob ſie nicht ein abgelegtes Gewand hätten, einen Armen damit zu bedecken. Da brachte ihr der alte Diener einen weiten Mantel und ſagte: dieſer hat dem jungen Herrn gehört, nimm ihn, er wird ihn doch wol nicht wieder tragen. Damit kam ſie zum Kranken, und bat, daß er aufſtehen möchte. Die Cameraden erhoben ihn, ſo daß er in ſeiner ganzen Größe vor ihr ſtand. Man gab ihm aus dem Waſſerkruge zu trinken, indeß bereitete ſie ein weiches Lager für ihn, und wie ſie darauf mit dem Mantel vor ihn hintrat, bemerkte ſie mit Freude, wie die breite Binde ſchon weniger ſein Geſicht einnahm, und er verſuchte, daraus hervorzuſehen. Doch wie ſie ſeinen Mund, ſeine ſanften Züge betrachtete, überflog ſie eine Ahnung und ein wehmüthiges Gefühl; es war ihr, als müſſe ſie an Wilhelm dabei

denken. Ihn schien eine Ohnmacht anzuwandeln, ängstlich sagte er: legt mich auf mein Lager. Versuche zu schlafen, sagten seine Cameraden zu ihm. Sie näherte sich und trat dann besorgt wieder zurück; in großer Verwirrung verließ sie die Kirche und erst unterweges wurde sie gewahr, daß sie den Krug zurückgelassen hatte. — Wilhelm begleitete sie in ruhlosen Schlummer hinüber, mit der Dämmerung erwachte sie, und alle ihre Lebensgeister strebten zurück nach der Kirche, aber da sie aufstehen wollte, versagten ihr die Kräfte, ein Schwindel drehete alles in einen Kreis, und mit schwerem Haupte sank sie wieder auf das Lager hin. Nur zu bald zeigte sich, daß sie von einer Krankheit, vielleicht von einem ansteckenden Fieber befallen war, dessen Grund jeder, der darum wußte, von ihren öftern Besuchen der Kranken herleitete. Um so ängstlicher nahten sich die Nachbarn ihrem Bette, um so weniger pflegte sie ihre hartherzige Mutter. Ihr Bewußtseyn verließ sie, und in Phantasien zeigte sie auf die Kirche hin, und auf den armen Kranken, welcher auf dem Grabe seiner Mutter läge, aus dem ein großes Wehklagen vernommen würde. Ihre Mutter meinte, daß sie zu sterben wünsche, und war schon darauf gefaßt. Immer größer ward auch ihre Unruhe, immer

heftiger ihr Verlangen nach dem verlassenen Kranken, so daß bald ihre Natur erliegen mußte. Am fünften Tage umdunkelte Nacht ihre Augen, und kein Athem ging mehr aus ihrer Brust. Aus ängstlicher Besorgniß, daß sich das Gift der Krankheit weiter verbreiten möchte, ließ ihre Mutter gleich Anstalt treffen, sie — wie es die Verordnung der Stadt war, in das Leichenhaus zu schaffen, wo sie bis zur Beerdigung bleiben sollte. In ein langes Gewand gehüllt ward sie in einen Korb gelegt, und so zur stillen Kammer hingetragen. — Aber aus der Kirche wurden viele Seufzer gehört und ein ängstliches Stöhnen; schon seit fünf Tagen war die Hülfreiche nicht erschienen, Kühlung und Labsal gebrach, und neben dem Kranken stand der Wasserkrug mit der Quelle des Mitleids versiegt. Ein Glöckchen tönte in der Abenddämmerung und viele sagten, sie wird gestorben seyn, aber andere trösteten ihre Nachbarn mit der Hoffnung eines baldigen Friedens, wovon schon das Gerücht bis in diese Mauern gedrungen war. Die Nacht breitete allmählig ihre Schatten, ein Lämpchen ward gezündet in der stillen Todtenkammer, Ruhe herrschte rings umher, nur zuweilen von einem Klagelaute aus der nahen Kirche und vom Geschrei der Eule unterbrochen, die wie eine Todes-

hüterin sich auf das Leichenhaus setzte. Alles Geräusch schwieg in der Stadt, bis auf ein aus der Ferne hallendes Freudengetümmel, das aus dem Hause des Commandanten kam, wo die Vornehmsten des Orts, auch Woller und Sorge, bei einem großen Gastmahle saßen. Man hörte nur zuweilen den Schall einer schmetternden Trompete, wozu das Wimmern eines Leidenden sich mischte. Endlich erstarben auch diese Töne, Mitternacht kam, und lebendig und regsam wurde es bei den Todten. Marie — zurückkehrend aus den Banden der Finsterniß, die vor ihren Sinnen lag, — erwachte, schlug die Augen auf — hörte, wie es auf dem nahen Thurme zwölfe schlug, und strebte, sich ihrer bewußt zu werden. Sie sah ein Licht schimmern, faßte sich an und fühlte, daß sie ganz kalt war. Der Korb knisterte unter ihr, sie war verwundert, suchte nach den Merkmalen ihrer Kammer, alles schien ihr seltsam still und fremd, und als sie um sich blickte, sah sie neben sich einen alten Mann liegen, der stumm und bleich eine herabgehende Schnur in seinen Händen hielt. Jetzt ward sie schauernd inne, daß sie sich bei einem Todten in der Leichenkammer befände. Sich ansteinmend erhob sie sich, das lange Gewand rauschte zu ihr auf, und, wie von sich selbst erschreckt,

setzte sie den nackten Fuß auf den kalten Boden. Sie stürzte zur Thür — das Schloß widerstand ihren Kräften — sie wagte nicht die Schnur aus des alten Mannes Hand zu nehmen, die zum Leichenhüther hinaufführte, und die Hülfe eines Erwachenden seyn sollte. Sie streckte ihre Hand nach den Wänden — ein Geräusch kam aus der nahen Kirche — und unwillkührlich in ihrer Angst rief sie: Wilhelm! Wilhelm! mit dem Schrei des Entsetzens. Da tönte es dumpf aus den Hallen her und: Marie! Marie! antwortete eine klagende Stimme. Sie horchte auf, sie wurde der Leidenden in der Kirche, sie wurde ihrer vorigen Hofnung sich bewußt, und wie das Geräusch näher kam, wiederholte sie ihren Ruf. Die Kirchthür ging, die Wache gab eindringenden Bitten nach, selbst bewogen durch das Außerordentliche der Begebenheit, und der wunde Mann, gestützt auf seine Freunde, kam daher, immer fort betheurend, daß eine bekannte Stimme, daß eine Unglückliche ihn von seinem Lager gerufen. Zitternd öfnete er — umringt von Furcht und Neugier — das Todtenhaus. Marie war es — erwacht vom Schlummer des Todes — Marie stand im Leichengewande vor ihm. Sprachlos sank er zu ihren Füßen — Wilhelm! sprach sie. Wilhelm war es, ihre Ahnung täuschte

sie nicht. Staunend sahen die Umstehenden, wie hier, dem Tode so nah, zwei Liebende sich fanden. Hofnungslose Liebe trieb ihn hinaus in ein fremdes Land, der Krieg brachte ihn wieder zurück in seine Vaterstadt. Die Verzweifelung war mit ihm. Krank und wund brachte man ihn herein. Nur schwach dämmerte das Vaterhaus vor seinen Sinnen, und unwillkührlich erhoben sich seine Hände, Hülfe flehend; aber, aus seinem Pallast schauend, wandte sein Vater schnell seine Blicke von ihm weg, und indem er Härte gegen seine Feinde zu üben meinte, traf er zugleich sein eignes Kind; wogegen das allumfassende Mitleid Mariens, das auch Feinden ihre Hülfe nicht versagte, mit dem Feinde unbewußt zugleich ihren Freund in das Erbarmen mit einschloß. Durch ihre Pflege genaß er von seinem Krankenlager, und da das Bewußtseyn ihm wiederkehrte, ahnete er in ihr Marien — er sehnte sich nach ihrem Anblick, aber sie verschwand und kam nicht zurück. Wer war es? fragte er oftmals seine Cameraden, beschreibt mir ihre Gestalt; und endlich sah er den Wasserkrug, der neben ihm zurückblieb. Er erkannte ihn wieder. Die Tage des Glücks und die Tage der Leiden waren darauf gebildet. Er selbst war jetzt der wunde Lazarus, doch aus dem Brunnen strömte Erquickung zu

ihm herüber. Der Rest des zurückgebliebenen Waſſers in dieſem Kruge tränkte ihm Leib und Seele und war, da ſie nicht wiederkehrte, ſein einziger Troſt. Ob ich mich meinem Vater entdecke? fragte er jetzt ſich ſelbſt. Aber er wußte, daß ein Schwur ſie trenne, und daß die geringſte Gemeinſchaft ſeinem Vater den Verluſt ſeines ganzen Vermögens koſten würde. Mit zunehmender Geneſung gab er der Hofnung auf einen baldigen Frieden Raum, nur die Sorge um Marien quälte ſeinen Geiſt mit neuer Unruhe. Viele Hinderniſſe ließen ſich denken, warum ſie nicht wiederkam, und doch fürchtete er das Schlimmſte. Und als über ihm die Todtenglocke erſcholl, riß ihn heiße Angſt von ſeinem Lager, zitternd ſagte er: es iſt Marie! rang die Hände und wartete mit Sehnſucht in der Nacht auf den kommenden Morgen. Da hörte er plötzlich Geräuſch in der Todtenkammer, hörte einen Schrei des Entſetzens, hörte ſeinen Namen rufen. Flehend rüttelte er ſeine Freunde aus dem Schlafe, mit allen Kräften ſtrebte er hin zur Thür, der Klagenden beizuſtehn. Die ganze Kirche regte ſich, aufmerkſam auf die Stimme des wiedererwachten Todten. — Jetzt erwarmte Marie an ſeiner Bruſt, athmete neues Leben an ſeinem Herzen. Sie iſt es, die uns pflegte, ſagten

die Umstehenden; du lebst, Wilhelm, du lebst, Marie, mein Retter, meine Retterin! sagten beide Liebende zu einander. Sogleich liefen einige, sie wärmer einzuhüllen und zu bedecken. — Aber indem kam Woller mit seinem Begleiter vom Freudengelage zurück. Sorge stand plötzlich still und sagte: mir ist als hörte ich im Leichenhause reden, ja mir ist, als hörte ich, wie ehemals, Wilhelm und Marien darin sprechen. Hilf, Gott, was bedeutet das? Ist er todt hier zur Todten eingekehrt? — Laß uns vorübergehen, antwortete Woller, sind beide jenseit und lieben sich, so kann ich's nun doch nicht wehren. Wecke nicht den Gram aufs neue, ich bin ein armer, unglücklicher Vater. — Aber Sorge fuhr fort und sagte: noch andere Stimmen hör' ich, es sind mehrere Menschen dort beisammen, eine Schildwach seh' ich vor der Thür. — Sie traten näher — hörten, daß eine zu eilfertig hieher geschaffte Todte ins Leben zurückgekehrt sey, und, als das Haus sich aufthat, sahen sie — Wilhelm bei Marien. Sie hätten ihn vielleicht nicht erkannt, aber sein eigener Mantel erinnerte gleich an ihn. Woller ließ den Stab aus seiner Hand fallen, und mit Schreck, mit Freude, mit Thränen beugte er sich auf seinen verlornen, nun wieder gefundenen Sohn hinab. Und wie er Marien

anschauete, nahm er sein eigenes Gewand von seiner Schulter, sie warm damit zu verhüllen; er hörte, ja er wußte, wie sie den Kranken gepflegt, und erinnerte sich zu seiner Beschämung, wie er ihr jedes Mittel dazu versagt hatte. Hülfreiche, liebende Nachbarn im Tode noch! sagte er weinend. Kinder, zürnet nicht auf mich, Gott hat durch schweren Kummer mich gestraft. Ich wollte dein Glück, mein Sohn, aber ich sehe es ein, so heilige Bande zu zerreißen, dazu ist die Hand eines Vaters zu schwach. Durch die Nacht des Todes ist sie zu dir zurückgekehrt. Ich werde für deine Befreiung sorgen, du wirst wieder bei mir, und sie an deiner Seite seyn. Die Gesetze, die uns trennen, sind aufgehoben, allen habe ich ein Wort des Trostes zu verkünden, die glückliche Wiederkehr des Friedens. Der Commandant lud zu dieser Nachricht trostbedürftige Gäste. Freudig ging es nun von Mund zu Mund; Friede! scholl es durch die Hallen der Kirche. — Boten eilten hin und zurück, der Vater verbürgte sich für seinen Sohn, und ein Wagen nahm sie alle auf und brachte sie zu den breiten Stufen des Pallasts. Dunkel stand die Hütte, der wiederkehrenden Tochter verschlossen; aber ihres Freundes Haus öfnete sich ihr jezt; auch keine Nachbarschaft mehr sollte die Liebenden trennen.

Der Vater befolgte nun den Plan seines Sohnes, die Aeltern seiner Geliebten anderswo zu versorgen. Die niedere Wohnung behielt Wilhelm indeß als eine heilige Erinnerung an die vorigen Tage, er überließ sie dem alten treuen Diener seiner Vaters zur Pflege seines Alters, und jährlich einmal hielt er hier — wie sonst andere Reiche wol auf ihren Lusthäusern es zu thun pflegen — mit seinen Freunden ein fröhliges Mahl; wobei der Wasserkrug, der die übrige Zeit in dem großen Saale seines Hauses als eine Zierde stand, jedesmal mit Wein gefüllt wurde. Auch den alten Vater gereute es nicht, Marien zur Schwiegertochter erhoben zu haben, denn jedermann konnte die Feinheit in ihren Sitten und die edle Sanftmuth in ihrem Betragen nicht genug loben. Und als ein Wunder erzählte man noch lange Zeit den Fremden und dem kommenden Geschlechte, wie diese im Glanze des Glückes so herrlich prangende Frau einst in der Fabrik ihres Mannes als ein armes Mädchen gedient, und ihm mehr, als die reichsten Töchter der Stadt, gefallen habe, aber man setzte auch gleich erklärend hinzu: sie liebten sich schon von Jugend auf, sie waren Nachbarskinder!

St. Schütze.

# Rom's stille Nacht.

Mit der Laute in der Hand
Geh' ich hin durch Roma's Strasen.
Zwölf Uhr ist noch nicht entflohn,
Und doch hat ein jeder schon
Still sein Lämpchen ausgeblasen.

Nicht auf Markt, noch im Pallast
Find' ich jetzo mehr Gewimmel.
Ist es doch so öd' dies Rom,
Wie ein ausgestorb'ner Dom,
Wie der steile Weg zum Himmel.

Bei Sanct Peter ist's so still;
Dunkel steh'n die Säulenhallen,
Und zum hohen Vatican
Seh' ich nicht, wie sonst, hinan
Raphaels Verehrer wallen.

Hat sich denn das Pantheon
Tief im Dunkel schon verborgen?
Oed' ist sein erhabnes Rund,
Doch der großen Männer Bund
Schlummert drin zum ew'gen Morgen.

Ueber's Forum geh' ich hin;
Schaurig ragen alte Säulen,
Einsam steh'n die Bogen da,
Und vor der Concordia
Seh' ich niemand mehr verweilen.

Wie das Colliseum streckt
Herrlich seine weiten Bogen!
Ein erhabener Coloss,
Dem das Blut der Christen floß
In vergeltungsreichen Wogen.

Soll ich zu den Bädern geh'n,
Die sich Titus einst erbauet?
Wie von Diokletian
Dort der trümmerreiche Plan
Deutungsvoll herüberschauet!

Nein, ich wende mich zurück
Zu des neuen Rom's Palläſten.
Nirgends mehr ein heller Schein!
Schlief denn alles müd' schon ein
Von des vor'gen Tages Festen?

Ha! ein Lämpchen scheint dort her,
Wer mag wol dabei verweilen?
Zieht mich's doch so sanft dazu;
Muß zum Wacher ohne Ruh'
In das kleine Gäßchen eilen!

Ah, es iſt mein Overbeck, *)
Der noch aus der Seele malet.
Heil Dir! Engel Raphael
Hat dein Leben ſonder Fehl
Dir mit ſeiner Glut durchſtrahlet.

Hier ſcheint helles Kerzenlicht
Hinter Fenſtern roth behangen.
Nein! den Schimmer lieb' ich nicht,
Wo dabei die heil'ge Pflicht
Schwelgeriſch wird hintergangen.

Unwillkührlich führt es mich
Zu dem ſanften lieben Scheine,
Der vom Kämmerlein dort glänzt,
Wo, vom bunten Mohn bekränzt,
Schläft die Liebliche, die Reine.

Soll ich mit der Laute Ton
Ihrem Schlaf ein Liedchen ſingen?
Ihr ein Ständchen, liebend leis,
Daß es Nachbarn-Neid nicht weiß,
Zartgefühlt und innig bringen?

---

*) Ueber dieſen würdigen Sohn des beliebten Dichters habe ich bereits im Morgenblatte 1813. einiges geſagt.

Th. Hell.

Nein, erwachen könnte sie,
Denn sie schlummert als ein Engel;
Melodie erweckt sie gleich,
Wie in Florens Blütenreich
Morgenglanz die Liljenstengel.

Wüßte sie, wie sehr mein Herz
Hin zu ihrem Herzen strebet,
Wär' vorbei die Blütenzier,
Da mein Liebesbund mit ihr
Nur in meiner Seele lebet. —

Während ich so sinnend stand
Mit mir selbst nicht ganz im Reinen,
Sah ich unterm Hüttendach,
Aber dunkel nur und schwach,
Eines Lämpchens Leuchte scheinen.

Neben einem Prunkpallast
Stand verfallen eine Hütte.
Wohnt denn jemand noch darin?
Dacht' ich bei mir selbst, und hin
Lenkt' ich leicht die leisen Schritte.

Und durchs Fenster, schlecht verwahrt
Mit dem halbzerbrochnen Laden,
Sah ich drin ein Weib voll Schmerz,
Drückend fest ihr Kind an's Herz,
Sich in heißen Thränen baden.

„Ach" — so seufzte sie zu Gott!
Lauscher konnt' sie nicht vermuthen —
„Ewiger, erbarme dich!
Opfern will ich gern ja mich,
Doch soll auch mein Kind verbluten?

Krankheit raubt die letzte Kraft,
Kann dem Säugling nichts erwerben:
Meine Hände sind zu schwach,
Morgen hat's nicht Brod, nicht Dach,
Muß mit seiner Mutter sterben!" —

Was ich mondenlang erspart,
Trug, Gottlob! ich in den Taschen;
Dank dir, Gott! in dieser Nacht,
Daß ich's schnöd' nicht durchgebracht
Bei den Weibern oder Flaschen.

Gnügend war's auf lange Zeit
Für der armen Mutter Sorgen:
Und ich riß den Laden los,
Rief, und warf's ihr in den Schoos:
„Gott schickt einen frohen Morgen!"

Und zu Haus da rührt' ich froh
Meine Laute wie zum Springen,
Konnte recht aus Herzenslust
Frisch und fröhlich in der Brust
Meine Weise dazu singen. — —

Alles wandelt sich und wankt
Unterm himmlischen Gewölbe;
Es versiegt der reiche Strom,
Untergeht das alte Rom,
Aber Liebe bleibt dieselbe.

Rom 1813. Th. Hell.

---

# Der Widerhall.

Echo, Echo! in der Buchen Grunde,
Pythia der wilden Bergnatur!
Eine Antwort meinen Fragen nur
Aus dem unsichtbaren Geistermunde!

Du Geweihte im verborgnen Bunde,
Sage: Waltet noch auf heim'scher Flur
Der geliebten Leben Rosenspur?
Daß vom Sehnsuchtsschmerz ich einst gesunde;

Oder bleibt mir keine Zukunft mehr,
Als verbluten am geliebten Staube,
Schmerzlicher Erinnerung zum Raube?

Schlägt das Herz von jeder Hoffnung leer,
So erlaß dein Urtheil still und hehr,
Heil'ge Sphinx der Berge: — — „Duld' und glaube!"

Kyow, im August 1813. F. Krug v. Nidda.

---

# Raisa.

## Nach dem Russischen.

Ein Wetter rasset durch das Dunkel
Der Nacht, die donnernd wiederhallt;
Vom Himmel blickt kein Sterngefunkel,
Und Regensturm zerreißt den Wald.

Ein jedes Leben ruht geborgen,
Und bang verkriecht sich jeder Wurm.
Nur Raisa trägt ein Herz voll Sorgen
Hinaus in den empörten Sturm.

Sie hört nicht, wie vom Donnerschlage
Die weite Felsenküste dröhnt;
Sie hört nur sich, nur ihre Klage,
Die aus der tiefen Brust ertönt.

Und dunkler, als der Himmelsbogen,
Ist von dem nächtlich finstern Schmerz
Ihr schönes Jugendaug' umzogen,
Und laut und ängstig schlägt ihr Herz.

Sie reißet sich durch den verworrnen,
Durchnäßten Busch, und ihre Brust
Und ihren Hals zerfleischen Dornen;
Doch fühlt sie nicht den Blutverlust.

Am Meere ragt ein Felsenrücken
Vor allen Höhen schwarz hervor;
Da windet zwischen Felsenstücken
Die arme Raisa sich empor.

Sie blickt, vom lauten Sturm umfangen,
Hinunter in die grause Wut
Beschäumter Wellen, und die Schlangen
Der Blitze zischen auf der Flut.

„Weh mir, Chronid', ich bin verloren!
Sieh her, wie mich der Schmerz zerfleischt.
Ach, hättest du mir nie geschworen;
Wie grausam hast du mich getäuscht!

Du, den mein Blick so freundlich grüßte,
Wie Blumenglanz und Sonnenschein,
Du lässest jetzt in dieser Wüste
Der Dunkelheit mich so allein.

Ach, könntest du das Weh' ermessen,
Das mich erdrückt mit seiner Schmach!
Komm, komm zurück, ich will vergessen,
Was mir das Herz im Busen brach!

Eh' du erschienst, war Blumenlesen
Mein Thun, und Unheil kannt' ich nie.
Bei Gott, ich war ein glücklich Wesen;
Die Aeltern liebten mich, ich sie.

Du kamst, ach, da vergaß ich Beide,
Vergaß mein Jugendspiel, und hieng
An dir, du meine Augenweide,
Du, den mein ganzes Herz umfieng.

Es war, als ob das Wort der Liebe,
Dies süße: Raisa, du bist mein!
Die Seel' aus meiner Seele triebe,
Und in die Deinige hinein.

Ein Engel sprach aus deinen Mienen;
Ein Bild von Gottes Herrlichkeit
War mir in deinem Blick erschienen;
Ich lebt' in einer neuen Zeit.

O, hätte doch im süßen Hoffen,
Bestrahlt von deiner Augen Licht,
Der Streich des Todes mich getroffen,
So wußt' ich untreu dich doch nicht.

Für Raisa ist nun kein Erbarmen,
Kein Hoffnungsstrahl; dir ruht fortan
Ein andres Mädchen in den Armen,
Das buhlend dich mir abgewann.

Ich lag und träumt' in süßem Frieden;
Dich hielt im Arm die Träumerin!
Ich faßte Luft, und mit Chroniden
Entfloh die fremde Buhlerin.

Laut rief ich aus: O hätt' ich Flügel,
Um meinem Liebling nachzuzieh'n!
Ich eilt' hinaus, bestieg die Hügel —
Und, welch ein Schmerz, ich sah dich flieh'n!

Dir, süßer Freund, gab ich mein Leben,
Als du mit Liebe zu mir kamst.
Komm, mein Chronid', zurückzugeben,
Was du mit dir von dannen nahmst!"

Sie sprach's, und stürzt bewußtlos nieder,
Geheimnt ist ihres Blutes Lauf;
Kalt bebt der Tod durch ihre Glieder,
Doch endlich schreit sie wieder auf.

„Schau', wie sich meine Sinn' empören;
Mein Odem röchelt dumpf und hohl.
Du hörst nicht, willst mich nicht mehr hören,
So sey es dann — leb' wohl! — leb' wohl!

Schwarz ist die Welt, wie eine Höhle,
Das Leben eine lange Pein.
Nach Ruhe dürstet meine Seele;
Ihr wilden Fluten, sargt mich ein!"

Sie stürzet in die Flut ihr Leben;
Chronid', dir galt ihr letztes Ach!
Ein Donner, daß die Felsen beben,
Ruft ihren Tod dem Flüchtling nach.

Jetzt richtete die inn're Strafe
Sich in Chronidens Bruſt empor.
Sie ſchreckt ihn nächtlich aus dem Schlafe,
Und führet Raiſa's Bild ihm vor.

Ihn faßt die Wut der finſtern Reue,
Zerſtört ſein ganzes Lebensglück.
Er weint, doch ſeine Vielgetreue
Weint er vom Tode nicht zurück.

Er fluchet ſeiner neuen Liebe,
Reißt los ſich von Ludmillens Hand,
Als ob ein böſer Geiſt ihn triebe.
Er flieht, und ſeine Spur verſchwand.

Tiedge.

---

## An die Bedenklichen.

Der Tadel iſt ein unfruchtbares Weib,
Der Beifall loſer Zeitvertreib;
Die Kalte, die Kokette
Paßt nicht zum Hochzeitbette;
Nein, wählt ein Mädchen, friſch und jung,
Luſtweckende Ermunterung.

St. Schütze.

# Wilm's erstes Lied.

## Traum der trauernden Mutter.

Mit Musik von A. Methfessel.

Ich wall' auf einem Sterne,
Wo goldne Blumen blüh'n;
Ich wohn' in heller Ferne
In schöner Wälder Grün;
Ich sinne still und schneide
In eine Himmelsweide
Mit blankem Messerlein
Die Namen meiner Lieben ein!

Mein Vater hat dort unten,
Im mondbeglänzten Thal,
Des Liedes Klang gefunden
Zum Trost in Leid und Qual;
Ich denke sein und schneide
In eine Himmelsweide
Mit blankem Messerlein
Den Namen meines Vaters ein.

War mir im Erdenleben
Nicht Liedesklang verlieh'n,
Hier werd' ich mich erheben
Zu süßen Melodie'n;
Ich sinne still und schneide
In eine Himmelsweide
Mit blankem Messerlein
Die Namen meiner Schwestern ein.

Mein Herz ist aufgegangen —
Der lieben Mutter Bild
Erfüllt mich mit Verlangen
Nach Tönen süß und mild;
Ich sinne still und schneide
In eine Himmelsweide
Mit blankem Messerlein
Den Namen meiner Mutter ein.

Da bist du ja gekommen,
Auf einen Augenblick
Dem Erdgestirn entnommen,
Kehrst bald zu ihm zurück —
Sieh, Mütterchen, ich schneide
In eine Himmelsweide
Mit blankem Messerlein
Des ersten Liedes Züge ein.

Das erſte Lied der Weihe,
Das Veilchen meiner Flur,
Sey Zeuge meiner Treue,
Der ew'gen Liebe Schwur — —
Und, ob ich von dir ſcheide —
Leb' wohl! leb' wohl! — ich ſchneide
Mit blankem Meſſerlein
In eine Himmelsweide
Die lieben, lieben Namen ein!

F. Kind.

---

## An die Ueberſchwenglichen.

Wenn ihr im Wurm, der vor euch liegt,
Nicht Gott und Welt erkennt, was kann es frommen,
Dem Adler nachzuſchau'n, der auf zur Sonne fliegt?
Ihr werdet Gott darum nicht näher kommen;
Ihr werdet nur, ſtatt ſchneller zu vollenden,
Am Sonnenglanz die Kraft des Auges blenden,
Und, wagt ihr dann zurückzuſchauen,
Wird finſtre Nacht die Welt umgrauen,
Und finſter euer Geiſt, ſtatt Sonnenlicht zu trinken,
In ödes Nichts verſinken.

St. Schütze.

# Lied.

## Mit Musik von H. Marschner.

Was frag' ich nach des Frühlings Pracht,
Wenn mir mein Liebchen winkt,
Wenn mir ihr blaues Auge lacht,
Und mich ihr Arm umschlingt.
Des Lenzes und des Sommers Zier
Sind doppelt schön vereint in ihr.

Wo blinkt im Lenze wol ein Quell,
Bestrahlt von Sonnenschein,
Wie ihr krisallnes Aug' so hell,
So sanft und silberrein?
Und ihrer weißen Zähne Pracht
Beschämt der schlanken Birke Tracht.

Auch kümmern mich die Blumen nicht,
Die ich im Lenze seh';
Ich seh' auf Liebchens Angesicht
Gewiß noch schönere,
Wo Rosen und wo Lilien
Auf ihren vollen Wangen steh'n.

Was frag' ich nach der Lerche Sang,
Bin, Liebchen, ich bei dir;
Hör' ich nur Liebchens Stimme Klang
Am seufzenden Klavier,
Da neid' ich nicht die Nachtigall
Im Birkenbusch beim Widerhall.

Erquickend iſt des Zephyrs Hauch,
Wenn er vom Blumenbeet
Von Veilchen und vom Roſenſtrauch
Die ſchönſten Düfte weht;
Jedoch bei Liebchens Odemwehn
Würd' ich auch jenen Duft verſchmäh'n.

Das Aehrenfeld im Sommer prangt
Wie eine goldne Au',
Und tief zu ſeinen Füßen wankt
Ein Blümchen ſanft und blau.
Es reizet durch ſein blaues Kleid
Der allerſchönſten Blumen Neid.

Doch wenn ihr netter kleiner Hut,
So gelb, wie jene Au',
Auf ihrem runden Köpfchen ruht,
Und unter ihm das Blau
Des Auges mir entgegen lacht,
Neid' ich nicht, Sommer, deine Pracht.

Auch mag der Winter immer weh'n
Und ſchnei'n ihr ins Geſicht,
Die Roſen und die Lilien
Verweht er mir wol nicht;
Ja ſelbſt nach ſeines Nordes Wehn
Entfalten ſie ſich erſt recht ſchön!

E. A. W. v. Kyaw.

# Die Unerklärbare.

Der Oberste von S** erhielt nach mancher ausgezeichneten Heldenthat in der Schlacht bei Aspern die Todeswunde. Unter mehreren Dispositionen, welche er in den letzten Augenblicken traf, war auch die über gewisse Papiere aus seinem Nachlasse. Bei einer Feuersbrunst, die kurz vor dem Anfange des Krieges seine Wohnung verheerte, waren diese Papiere unter einander gerathen, so daß man auf den ersten Blick deren Zusammenhang nicht wahrnehmen, und sie daher vielleicht ganz unberücksichtigt lassen konnte. Er dachte sie der weitentfernten, in M** lebenden Gemahlin zu, und sein Adjutant gab ihm das Wort darauf, die Papiere in der Residenz nach seiner Rückkehr sorgfältig zu sammeln und ihrer Bestimmung zuzusenden; welches auch späterhin geschehen ist. Sie enthalten hauptsächlich die Denkwürdigkeiten aus des Obersten frühern, an seltsamen Ereignissen reichen Leben, eignen sich jedoch, wegen vieler, darein verflochtener hoher Personen, nicht

alle zur öffentlichen Bekanntmachung. Nachstehendes Bruchstück, den Memoiren wörtlich entlehnt, ist vielleicht für den Leser nicht ohne Interesse:

Die Geschichte des Erbgrafen von — — n hat zu manchem Kopfbrechen, zu mancher Hypothese Anlaß gegeben. Ich will soviel davon niederschreiben, als mir bekannt ist. Der Zufall, der mich mit seinem Vater zusammenbrachte, wollte zugleich, daß mein Wesen und Thun diesem würdigen Regenten eines kleinen, glücklichen Landes gefiel, und er ruhte nicht, bis ich seinen Wunsch, den Erbgrafen auf der vorhabenden Reise zu begleiten, zu erfüllen versprochen hatte.

Es war von meiner Seite nicht ohne genaue Erwägung der darin liegenden Schwierigkeiten geschehen. Das sehr lebhafte Naturell des Grafen Reinhold, vorzüglich sein Hang zum schönen Geschlechte, und eine nicht zu billigende Veränderlichkeit in diesem Hange, bei der er sein gegebenes Wort zuweilen vergaß, konnte ihn in Händel verwickeln, deren Folgen auf mich zurückfielen. Offenherzig sprach ich darüber mit dem regierenden Grafen, und dieser versicherte, daß er soviel Zutrauen in mich setze, um in jedem möglichen Falle mein Benehmen gegen seinen Sohn im Voraus zu billigen. So war ich denn wenigstens

von dieſer Seite beruhigt. Auf einer andern gab mir das vortreffliche, für alles Gute leicht aufflammende Gemüth des jungen Grafen große Hoffnung. Vielleicht war ich ſogar ſo glücklich, den durch einen wenig gewiſſenhaften Erzieher verwahrloſeten Jüngling bei dieſem Gemüthe zu faſſen und gänzlich auf den rechten Weg zurückzuleiten.

Wenn ich auch in der Folge inne ward, daß ſeine unbeſtändige und regelloſe Leidenſchaft für das ſchöne Geſchlecht nur zu dämpfen, nicht ganz zu läutern war, ſo glückte mir doch das erſtere meiſtens. Wir waren bereits Deutſchland, die Schweitz und Italien durchzogen. Wir dachten uns nach der Reiſe durch Frankreich, eine Zeitlang in England aufzuhalten, von hieraus zurückzukehren und dann, wenn keine Verhinderung einträt, noch einen Ausflug nach dem Norden zu machen.

Allein faſt mit unſerer Ankunft in Marſeille kam auch der entworfene Plan auf Einmal in's Stocken. Das frohe, genußgierige Seyn, welches dort den Fremden anſpricht, machte eine außerordentliche Wirkung auf den Grafen Reinhold. Hier der mannichfachſte Gewerbfleiß, deſſen Mittelpunkt, der prächtige Hafen, den Blick in das freie, weite Meer hinausführt; dort die Tauſende von Land-

häusern, Bastiden genannt, in denen eine lebenslustige Passivität ihren Sitz erfreulich aufgeschlagen hat! —

„Diese Häuser waren von allem Anfange ein Hauptaugenmerk des Grafen. Obschon bei sehr vielen davon das eintönige Weiß und der Mangel an schattigem Grün und einer frischen Vegetation überhaupt, etwas Abschreckendes für den Fremden haben, so reizte ihn doch das vielgestaltige Leben, das im Sommer mit dem Sonnabendsabende in diesen, meist kleinen, Häusern anfängt und Montags früh wieder zu Ende geht, außerordentlich. Er schien auch die Gunst, welche manches Haus dieser Art während des übrigen Theils der Woche seiner Neigung zu einer weichen, wollüstigen Existenz darbot, im Voraus zu berechnen und schon einige weibliche Bekanntschaften, die er im Mittelpunkte der Stadt gemacht hatte, mit sich im Gedanken dorthinein zu versetzen. Daher ging sein Streben fast ausschließend auf die baldigste Miethung einer der vorzüglichsten Bastiden. Er fand auch wirklich eine am Abhange des Visto gelegene, die wegen ihrer grünenden und blühenden Natur und einer herrlichen Aussicht nichts zu wünschen übrig ließ. Er konnte sie haben, und keine würde zu seinem Zwecke besser gewesen seyn. Doch

er hatte nun einmal den Sinn auf diejenigen gerichtet, welche nicht zu vermiethen ſtanden. Beſonders fand er zwei zuſammengehörende, — ein Umſtand, der mir ſehr merkwürdig iſt und auf den ich, wegen der Folge, hier ſogleich aufmerkſam machen will — die meines Erachtens gar nicht ausgezeichnet waren, ganz wie gebaut für ihn. Aber eine einzelne Dame hatte ſie beide inne. Der Beſitzer, bei dem er nachfragte, fügte hinzu, daß die Dame, die übrigens in einer derſelben Platz vollauf haben würde, allem Anſcheine nach, nicht lange darin zu verweilen denke.

Letzteres geſchah indeſſen doch, und der Graf ließ alle Tage vergebens nach ihrer Abreiſe fragen.

Wie der Menſch nur zu oft mit kindiſchem Eigenſinne an Dingen hängt, die ihm verſagt ſind, ſo beharrte auch Reinhold nunmehr ganz auf dieſen Landhäuſern, und ſchrieb endlich ſelbſt an die Bewohnerin, ob ſie ihm vielleicht das eine davon abtreten wolle.

Wahrlich, nichts hätte jenen Eigenſinn greller ins Licht ſetzen können, als dieſer Schritt, da beide Häuſer mit einander zuſammenhingen, und der Platz bei denſelben nur gemeinſchaftlich benutzt werden konnte, dem Grafen aber eine dergleichen Gemeinſchaft ſonſt durchaus zuwider war.

Die Dame schien seine Anfrage zudringlich zu finden. Wenigstens leuchtete so etwas aus ihrer Antwort hervor, die übrigens keine bestimmte Abneigung gegen den Vorschlag aussprach, jedoch Zweifel enthielt, ob Reinhold das Arrangement, welches sie zur Theilung des Ganzen im Sinne hatte, sich würde gefallen lassen wollen.

Unfehlbar hätte der stolze Erbgraf den Inhalt des Briefes sehr übel genommen, wenn nicht dem Ausdrucke eine bewundernswürdige Feinheit und Grazie eigen gewesen wäre. Ich selber erinnere mich nicht, jemals einen so vortrefflich geschriebenen Brief gelesen zu haben. Reinhold, der den Werth einer solchen Geschicklichkeit vielleicht überschätzte, brannte vor Begier, die geistreiche Dame, Signora Urbina genannt, kennen zu lernen, und ließ sich bei ihr melden. Er ward angenommen. —

Seine Rückkehr von ihr wird mir unvergeßlich bleiben. Nachdem er lange kein Wort hervorbringen können, rief er endlich aus: „Nie, mein Liebster, niemals habe ich ein Weib gesehen, als heute. Nie noch bin ich glücklich gewesen, als seit dieses Götterbild meine Blicke berührt hat, das gewiß ewig, ewig in meinem Herzen leben wird.“ —

Wenn mir auch der letzte Theil seines Ausrufes sehr unwahrscheinlich vorkam, so mußte mir doch der erste bei des Grafen wahrhaft frevelnder Meinung von allen Frauen äußerst auffallen. Sehr begierig, die Ursache zu diesem Urtheile des zugleich so freundlich und feindselig gegen die Weiber gesinnten Mannes zu entdecken, war daher die Eil, mit der er den Einzug in das Landhaus betrieb, mir gar nicht unwillkommen. Hier aber mußte mich ein neues Befremden wegen des engen Raumes anwandeln, den Signora Urbina dem Grafen zugestanden hatte. Warlich der Dame konnte man ein gewaltiges Gewicht über sein Herz zuschreiben, der zu Gefallen der Pracht und Bequemlichkeit liebende Jüngling sich mit so wenig Gelaß begnügte!

Ein Theil des Räthsels wurde mir wirklich beim ersten Blicke auf der Signora Gestalt gelöst. Wäre auch der Künstlerphantasie vielleicht eine noch schönere weibliche Form zu ersinnen möglich gewesen, so war doch ein Zauber der Originalität in all ihrem Wesen und Thun, so schlang sie doch eine Fessel um jedes Herz, die gewiß niemand gern von sich streifte. Bei näherer Bekanntschaft gewann sie nur noch mehr. Uebrigens zeigte die Kostbarkeit ihrer, im Ganzen immer höchsteinfachen Kleidung von einem großen

Vermögen, und die Art derselben von dem Bewußtseyn, daß ihr guter Geschmack über jede Mode erhaben sey:

Es wäre mir unerklärlich gewesen, daß eine Schönheit und Anmuth, wie die ihrige, nicht die einheimische und fremde Jugend von Marseille zu fortdauernden Wallfahrten nach ihrem Aufenthalte veranlaßte, wenn ich nicht zugleich die außerordentliche Eingezogenheit der Dame kennen gelernt hätte. Während fast ganz Marseille einzig die Nächte vom Sonnabend bis zum Montage und den Tag dazwischen hier verlebte, fuhr sie grade am Sonnabend Abends jederzeit nach der Stadt, um erst Montags früh zurückzukehren. Auch war es, als ob sie die übrige Zeit eine unüberwindliche Abneigung trüge vor den Strahlen des Tages. Denn so lange die Sonne herrschte, oder auch nur ihre Spur noch da war, hielt die Signora alle Fenster nach aussen vor dem Lichte verwahrt, und wurde einzig ihren Leuten, und, seitdem wir da wohnten, und im Verfolg der nähern Bekanntschaft die anfangs aufgehobene Communication zwischen den zwei Bastiden wieder hergestellt war, dem Grafen und mir sichtbar, welche letztere Gunst wir daher sehr hoch halten konnten.

Ihr Umgang hatte die größte Annehmlichkeit. Die Richtung ihres Geistes zeigte, daß sie den feinsten, glänzendsten Zirkeln angehöre. Um so begieriger wurden wir, ihren eigentlichen Namen und ihre Herkunft kennen zu lernen. Denn daß Signora Urbina durchaus nicht die war, für welche sie sich ausgab, darüber hegten wir beide keinen Zweifel. Allein wie künstlich wir es auch anfingen, ihrem Geheimnisse etwas näher zu rücken, so konnten wir es doch durchaus nicht dahin bringen. Wir mußten uns damit begnügen, daß sie uns ihres Umganges ausschließend würdigte und, außer am Sonnabends-Abende, nur selten, und — beiläufig gesagt — allezeit dicht verschleiert, nach der Stadt fuhr. Niemand wußte, was der Zweck ihres sonntäglichen Aufenthalts in Marseille war, weshalb auch Graf Reinhold einmal eine scherzhafte Anspielung wagte, die aber mit einem Stolze zurückgewiesen wurde, der an Unwillen gränzte, und ihn die seinem Scherze zum Grunde liegende Neugier bitter bereuen ließ.

Sonderbar war es, daß sie, die sonst ihre Leute immer bei der Hand hatte, auf diesen Weg, den sie nur zu Wagen machte, allezeit den Kutscher allein mitnahm. Der Graf versuchte daher einst, diesen ein wenig auszuholen, allein der störrige Sonderling,

der sich stets von der übrigen Bedienung entfernte, nahm das Bestreben nicht viel besser, als seine Gebieterin, auf, so daß Reinhold mich mehreremal versicherte, er würde ihm ohnfehlbar einen Schlag in das grundhäßliche Gesicht gegeben haben, wenn ihn die nassen, rothen Augen des Kerls nicht davon abgehalten hätten.

Des Grafen Nachforschungen in der Stadt selbst zeigten keinen bessern Erfolg. Er stand manche Nacht, die Signora dort zubrachte, in einiger Entfernung von ihrem Hause wie auf brennender Asche. In jedem Geräusch glaubte sein Argwohn einen Liebhaber zu entdecken, der sich hineinschleichen wollte. Seiner nicht mächtig, war er mehreremal hinter denen, die nach der Thüre zuzuschreiten schienen, mit der Pistole hergelaufen, hatte aber immer noch zu rechter Zeit den Irrthum eingesehen. Er hatte auch nicht unterlassen, die sorgfältigsten Erkundigungen in der Nachbarschaft einzuziehen. Das Resultat von diesen, und seinen Beobachtungen zusammen war folgendes. Sobald die Signora in der Stadtwohnung abgestiegen war, wurde der Wagen in's Haus gezogen und letzteres verschlossen. Uebrigens ging am Tage zuvor allezeit eins ihrer Mädchen nach der Stadt, um das Haus zu säubern nnd andere

Nothwendigkeiten zu besorgen. Während der beiden Nächte aber und des Sonntags, welche die Dame hier zubrachte, kam außer ihr und dem Kutscher kein menschliches Wesen in das verschlossene Haus, auch sah man die ganze Nacht über nur eine sehr spärliche Erleuchtung an den Fenstern, die am Tage fest verwahrt waren. Montags mit dem Frühesten öffnete sich die Hausthüre. Der Wagen fuhr dann vor und die Signora stieg ein, um in der Domkirche die Messe zu hören; und zwar so eingemummt und verschleiert, daß niemand diese Gestalt und dieses Gesicht darunter ahnen konnte. —

Was ich dem Grafen nie zugetraut hätte, wurde ich jetzt in der That an ihm gewahr, eine Leidenschaft nämlich, welcher alle seine bisherigen Gewohnheiten weichen mußten. Je mehr mir dieses Ereigniß Hoffnung gab, daß dadurch vielleicht den in seiner Lebensweise eingewurzelten Misbräuchen mit Nachhalt gesteuert werden könnte, desto zufriedener war ich mit dem Zustande der Dinge. Obschon es der — übrigens sehr vorurtheilfreie — regierende Graf, seiner äußern Verhältnisse halber, schwerlich billigte, wenn der Sohn, der ihn einst ersetzen sollte, die Töchter angesehener Häuser vorüberging, um eine ganz unbekannte Signora Urbina zur Gemahlin zu

nehmen, so überzeugte mich doch der letztern ganzes Betragen, daß sich mit diesem Namen ohnstreitig die Tochter eines sehr hohen Hauses aus irgend einer Ursache verschleiere, deren sich in unserer Zeit so manche denken ließen, und daß der Schleier fallen müsse, sobald sie nur einmal festen Fuß in Deutschland gefaßt haben würde. Zugleich würde sie, wenn ich ihre zeitherige Art und Weise, wie bei ihrer seltenen Charakterfestigkeit kaum zu vermuthen war, nicht gänzlich umwandelte, als ein Muster des Anstandes und der Sitte, dem Lande, das ihr Gemahl regieren sollte, gar herrlich haben vorleuchten können. Gleichwol hielt ich meine Meinung hierüber dem Grafen zurück, und wenn er schon aus meinem Betragen gegen die Dame meine hohe Achtung für sie abnehmen konnte, so glaubte ich doch durch einen Rath zur nähern Verbindung mit der Signora, so lange ihre Herkunft nicht entdeckt sey, meine Verhältnisse zu dem regierenden Grafen, wenigstens der Form nach, zu verletzen. Ohne diese Vorsicht würde ich auch gar bald mein Gewissen sehr beschwert gefühlt haben.

Der alte Baron von D*** langte nämlich eines Tages unverhofft in Marseille an, und kam auf unsre Bastide, dem Erbgrafen Nachrichten vom Hause

zu überbringen. Reinhold war abwesend und ich freute mich sehr, den vielseitig gebildeten, kenntnißreichen Baron über die Verhältnisse unseres Vaterlandes befragen zu können.

Um alles Belauschen der Dienstleute zu verhindern, führte ich ihn dazu späterhin in ein etwas entlegenes Zimmer der Signora Urbina. Hier aber fiel ihm ein Halsband von großen Diamanten, das auf einem Tischchen lag, dermasen auf, daß er den Faden seiner Erzählung gar nicht wiederfinden konnte. Er ergriff sogar das Halsband, um es näher zu betrachten. Mit jedem Blicke darauf schien sein Gesicht bläsſer, sein Athem lauter zu werden.

„Kennen Sie diese Steine?" fragte ich ihn.

„Leider, mehr als zu gut!" war seine Antwort. „Dreimal in meinem Leben habe ich sie gesehen. Ach, ich fürchtete nicht, daß diese Unglücksverkündiger mir noch meine letzten Tage verbittern sollten! — Vor allen Dingen, wie sind sie in Ihre Zimmer gekommen?"

„Sie gehören," antwortete ich, „einer Dame, mit welcher wir diese beiden Landhäuser gemeinschaftlich bewohnen."

Mit dem Ausdrucke der lebhaftesten Besorgniß sagte er hierauf: „O so eilen Sie um Gotteswillen,

ß Sie aus einer solchen Gemeinschaft kommen,
ie und der Graf; denn warlich, schlimmern Hän-
n hätten Sie beide nicht zufallen können."

Ich äußerte, daß ohnfehlbar nur ein großes Miß-
rständniß zu einem solchen Urtheil veranlassen
nne; daß er ganz anders denken würde, wenn er
e Dame nur erst gesehen habe. Ich fügte, um
gleich die Aufklärung herbei zu führen, hinzu, daß
e Signora Urbina heiße.

Allein er rief aus: „Ob sie so oder anders sich
enne, das kann nicht in Betrachtung kommen, da
h dieses Wesen alle drei Mal unter verschiedenem
amen gesehen habe. Ich kenne den Halsschmuck
genau, von dem man behauptet, daß er, wie all'
r übriges Eigenthum, keinen Tag in fremdem
esitze bleibe, sondern stets an die Eigenthümerin
rückkehre. Ja, lieber S**, lächeln Sie, wie
ie wollen, meine mannichfaltigen Erfahrungen
ewegen mich, an Vieles zu glauben, worüber in der
egel nur allzugern gespöttelt wird. Um Sie aber
u überführen, daß ich dieselbe Dame meine, welche
ier im Hause wohnt, will ich Ihnen das schmerzliche
Vermächtniß eines Jünglings zeigen, den sie gleich-
alls zu Grunde richtete. Hierbei zog er eine Uhr
eraus, und hielt mir, sein Auge abwendend, die

Rückseite derselben vor. Allein das weibliche Brustbild darauf war so verwischt, daß sich kein Zug daran erkennen ließ.

Der Baron stutzte sehr, als ich ihn deshalb aufmerksam machte. „Das ist," sprach er, „eine Seltsamkeit, die an's Wunderbare streift, oder gar in dieses stark hinübergeht, wie die Existenz des Originals. Zwar habe ich das verhaßte Portrait nicht so leicht eines Blickes gewürdigt, so daß diese wesentliche Verletzung schon seit geraumer Zeit statt gefunden haben kann, doch wird es, wenn man den unversehrten Kristall darüber betrachtet, schwer begreiflich, wie eine solche Verletzung auf natürlichem Wege erfolgen konnte.

Ich mußte hier in der That sehr an mich halten, um ihm meinen Unglauben an die übernatürlichen Dinge, die er mit der Halsbandbesitzerin zusammendachte, zu verheimlichen.

„Unfehlbar," so fuhr er fort, „steht einer von Ihnen, entweder Sie oder der Graf, in besondern Verhältnissen mit jener furchtbaren Person?"

Ich lehnte dies von mir gänzlich ab, sagte auch, daß zwischen Reinhold und ihr ein besonderes Verhältniß, wie er meinen möchte, zuverläßig noch nicht eingetreten sey.

Kaum war das Wort heraus, so fühlte ich, daß ich durch das noch nicht, mehr gesagt hatte, als ich hatte sagen wollen; auch ergriff er mich bei dem Worte, und machte es mir zur Gewissensache, den Grafen sogleich, sey es sogar mit einiger Gewalt, aus diesem Hause zu entfernen. Vergebens stellte ich ihm vor, daß Gewalt sich durchaus nicht auf meine Verhältnisse mit Reinhold begründen lasse; daß ich seinen freien Willen höchstens durch Vorstellungen leiten dürfe. „Gut," sagte er, „ich nehme es selbst über mich, ihm diese zu thun, da ich ihn eben kommen sehe." Wirklich trat der junge Mann bald darauf herein.

Als der Baron sich seiner Aufträge und Nachrichten entledigt hatte, kam er im Gespräch mit dem Grafen auf das vorige Thema zurück. Er declamirte äuserst heftig gegen die Eigenthümerin des Halsbandes. Er wollte Zeuge gewesen seyn, daß sie zu Wien unter dem Namen einer Herzogin von Chaumay einen jungen Grafen Wernau, zu London als Gräfin Andersheim einen Fürsten von Z**, und endlich in der Rolle einer Lady Wilson, sogar seinen einzigen Sohn zu Amsterdam in's Grab gestürzt habe. Ueberall sey sie dem ganzen Publicum ein Geheimniß geblieben, um desto ungestörter Einzelne in

ihren Armen zu erwürgen. Letzteres könne von ihr in ganz eigentlichem Sinne gesagt werden, und man behaupte, daß sie dieser Welt gar nicht angehöre. Ein Mann, der in geheimer Wissenschaft seines Gleichen suche, habe ihm zu verstehen gegeben, sie sey unfehlbar eine längst Abgeschiedene, der der Untreue ihres Verlobten oder Gemahls halber, die ihr das Leben gekostet, die Rückkehr und Rache an Männern von ähnlichem Sinne verstattet worden. Wirklich wären auch die drei Jünglinge, welche ihre Opfer gewesen, seinen Sohn mit eingeschlossen, von Verhungen gegen das weibliche Geschlecht nicht frei zu sprechen. —

Der Graf, soviel merkte ich, wurde blos durch den Anstand von einem lauten Lachen abgehalten. Bei seiner Leidenschaft für Signora Urbina hätten die von dem Baron erzählten sogenannten Thatsachen weit einleuchtender und erklärlicher seyn können, und doch würde er alles für leeres Geschwätz gehalten haben. Indessen besaß der junge Verliebte, sobald nur einmal seine Lachmuskeln bezwungen waren, Welt und Erziehung genug, um das Erzählte nicht einmal durch Zweifel anzugreifen. Um aber auch der Signora nichts zu vergeben, behauptete er, daß

er ein Irrthum in der Person auf jeden Fall statt
ıden müsse.

Der Baron, dessen Aufenthalt in Marseille höch=
ns noch auf eine Stunde auszudehnen war, be=
ıuerte die Abwesenheit der Dame und die Verletzung
s Porträts an seiner Uhr außerordentlich, weil
m dadurch die beiden möglichen Mittel benommen
urden, Reinholden das Gegentheil zu beweisen.

Aber noch in dem nämlichen Augenblicke trat
ignora Urbina plötzlich aus dem Seitenzimmer.
ein Mensch im Hause hatte sie gegenwärtig ge=
aubt, so daß auch der Graf und ich ihr unsere
erwunderung bezeigten.

„Ich bin vor einiger Zeit unbemerkt zurückge=
hrt," sagte sie lächelnd.

Ich stellte ihr den Baron vor, den sie gar nicht
kennen schien, und höchst unbefangen um seine
eise befragte. Seine anfängliche Verlegenheit war
hr groß, doch verlor sie sich bald so weit, daß er
r Unterhaltung mit der geistreichen Frau ein hohes
ıteresse abzugewinnen schien.

Ein Wort, das ich jetzt an die Dame richtete,
wog den Grafen, Gelegenheit zu nehmen, den
aron auf die Seite zu ziehen und zu befragen, wer
n ihnen beiden sich irre?

Der Baron gestand, daß er es selbst nicht wisse. Anders wären die Gesichtszüge der Dame, besonders viel jugendlicher als vor zwanzig Jahren, wo er sie zum letztenmale gesehen habe; allein bei einem Wesen, wie er's in ihr vermuthe, würde dergleichen erklärbar seyn. Ueberdies liege in ihrem Auge etwas, das ihn ganz an die frühere Erscheinung erinnere. Daher rathe er auch, daß wir uns baldmöglichst von ihr entfernen möchten.

Das Hinzutreten der Signora ersparte dem Grafen alle Worte, die, wie er mir nachher gestand, ziemlich rücksichtlos ausgefallen seyn könnten. Ueberdies drängte den Baron nunmehr die Abreise, und Reinhold wollte seinen deutlichen Wink, ihm zuvor noch etwas in Geheim zu sagen, durchaus nicht verstehen. —

Als wir, der Graf und ich, Abends allein waren, da rief ersterer aus: „Möchte man nicht wünschen, jung zu sterben, wenn das Alter aus den klügsten Menschen solche Träumer machen kann? Welche abergläubige Behauptungen!“

Mein Lächeln und Schweigen reizte den Sprecher nur noch mehr, und er fuhr fort: „Habe ich Unrecht, lieber S * * ?“

„Es geht mir hier," antwortete ich, „ohngefähr wie dem Baron beim Anblicke der Signora Urbina; ich will nicht entscheiden, wer von uns Recht hat, Sie oder ich. Ich halte indessen etwas auf die Meinung eines bejahrten, im Allgemeinen weisen und verständigen Mannes, auch in Fällen, wo meine individuellen Begriffe ein entgegengesetztes Urtheil veranlassen. Wenigstens kann ich einen solchen Mann darum, weil er auf Einem Punkte nicht mit mir übereinstimmt, noch durchaus für keinen Träumer achten. —

„Aber, mein Gott," rief der Graf etwas heftig aus, „kann denn das Alter keine Aenderung dieser Art hervorbringen?"

„Davon hat man allerdings manches Beispiel. Nur bei dem Baron ist das schwerlich geschehen. Vor Ihrer Rückkehr habe ich lange Zeit mit ihm gesprochen und die Schärfe seines Verstandes in Allem zu bewundern Gelegenheit gehabt."

„Nun," versetzte Reinhold, „so muß er wenigstens von manchen Dingen verkehrte Ansichten haben!"

„Das Wort: verkehrt, klingt meinem Ohre hier zu hart. Wer will entscheiden, ob sich unserm oder einem Auge die rechte Seite der Dinge zuwendete?

Daß er aber Ansichten besitzt, die ich vor der Hand noch nicht mit ihm theile, das habe ich heute gefunden. Indessen, bester Graf, verdient, nach seinen Aeußerungen, Ihr Verhältniß mit der Signora allerdings wol eine nochmalige, genaue Erwägung, ehe sie darin weiter vorwärts gehen."

Ich hatte hiermit den Unwillen des jungen Mannes erregt, wie an seinem gänzlichen Stillschweigen deutlich zu bemerken war. Ein Wort mehr darüber schien mir vom Uebel, weil es ihn ohne allen Nutzen erbittert haben würde. Er wußte ohnehin genug von meiner Meinung, um darüber nachdenken zu können, und wenn es nicht, oder doch mit keinem Erfolge geschah, so lag der Grund in der Riesenhöhe, zu welcher seine Leidenschaft für Signora Urbina bereits erwachsen war. —

Am Abende nachher erschrack ich, als der Graf in unser gewöhnliches Zimmer trat, und ohne alles Begrüßen, auf einen Stuhl mehr niedersank, als sich setzte. Wie ein Denkstein der Trauer blieb er still und regungslos mir gegenüber. Den Nachmittag mußte viel vorgefallen seyn. Daß die bewußte Dame entweder wissentlich oder ohne ihr Wissen die Veranlassung dazu gegeben hatte, litt keinen Zweifel. Denn so weit war es mit dem Grafen bereits ge-

kommen, daß sich ohne sie eine merkliche Veränderung seiner Stimmung nicht denken ließ. Sollte sich ihm das Wort des Barons an ihr bestätigt haben? fragte ich mich. Denn vergebens hatte ich im ganzen Reiche des Möglichen nach einer andern Erklärung herum gesonnen.

Ich war höchst begierig, Aufschluß von ihm selbst zu erhalten, wollte dabei jedoch den äußern Anstoß vermeiden, weil, wenn die Krisis, die der Baron in ihm zu bewirken suchte, wirklich eingetreten war, alles fremde Zuthun nur störend gewesen seyn würde.

Zu meinem großen Leidwesen dauerte des Grafen dumpfe Stimmung den ganzen folgenden Tag noch fort. Erst am Abende schien er seine Last nicht länger allein tragen zu können. Wie erstaunte ich aber, die Ursache seiner tiefen Betrübniß in einer ablehnenden Antwort der Signora Urbina auf den förmlichen Antrag seines Herzens und seiner Hand zu finden! —

Das war eine große Beruhigung für mich. Der Graf besaß einen mächtigen Stolz. Von diesem erwartete ich Widerstand, wenn sein Herz ihn zum Bitten der Signora hinreißen wollte. Konnte verhütet werden, daß er sich aus Verzweiflung in die Arme der überwundenen Regellosigkeit zurückstürzte,

so war, meiner Meinung nach, erstaunlich viel für sein künftiges Glück gewonnen.

Leider aber sah ich gar bald, wie an der Kraft seiner Leidenschaft der sonst sehr hervorstechende Stolz gänzlich zerschellte; wie er wirklich die Signora zum zweitenmale bestürmte; wie diese mit ihm in unser gemeinschaftliches Zimmer herüberkam, um mich zum Richter zwischen ihrem Vorsatze und seinen unmännlichen Thränen aufzurufen.

„Sie wissen bereits, Herr von S * *," so sprach sie zu mir, „welchen Antrag mir unser Freund gethan hat. Anfänglich geschah es in der Voraussetzung, daß sich hinter meinem Namen ein höhrer Stand verbergen könne, der zu seiner Herkunft passe. Ich widerlegte ihm das. Ich sagte ihm, daß das jetzige Dunkel meine Geburt immer umschweben, daß sein Vater seinen gerechten Unwillen darüber ihm bezeigen werde. Aber auch das alles ist ohne Frucht gewesen. Ich komme daher zu Ihnen. Wenden Sie das Gewicht Ihrer Freundschaft an, um den Grafen von einem so bedenklichen Schritte abzumahnen."

Während dieser Rede hatte Reinhold sich, ganz bewußtlos, wie es schien, mit dem Gesicht auf ein Sophakissen geworfen. Das Abmahnen, von

dem Signora gesprochen hatte, schien anzudeuten, daß sie doch nachgeben werde, falls er auf ihren Besitz dringen sollte. Ich äußerte ihr das, und sie gestand, daß sie, indem sie den Grafen um sein selbst willen abrathe, schwach genug sey, ihm keine verneinende Antwort geben zu können, wenn er auf seinem Verlangen bestehe.

„Nun denn," sagte ich, ihre Hand ergreifend, „wenn sie zum eigentlichen Widerstande gegen seinen Antrag unfähig sind, gleichwol aus reiner Liebe zu seinem Heile ihm entsagen wollen, so schlage ich Ihnen eine geheime und schleunige Abreise vor."

Sie ging auch, ihrer Versicherung nach, diese auf der Stelle in's Werk zu setzen. Trotz der Heimlichkeit aber, womit die Sache in der Nacht betrieben wurde, kam der Graf dennoch dahinter, und erniedrigte sich so weit, daß er hinab zu dem Reisewagen lief, und die Signora, vor allen ihren dort versammelten Leuten, auf den Knien beschwor, zu bleiben, und ihn mit ihrer Hand zu beglücken.

Die Scene, welche dadurch entstand, wurde bald so laut, daß die Nachbarn erwachten. Ich war ebenfalls herzu gekommen, und gab mir alle Mühe, Reinholden das Unschickliche seines Benehmens in's Licht zu setzen. Allein er kannte auf der ganzen

Welt nichts mehr, als die Signora. Ihr Besitz war sein einziger Gedanke. Daher ließ er denn auch nicht nach, bis er sie in ihre Wohnung zurückhatte.

Bei dem gewaltigen Aufsehen, das die Sache gegeben, mußte ich selber zugestehen, daß ohne des Grafen Schritt zum Altare mit der Dame, der letztern Ruf verfehrt bleiben werde. Nur bat ich ihn, mir in dieser ganzen Angelegenheit keinen Rath abzuverlangen, und sah übrigens mit tiefem Kummer einer Hochzeit tagtäglich entgegen, von der vorauszusagen war, daß sie den regierenden Grafen bis zur Unversöhnlichkeit erbittern würde.

So gar geschwind aber ging es mit der Hochzeit doch nicht. Die Signora machte nämlich die Bedingung, nur dann eine Heirath mit Reinhold einzugehen, wenn dieser dabei das Verhältniß zwischen Bruder und Schwester niemals zu überschreiten versprechе.

Eine so seltsame Bedingung betrübte natürlicher Weise den Grafen äußerst. Ich kam mit ihm überein, daß ein so abenteuerliches Verlangen durchaus nicht zu erfüllen sey. Ich fügte hinzu, daß es seinen ganzen Mannessinn auffordere, den Namen der Signora nunmehr aus dem Herzen zu reißen.

Wirklich versprach er mir auch dieses unter solchen Umständen zu thun. Allein nur zu bald vergaß er sein Versprechen, und ging den, bei seiner Leidenschaftlichkeit zwiefach sinnlosen Bund wirklich ein.

Gern wäre ich von der Trauung dispensirt gewesen. Doch er ließ nicht nach, bis ich derselben in der Domkirche als Zeuge beiwohnte. Die Nacht, in der diese Feierlichkeit dort vor sich ging, war so unfreundlich, wie ich keine unter jenem milden Himmel erlebt hatte. Der heftigste Wind rasselte mit den Scheiben während der Worte des Priesters, die zu dieser Trauung nicht passen wollten. Ein aufflie-gendes Fenster ließ einen Luftstrom herein, der die Kerzen des Altars auslöschte. Dieser Windzug schien dem Grafen durch Mark und Leben zu gehen; wenigstens stand auf dem bleichen Gesichte, das er nach der Seite des offenen Fensters hinkehrte, das Entsetzen in seiner furchtbarsten Gestalt.

Ich dankte dem Himmel, als die Handlung vorüber war. Allein das Schlimmste hatte ich damit noch nicht überstanden. Der Gedanke, wozu er sich verpflichtet hatte, schien Reinholds Muth und Geist gänzlich gelähmt zu haben. Drei ganze unselige Tage blieb er in diesem Zustande. Dann warf er sich eines Nachmittages, in meinem Beiseyn, vor der Dame

nieder, und beschwor sie aufs Aengstlichste um Aufhebung der Bedingung.

„Sie wissen nicht, was Sie bitten!“ sprach sie.

Sogleich fiel mir der Baron bei diesen Worten ein, und es drang wirklich aus den Blicken der Dame ein Schauer durch alle meine Adern.

„Was verstehen Sie darunter?“ fragte ich.

„Deutlichkeit könnte hier vielleicht uns allen nützlich werden.“

„Deren bedarf es kaum,“ antwortete sie ausweichend. „Daß Graf Reinhold nicht weiß, was er will, geht aus seinem Zustande hervor. Wie könnte er sonst als Mann von Ehre so gegen die übernommene Verpflichtung handeln wollen?“

Ihr Wort schien tiefer in sein Gewissen einzugreifen, als man bei der jetzigen, so ganz einseitigen Richtung aller seiner Seelenkräfte hätte erwarten sollen. Es war mir, als ob das Bewußtseyn früherer, ähnlicher Handlungen plötzlich zermalmend auf ihn niederstürze. Er bedeckte beide Augen, um sich vor den Augen der Dame zu schützen, welche hierauf das Zimmer verließ. —

Diese Stimmung war jedoch von seiner Leidenschaft gar bald wieder verdrängt. Ich hörte, wie er ihr gegen Abend im Nebenzimmer aufs neue zusetzte,

und als es still wurde, da quoll auf Einmal der stärkste Angstschweis aus meinem Körper, und ein unbeschreibliches Misbehagen umschleierte meinen Geist.

Es war gerade Sonnabend, wo die Dame nach der Stadt zu fahren pflegte, um erst am Montage zurückzukehren. Denn auch diese Gewohnheit hatten ihr Reinholds zärtliche Bitten nicht nehmen können. Als ich den Wagen hinwegrollen hörte, da eilte ich in das Zimmer, um den Grafen zu suchen, nach dem ich das ängstlichste Verlangen fühlte. Ich fand ihn auch wirklich, doch in einem betrübten Zustande auf dem Sopha liegen. Den Blick zum Himmel gerichtet, wollte er sprechen, mußte sich aber aus Mangel an Kraft auf einen Händedruck beschränken.

Das Fehlen von einer Menge Geräth, welches sonst im Zimmer der Dame zu seyn pflegte, brachte mich auf einen Argwohn. Ich rief ihre Leute, und diese vermißten mit großem Erstaunen noch mehrere Dinge, zum Beispiel alles, was zu ihrem Anzuge gehört hatte.

Ein berühmter Arzt aus der Nähe wurde herbeigeholt. Sein Achselzucken sagte voraus, was die Folge bestätigte; das Leben war völlig aus dem jugendlichen Körper des Grafen gewichen.

Um die Dame aufzusuchen, eilte ich selbst nach der Stadt. Ich klopfte so heftig an ihr dortiges Haus, daß die Nachbarn unwillig wurden. Ich theilte ihnen mit, was mitzutheilen war, erhielt zu dem auf die Umstände, die ich nachher der Obrigkeit anzeigte, die Erlaubniß, die Hausthüre öffnen zu lassen. Kein Mensch im Innern. Auch wollte man auf der Straße sowol, als im Thore, den wohlbekannten Wagen dasmal gar nicht gesehen haben.

Alle meine spätern Nachforschungen nach ihr blieben eben so fruchtlos.

Um dem regierenden Grafen die Trauerpost mit möglichster Behutsamkeit zu hinterbringen, eilte ich nach der Beerdigung seines Sohnes sogleich selbst in's Vaterland zurück. Bei seiner unendlichen Liebe zu Reinhold war die Fassung in der That bewundernswerth, mit welcher der Greis die Nachricht aufnahm. Ich verhehlte ihm, auf sein Bitten, keinen Umstand, und nun sagte er, mit den sichtbarsten Zeichen des gebrochenen Vaterherzens: „Er ist mein Sohn gewesen, mein inniggeliebter Sohn; aber was auch ich an ihm nicht billigen konnte, das hat ihm sein Grab gegraben, wie denn jedes Unrecht schon hier gewöhnlich seine Strafe findet." — —

Gern hätte ich mit dem Baron über die Sache gesprochen, allein dieser war sogleich nach seiner Rückkehr mit Tode abgegangen.

Uebrigens weiß ich bis diese Stunde nicht, was ich von der Signora Urbina denken soll, und wenn ich anstehe, der Meinung des verstorbenen Barons hierüber unbedingt beizutreten, so kann ich mich doch nach Berücksichtigung aller Umstände kaum erwehren, die Dame für das — hier einmal sichtbar gewordene — Verhängnis zu halten, dem der Mensch nie zu entrinnen vermag.

F. Laun.

# Der Verdruß.

## Aus Robert und Aennchen.

Mit jeder Morgenfrühe
Zu Kunst und Lust gekörnt,
Hat endlich mit fleißiger Mühe
Mein Vogel viel gelernt.

Wann fremde Leute kamen,
Die hatten ihre Lust;
Nun flößt' ich den lieblichsten Namen
Ihm in die kleine Brust.

Ich weiß noch, wie's ihm glückte,
Als er mit einem Klang,
Der tief mir die Seele durchzückte,
Den Namen Robert sang.

Er sang ihn so beweglich,
Und singt ihn meinem Ohr
Nun immer vernehmlicher täglich
Mit heller Stimme vor.

Der Name Robert klinget
Schon süß, wenn man ihn spricht,
Und doch, wenn der Vogel ihn singet,
Versteh'n die Leute ihn nicht.

Wie mag es nur geschehen,
Was den Verdruß mir bringt?
Den Vogel nicht zu verstehen,
Der so vernehmlich singt!

Ja, das verdroß mich heute,
Das machte mich so stumm;
Ich glaube, die weltklugen Leute
Sind wol ein wenig dumm.

Tiedge.

---

## Verlorne Mühe.

Ach! sie duldet es nur, daß ich sie liebe; die Wange
Durft' ich ihr küssen, doch nie gab sie den Kuß mir zurück.
Und kein Echo erwacht in ihrem Busen; vergebens
Misch' ich in's herzige Deutsch Seufzer der Sprache Petrarch's,
Ihr zu sagen, wie treu, mit welcher Inbrunst ich liebe!
Ruhig, mit kalter Vernunft dämpft sie die Glut des Gefühls.
Mäßigung preißt sie mir an, die Freundin, mit ernster Belehrung;
Lieber! werd' ich dann oft, niemals: Geliebter! genannt.
Und so dreh' ich mich stets im Zauberkreise, und bleibe,
Immer im Auge das Ziel, immer vom Ziele gleich fern.
Thoren wol sah' ich bemüht, an Eis sich zu wärmen; doch keiner
Nahm sich die alberne Müh', Eis zu entzünden, wie ich!

Bürde.

---

# Niobe.

## Nach Madame Hendel-Schütz.

Unsterblich sind die großen Götter,
Und heilig ist ihr leuchtend Haupt;
Und nimmer hat des Sturmes Wetter
Den herrlichen Olymp entlaubt.
Dort leben sie in Kraft und Frieden,
In Fülle, Huld und Freudigkeit;
Kein Kummer hat des Lebens Blüten,
Die ewig blühenden entweiht.

Unsterblich sind die großen Götter!
Doch sterblich ist des Menschen Fuß,
Der, ohne Schutz und ohne Retter
Von oben her, verderben muß.
Drum breite wol die bangen Hände
Nach oben zu den Göttern aus;
Von oben kommt die gute Spende
Und auch der Jammer in das Haus.

In ihres Vaters Marmorhallen,
Sie selber eines Königs Sproß,
Strahlt Niobe im Glück vor allen,
Vor allen Frauen herrlich groß;

Was nur des Schönen sich entrungen
Der jungen, frischen Götterwelt,
Das hält den Tanz um sie geschlungen,
Das ist der Fürstin zugesellt.

Und jedes Loos aus heitern Höhen,
Was zu des Menschenlebens Heil
Die Himmlischen sich ausersehen,
Das war der Fürstin Schmuck und Theil.
Doch über Perlen, Gold und Adel
Galt ihrer Töchter reiner Kranz,
Aufblühend sonder Schuld und Tadel
In hoher Schönheit Himmelsglanz.

Wie um den Mond die Sterne weben,
Wie Rosenbüsche, jung und schön,
Mit zartem Duft und zartem Leben
Und prangend um den Gärtner steh'n,
So stand der Töchter holder Reigen
Vor ihrer Mutter stolzem Blick,
Und war vor allen Gaben eigen
Der Fürstin hohes Lebensglück.

„Wer hat die Töchter mir geboren
Zu meinem süßen Eigenthum,
Wer raubt im Flug der leichten Horen
Der Mutter diesen schönen Ruhm!

Bedarf es noch der andern Gaben
Zu meines Lebens Füll' und Luſt!
Ich habe, was die Götter haben,
Und trag' es ſtolz in meiner Bruſt.

Was könnten noch die Hohen geben!
Was bät ich von den Stolzen noch!
Mein iſt der Töchter blühend Leben,
Und eine Welt voll Liebe doch.
Wenn alle Mächte zornig dräuen;
In meines Hauſes ſtillem Thor
Umringen mich der Töchter Reihen,
Und geben mehr, als ich verlor.

Denn ſie in ihrer Pracht und Schöne,
Selbſt vor Latonens Zwillingspaar" — —
Da klingen nie gehörte Töne,
Wo Niobe, die Mutter, war,
Und um der Töchter holden Reigen,
Die fröhlich ſtehen um ſie her,
Verwirren ſich des Himmels Zeichen,
Und Wolken nahen bang und ſchwer.

Es tritt Latonens Sohn und Rächer,
Apollo, aus der Wolke Nacht,
Diana mit dem goldnen Köcher,
Umgürtet mit der Götter Macht;

Die Halle füllt ein düſtres Schweigen,
Weil die erzürnten Götter nah'n,
Und bangend ſchmiegt der Töchter Reigen
Sich an das Herz der Mutter an.

Und mit des Sturmes ſchwarzer Eile
Beginnt der Mutter Straf' und Noth;
Es ſchwirren ſchon die Götterpfeile,
Und alle Pfeile bringen Tod.
Wer mag der Hohen Hand entweichen?
Die Pfeile treffen Herz für Herz,
Und über ihrer Töchter Leichen
Steht thränenlos der Mutter Schmerz.

Was Leben giebt, iſt ihr verſchwunden,
Was Liebe giebt, iſt ihr geraubt.
Was ſollen ihr die leichten Stunden,
Die nicht an Lieb' und Leben glaubt,
Was ſoll der Götter lichtes Walten
Der jammermüden Niobe;
Drum muß der ſchöne Leib erkalten,
Zum Marmorbild der Glieder Schnee.

Zertrümmert ſteh'n die öden Hallen;
Denn räthſelhaft und wunderbar
Iſt Tantal's ganzer Stamm gefallen,
Der eben noch ſo blühend war;

Kein zartes Herz, um noch zu lieben,
Von allen, die sich dort vereint,
Ein kaltes Bild ist nur geblieben,
Das Mutterthränen niederweint.

F. Kuhn.

---

## Abschied vom Vaterlande.

Ach, noch einmal hellt der Mond die Gänge
Durch der Buchen dunkles Labyrinth!
Blickt auf jenen Weiher, und in's enge
Thal, und auf den Moor, von Schilf umgrünt;

Gießt noch einmal seine bleichen Schimmer
Dämmernd auf die Gegend fern und nah,
Auf den Hain dort um des Klosters Trümmer,
Den er mich so oft durchwandeln sah.

Ja, dort irrt' ich oft im Abendscheine
An der Liebe Hand durch's schöne Thal —
Ich Beglückte! war nicht Er der Meine?
War der Edelste nicht mein Gemahl?

Hohes Schloß, du Wohnplatz sel'ger Tage —
Dort vom Felsen blickt's im Mondenlicht
Scheidend noch herüber, und ich wage
Hin den Blick, der matt in Thränen bricht.

Sanft bescheint der Mond die weißen Mauern,
Und die Fenster blinken licht herab;
Ach, es glänzt in meiner Seele Trauern,
Wie ein Denkmal auf geliebtem Grab!

Dort, dort führte mich die reinste Liebe
In den Wohnsitz hoher Ahnen ein;
Freundlich hellend meines Schicksals Trübe,
Führt er mich vom fernen Vaterhain,

Wo kein Vater mehr mit treuen Sorgen
Mich Verwaiste schloß an's warme Herz,
Wo der Mutter Tod am Kindheitsmorgen
Schon umwölkte mein Gemüth mit Schmerz.

Und die Freund' empfing am Hochaltare
Ihres edlen, schönen Retters Hand —
Süßer Wonnetraum vom schönsten Jahre,
Weh' mir, daß dein Glück so bald entschwand!

Zwar ich bot mit aller Kraft des Lebens
Meinem großmuthsvollen Schützer Dank;
Doch mein liebend Ringen hielt vergebens
Ihn zurück, als früh zur Gruft er sank.

O mein Guido! ach, die holden Glieder
Wiegt statt meines Arms der kalte Stein;
Und nun zogen seine stolzen Brüder
In verlorner Wonnen Schauplatz ein.

Nicht erkannte unſre heil'gen Bande
Ihres Stolzes herrſchende Gewalt;
Kehren ſoll ich nun zu fernem Lande
Mit der Wittwe bangem Jahrgehalt.

Und das Schiff, es harrt ſchon an den Küſten,
Das mich führen ſoll zum Heimathſtrand,
Einſam durch die weiten Waſſerwüſten —
Und was nennt ein Weib ihr Vaterland?

Wo iſt Heimath dem getheilten Herzen,
Wo, ach wo, als an des Liebſten Bruſt?
Da iſt Freiſtatt vor den herbſten Schmerzen,
Da iſt ſel'ge Heimath ihrer Luſt!

Ward es nicht auch mir zum Vaterlande,
Dieſes Land, wo ſeine Sprache klang?
Hier, wo tauſend zarte, ſüße Bande
Seine Liebe um mein Daſeyn ſchlang.

Wo erſt meines Lebens ſchwache Pflanze
Wurzel ſchlug; mit eignen Herzens Kraft
Nährt er ſie am warmen Sonnenglanze,
Ach, die jetzt der Sturm hinweggerafft!

Eine Sprache möcht' ich neu erfinden,
Auszudrücken all das tiefe Weh',
Das ſich regt in meines Herzens Gründen,
Wenn ich vor und wenn ich rückwärts ſeh'!

Was die kränkt, die von der Heimath scheiden,
Fühl' ich doppelt mit geschärfter Qual;
Den Geliebten und des Daseyns Freuden,
Ich verlier' sie heut' zum zweiten Mal.

Doch Gesetz ist mir der Hohen Wille,
Die Natur mit Guido eng' verband;
Opfer ihm ist meiner Demuth Stille,
Mein Gehorsam tiefster Liebe Pfand.

Ha! schon seh' ich bleiche Schimmer rinnen,
Bleich und röthlich aus des Osten Thor;
Matt schon röthen sich des Schlosses Zinnen,
Und es weicht des Mondes Silberflohr,

Und des Schiffes Seegel weh'n im Schimmer
Das mich trägt, zu welchem fernen Pol'? —
O mein Vaterland, leb' wohl auf immer!
Land der Lieb' und Sehnsucht, lebe wohl!

Louise Brachmann.

---

# Die Orgel.

Die Orgel tönt in feierlichen Klängen,
Nur hohen Dingen ist ihr Schall geweiht;
Sie rührt das Herz zu heiligen Gesängen,
Und fühlet mit dem Menschen Freud' und Leid;
Sanft leitet sie die Braut zum Traualtare,
Und klagt mit den Betrübten an der Bahre.

Messerschmid.

---

# Der geraubte Knabe.

„Halt! Ich beschwöre dich!
Sieh, meine Füße tragen
Mich kaum noch. Rette mich!
Nimm mich in deinen Wagen,
Du lieber alter Mann,
Eh' sie mich wieder schlagen,
Weil ich noch weinen kann."

„„Komm, setz' dich neben mich!
(Wie gleicht Er ganz Helenen!)
Kind, ich beschütze dich.
Wol ängstlich ist das Sehnen
Der Aeltern jetzt nach dir.
Wer schlug dich? — Keine Thränen!
Wer bist du? Sag' es mir!""

„Wißt, meines Vaters Kunst —
Er ist ein armer Maler —
Gewann ihm Vieler Gunst,
Gottlob! und blanke Thaler.
Herr! ich auch male schön." —
„„Du bist ein kleiner Prahler!"" —
„O nein, du sollst es seh'n!

Doch muß erſt dankbar ich
Mein Schickſal dir erzälen:
Im Walde thäten mich
Schwarzgelbe Räuber ſtehlen,
Als ich von Mutter lief,
Maiblümchen auszuwählen;
Mein Unfug kränket mich tief.

Ich weinte bitterlich.
Sie riefen: „Hübſche Beute!
Schweig!“ — und ſie ſchlugen mich,
Die böſen welſchen Leute.
Da gab es Gott mir ein,
Daß ich mich klug befreite;
Nun bin und bleib' ich dein!

Jetzt ſieh mein Mütterlein!
Man heißt ſie noch die Schöne!“ —
„„Gott! ſollt' es möglich ſeyn?
Ihr Ebenbild! Helene!““ —
„Ihr Schickſal iſt zu hart.
Noch weint ſie Thrän' um Thräne,
Daß ſie verſtoßen ward.

Doch weißt du, lieber Mann,
Was herzlich mich betrübte?
Großvater hat's gethan,
Weil sie den Vater liebte,
Und der, nicht adelich,
Die Kunst des Malers übte.
Großvater, schäme dich!"

„„Ich schäme mich vor dir,
Ich bin gerührt, ich weine.
Vergieb, mein Enkel, mir!
(Wie staunt der liebe Kleine!)
Du bist mein Enkel, du!
Der Sühnung Fest erscheine
Nach Jahren ohne Ruh'.

„Großvater, o vergieb,
Was ich von Schämen sagte;
Ich hatte ja dich lieb,
Eh' ich dies Wörtlein wagte." —
„„Nimm Kuß und Segen hin!
Die Nacht verschwand! es tagte!
Laß uns zur Mutter zieh'n.""

Haug.

# Wiegenlied.

## Mit Musik von A. Methfessel.

Su su!
Ich wiege mein Kind!
Es wieget die Blüte
Der regliche Wind.
Schlaf ein, schlaf ein,
Du Mägdelein;
Ich wiege dich, liebliche Brüte!

Su su!
Die Aeugelein zu!
Es gehet die Blume
Mit Liebe zu Ruh'.
Sie hold gedeiht
In dämmernder Zeit —
So wachse du, schlummernde Blume!

Su su!
Dich segnet die Nacht;
Manch heiliges Auge
Den Schlummer bewacht;
Die Engelein
Mit Sternenschein,
Sie haben dich hüthend im Auge.

Su ſu!
O ſelige Ruh'!
Du lächelſt; ein Engel,
Er ſchwebet dir zu;
Er küßt dich lind —
Mein glückliches Kind,
Dich lieben die ſegnenden Engel!

G. A. H. Gramberg.

---

## Robert, der geraubte Name.

Ich ſä'te ihren Namen
In eines Beetes Rahmen,
Und jeder Zug erſchien;
Doch böſe Vögel kamen
Daher, und fraßen ihn.
Das kann ich nie vergeſſen;
Die Räuber, hätten ſie
So freventlich vermeſſen
Das Herz mir abgefreſſen,
Mehr ſchmerzen könnte mich es nie.

Das kann auf Unheil deuten;
Wenn nur von böſen Leuten
Kein Unhold ſich vermißt,
Die Holde zu erbeuten,
Die doch mein Leben iſt!

Wenn das mir widerführe,
Dann wär's mit Robert aus;
Beim Schauder heil'ger Schwüre,
Dann schlich er zu der Thüre
Des Lebens weinend sich hinaus.

Doch wißt, was ich erfinde!
Ich grab' in eine Linde
Den süßen Namen ein,
Und in des Baumes Rinde
Wird er geborgen seyn.
Mein Name dicht daneben
Soll mit dem ihren dort
Sich wie zu einem Leben
Verwachsen und verweben,
Durch schöne Lenze fort und fort.

Tiedge.

---

## Im Sturme.

Wilder toben die Wogen, und steigen
Bis an des Himmels Gezelt,
Stürzen schäumend hernieder, und weichen
Bis zu der Mitte der Welt.
Wilde Gewalt!
Die die Wässer ballt,

Und den Sturm erregt,
Der sie mit rasendem Fittig trägt,
Und das Schiff, zerberstend in Trümmer,
An den schroffen Felsen schlägt,
Endest du nimmer?

Kämpfer zucken die Schwerdter, und senken
Tief sie in feindliche Brust;
Sich mit Blute des Gegners zu tränken,
Strebet die gräßliche Lust.
Donnergeschütz
Sendet Mörderblitz,
Und die Hagelsaat
Machet noch blut'ger die blut'ge That.
Röcheln, Schreyn und heulend Gewimmer,
Bis der Tod erbarmend naht,
Hör' ich dich immer?

Stürme schweigen; es werden die Wogen
Wieder zu spiegelnder Flut;
Azur malet den himmlischen Bogen;
Aeolus Toben, es ruh't —
Liebliches Land!
Wo ich Heimath fand,
Himmelston erklingt,
Der dir den Frieden, den Frieden bringt!

Gott verläßt die Seinen doch nimmer,
Und durch Nacht und Dunkel dringt
Tröstender Schimmer.

Dresden, am 19. Oct. 1813. Th. Hell.

---

## Lenzmorgen. 1814.

Morgenroth iſt aufgegangen,
Lerche ſteigt zum Himmelsthor;
Buſch und Wieſe ſind umhangen
Mit der Nebel Silberflohr,
Und mit thaubenetzten Wangen
Richtet Veilchen ſich empor.

Sanfter Lenz, du biſt erſchienen,
Schöne Gabe in der Hand,
Willſt die Todesſchuld verſühnen,
Wieder weih'n das blut'ge Land;
Blüten webſt du um Ruinen,
Junges Moos um öden Brand.

Ein zogſt du in unſre Gränzen,
Liljenhell iſt dein Panier;
Wie ſo weiß die Fahnen glänzen,
Blütenzweige dort und hier —
Blumen bringſt du uns zu Kränzen
Für geliebter — Gräber Zier.

F. Kind.

---

# Der Künstlerbund.

## I.

Traulich saßen in ihrer hellen, gemeinschaftlichen Werkstatt die beiden jungen Meister, Ulrich der Maler und Alebrand der Schreiner, beisammen, und arbeiteten in ihrem Beruf. Sie hatten für die altedle Reichsstadt, deren Bürger sie waren, einen schönen Altar zu fertigen, in die Hauptkirche bestimmt, mit reicher Vergoldung, zierlichem Schnitzwerk, und sinnig frommen Bildern in und außerhalb der großen Flügelthüren. Weil das Kunstwerk zugleich die siegreiche Befreiung der Stadt vom Anfall unterschiedlicher Fürsten und Herren im Andenken erhalten sollte, und Ulrich und Alebrand in jenem Kriege ihre tapfern Klingen jugendkräftig mitgebraucht hatten, arbeiteten sie voll erhöheter Begeisterung und Liebe, sowol gleich Anfangs beim ersten Entwurf, wie auch nun, da sie dessen Ausführung fröhlich und einträchtig förderten. Für heute war ihr Tagewerk beendigt. Sie schieden, wie immer, in stillem,

dankbarem Gebete davon, verhängten die schönen Tafeln und Verzierungen sorgsam mit weißen Tüchern, und begaben sich an eine andre Arbeit, die sie lustigen Muthes in den Feierabenden vorzunehmen pflegten. Das war die Brautlade der wunderschönen Jungfer Anna, des hochgewaltigen reichen Burgemeisters einzigen Tochter. Es war noch nicht bestimmt, wer der glückliche Bräutigam seyn solle, aber die Brautlade war vom Vater bestellt, und Ulrich, der einen kühnen, auch wol etwas hochfahrenden Sinn hegte, konnte sich nicht erwehren, bisweilen in seinen Gedanken mit der Frage zu spielen, ob nicht vielleicht ihm selbsten ein so gar herrliches Loos aufbehalten sey. Allerdings begegnete der Burgemeister, Herr Sebastian Wärklin, den beiden Jünglingen mit einer Freundlichkeit und Achtung, wie sie rechtschaffnen Obrigkeiten gegen kunstbegabte Meister geziemt; ja, er lud sie auch oft vertraulich in sein Haus, und die schöne Anna sang aldann auf seinen Befehl bisweilen zur Laute, pflegte auch wol gar anmuthig und lächelnd zu erröthen, wenn der fröhliche Ulrich irgend einen Spruch an sie richtete; aber das war es auch Alles, und Alebrand würde seinen Gefährten recht gutmüthig ausgelacht haben, wären ihm dessen wunderliche Hoffnungen

kund geworden. Ulrich, dem es überlassen war, die Lade nach eigner Wahl mit gemalten Historien zu verzieren, nahm indessen fast lauter solche, die, während sie an Liebe und Brautstand erinnerten, zugleich die Gewalt und Würde eines Malers darstellten. Als Hauptstück prangte der heilige Lucas, wie er die Jungfrau malt, aber unter den Nebenstücken ward eines mit besondrer Lust ausgeführt: wie König Alexander dem Maler Apelles die schöne Kampaspe verlobt. Alexander möchte nicht ganz damit zufrieden gewesen seyn; denn er trat zwar höchst stattlich daher in seinem hohen Federbarett, mit goldnen Ketten reich umhangen, fast ganz und gar in goldnes Stück gekleidet, aber er war zu einem alten, graubärtigen Herrn umgestaltet, und sah viel weniger einem Weltbezwinger, als einem tapfern, verständigen Burgemeister gleich. Dagegen hätten vielleicht Apelles und Kampaspe wider die schlanken, blonden Gestalten, die hier so anmuthig ihre Stelle einnahmen, trotz aller Fremdartigkeit nichts einzuwenden gehabt.

Eben spielte Meister Ulrichs Pinsel, zierlich verschönend, in Kampaspe's goldnen Locken, da lauschte die freundliche Jungfer Agathe, des Malers anmuthiges Schwesterlein, durch die halb geöffnete Thür der Werkstätte, und über Meister Alebrand's

Antlitz flog das Roth der freudigsten Ueberraschung. Ulrich aber lachte, und sagte: „angeführt, kleine Neugier! Wir haben unsre große Arbeit so eben wieder verdeckt.“ — „Heute will ich mir keine Freude von Euch holen,“ sagte Agathe, „heute will ich Euch eine Freude bringen. Was gebt Ihr mir für eine hübsche Nachricht?“ — Und mit fröhlicher Künstlerneubegier senkten die beiden Jünglinge Pinsel und Meisel zurück, und sahen erwartend zu dem Mädchen hinauf. Die hätte gerne noch länger geschwiegen, aber ehe sie es sich selbst versah, sprang ihr das Wort über die blühenden Lippen: „nun ist der große Italische Bildhauer da, von dessen Ankunft Ihr schon so lange gesprochen habt. Er wohnt im Gasthause zum weißen Roß.“ — Eilig fuhren die Jünglinge empor, und in ihre Wämser, griffen zu Mantel und Barett, und flogen nach der Thür. Im Vorüberstreifen suchte Alebrand das zarte Händchen Agathens an seine Lippen zu drücken; sie machte sich lachend los, und sagte: „wenn Euch der fremde Wundermann erst recht ehrende Dinge verkündigt hat. Damit man doch weiß, was an Euch ist!“ — Aber ihr zuversichtlicher Blick sagte deutlich genug, vor dem kunstreichen Meister Alebrand müsse wol Feder-

mann Achtung haben, und sich es zur groken Ehre rechnen, ihn und seine herrlichen Arbeiten kennen zu lernen.

2.

Der Italische Künstler trat den Jünglingen freundlich, aber etwas feierlich entgegen: eine hohe, schöne Mannsgestalt, in einen köstlichen Pelzmantel gekleidet. Ulrich dachte beinahe an seinen König Alexander, und beide deutsche Künstler verneigten sich sehr tief, woran der Fremde Wohlgefallen zu finden schien. Er nöthigte sie gütig in sein Zimmer, und es hub sich ein mannigfaltiges Gespräch über die Kunst an, und über die großen Herrlichkeiten, welche sie in Italien hervorgebracht habe. Staunend hörten die Jünglinge zu, wie der Welsche ihnen die wundersamen Gebäude und Marmorbilder und Gemälde seines Vaterlandes beschrieb, und wagten hin und her eine um Erläuterung bittende Frage dazwischen, oder brachen unwillkührlich in bewundernden Zuruf aus. Was Ulrich sprach, beantwortete der Fremde mit Theilnahme und Güte, und schien ihm wegen manches sinnigen Wortes ordentlich recht zugethan zu werden, aber Alebrand war wie gar nicht für ihn da, oder bekam doch höchstens ein Kopfnicken und dergleichen zur Erwiederung. Ja, als endlich die

Rede auf den Hochaltar kam, woran die beiden Künstler jetzt arbeiteten, und der Fremde verhieß, er wolle morgen die Arbeit in Augenschein nehmen, richtete er seine Rede an Ulrich ganz allein. — „Die Werke Eures Pinsels;“ hieß es, „Eure Malerwerkstatt,“ und so weiter, wobei die starr geradausseh enden Augen den nebenbei stehenden Alebrand wie geflissentlich ausschlossen. Beim Abschied jedoch neigte er sich ganz freundlich auch gegen diesen, und sagte: „mag seyn, daß Ihr mir irgend behülflich seyn könnt, guter Mann.“

Die Jünglinge äußerten sich beim Nachhausegehn darüber ganz unverhohlen gegen einander, und konnten gar nicht begreifen, welch eine seltsame Grille den fremden stattlichen Meister zu diesem Betragen veranlaßt habe. Sie lachten und scherzten gemeinschaftlich über den geehrten Ulrich und den verachteten Alebrand, aber dieser vermied es doch, heute Abend Agathen zu sprechen, und begab sich frühzeitig zur Ruhe, während Jener noch mit seiner Schwester unter dem Lindenbaum vor der Thür ein fröhliches Liedlein zweistimmig sang. Die Töne schwebten anmuthig einwiegend zu Alebrands Kammer empor, und dieser flüsterte lächelnd im Ent-

schlummern: „wenn er nur erst Morgen meine Arbeit gesehen hat, da wird er schon vernünftiger werden.“

3.

Der Italische Bildhauer kam auch am andern Tage, aber es ward viel anders, als Alebrand es sich gedacht hatte. Staunend blieb der Fremde vor Ulrichs Bildern stehen, glühte sichtlich in Bewunderung und Freude, und schüttelte doch wieder voll ernsten Tadels das Haupt. Die beiden Jünglinge wagten nicht, ihn zu fragen, was er damit wolle. Da brach er endlich mit lauter Stimme und wunderlich lebhaften Geberden in folgende Worte aus:

„Wer darf je hoffen, Dich verstehen zu lernen auf Deinen vielgewundenen Bahnen, Du göttliches Räthsel, immer gelöst und immer wieder verschlungen, Du hochgewaltige, heilige Kunst! Lässest Du Dich hier nieder! Hier in der Werkstatt eines unbekannten Malers, barbarisch von Nation, beinahe kindisch an Alter und Welterfahrung! Und wie lange, dünne Arme und Beine, wie wunderlich grelle Farben er Deinen Himmelsgebilden ansetzen mag, die angeborne Herrlichkeit leuchtet durch, Tadel und Spott mit königlicher Gewalt zu Boden blitzend. — Mein junger Kunstheld,“ — sagte er, den Maler in seine

Arme faſſend, „wie ſoll ich Euch all' meine Bewunderung ausſprechen und meine Verwunderung zugleich! Aber vergönnt Ihr mir wol, daß ich vorher alle die thörichte vergoldete Schnitzerei mit ein Paar Beilhieben Euern herrlichen Geſtalten vom Leibe ſchaffe?“

„Wie denn?“ fragte Ulrich ganz verſtürzt, und Alebrand fügte mit demüthigem Verneigen hinzu: „Lieber Herr, ſagt mir's doch lieber in der Güte, was Euch an meiner Arbeit ſo ſehr misfällt. Da iſt vielleicht noch zu helfen.“ — Aber der Welſche rief halb lachend, halb unwillig aus: „mein guter Schreinermeiſter, das ſteht nicht bei mir, Euch zu helfen. Das iſt ganz ein andres Ding. Ihr aber, mein edler Kunſtgenoſſe Ulrico, folgt mir auf einen Spaziergang nach; dann ſoll uns das Herz recht vollſtändig und vernehmlich aufgehen.“

Damit faßte er den noch immer wie träumenden Jüngling unter den Arm, und führte ihn mit ſich hinaus. Alebrand aber blieb in ſehr betrübten und unſichern Gedanken allein in der Werkſtatt zurück.

4.

Die Thür ging auf, Agathens freundliches Geſichtchen ſah neugierig herein. Da zuckte abermals

ein Roth über Alebrands Geſicht, aber ein ganz andres, als das von geſtern Abend. Verwirrt fuhr der junge Meiſter in die Höh', und ſuchte geſchäftig ſein Werkzeug zuſammen, und that, als müſſe er zu irgend einer wichtigen Arbeit ſogleich hinaus. Aber Agathe drang mit hellen Frauenaugen durch all' das unſichre Weſen auf den Grund. Da ward ſie etwas bleich, und ſagte leiſe: „lieber Alebrand, es iſt ja doch nimmermehr möglich, daß der fremde kunſtgewaltige Mann etwas Rechtes an Euern zierlichen, blanken, ſinnvollen Arbeiten hätte tadeln können.“ — „O das hat er auch gar nicht,“ erwiederte Alebrand mit der Kälte der Zerknirſchung; „er wollte blos all' mein Machwerk entzwei ſchlagen, damit es Ulrich's Bilder nicht verdürbe. Und überhaupt, meinte er, ſey ich ſo ein armer Kerl, dem gar nicht zu helfen ſtehe.“ — „Entzweiſchlagen?“ rief Agathe, und ihre blauen Augen blitzten unwillig nach der Thür, durch welche der Fremde gegangen war. — „Nun,“ meinte Alebrand etwas emporgerichtet, „das hätt' ich denn freilich auf keine Weiſe gelitten, und ich denke auch Ulrich nicht, denn lieb ſind uns beiden die Sachen dennoch. Aber ſeht, gewiſſermaaſen hat er ſie mir ja ſchon entzwei geſchlagen, und alle mein Werkgeräthe dazu.“ — Er ließ Hobel

und Meiſſel ſinken, und hielt die Hände vor die Augen. Agathe ſtreichelte ihm ſein ſchlichtes blondes Haar, und blieb lange ſtill. Endlich ſchlug ſie lachend in die Hände, und rief aus: „Ich hab's! Ich hab's! Wie Ihr Euch aber auch anführen laßt!“ — Und wie Alebrand ſtaunend in die Höhe blickte, fuhr ſie fort: „merkt Ihr denn nicht, daß der Fremde gar nicht jener geprießne Italiſche Kunſtherr iſt, auf den Ihr wartet? Ein Spaßvogel iſt er, der ſich dafür ausgiebt, um ſein neckiſches Spiel mit Euch zu treiben! Daß ergiebt ſich ja ganz leichtlich. Wäre er ein ſo großer Bildner, da müßte er ſeine Luſt haben an Allem, was ſchön iſt; alſo, weil er an Euern Arbeiten keine Luſt hat, iſt er der große Bildner nicht.“ — Alebrand aber ließ den liebevollen Schluß nicht gelten. Zwar küßte er dankbar Agathens ſchöne Hand, aber trüben Blickes fügte er hinzu: „er iſt es wahr und wahrhaftig, liebe Jungfer. Das könnt Ihr einem, der die Kunſt lieb hat, ſchon glauben. Künſtler darf ich mich wol nicht mehr nennen. Der welſche Herr würde nur darüber lachen. Und ſomit bin ich denn auch nicht mehr werth, daß Ihr Euch fürder mit mir abgebt, und alle meine Freuden brechen über mir zuſammen, wie ein morſches Holzkapellchen im Hagelwetter.“ — Darauf

deckte er wieder sein Antlitz mit den Händen zu, und sank auf einen Sitz. Agathen aber flossen die Thränen aus den Augen; sie zog ein Bänkchen heran und ließ sich dicht neben ihrem traurigen Freunde nieder. Darüber brachen auch ihm die Thränen vor, und so blieben die Beiden still und weinend beisammen.

5.

Rasch und glühend, mit hellen, freudestrahlenden Augen trat Ulrich herein, aber so wie der Freund und die Schwester ihre verweinten Angesichter ihm entgegen wandten, blieb er plötzlich stehen, senkte das Haupt wie demüthig gegen den Boden, und nahete sich ihnen alsdann langsam und leise. — „Alebrand," — sagte er, seines Genossen Wangen streichelnd, — „lieber Alebrand, er hat es ja gar nicht so arg gemeint. Vielmehr hält er Dich für einen geschickten, achtungswerthen Arbeiter, darauf kann ich Dir mein Wort geben." — „Nun, was will er denn, der wunderliche Mensch?" fragte Agathe, halb aufgeheitert empor blickend. — „Er spricht von der ganzen Kunst, die Alebrand übt" sagte Ulrich mit etwas gesenkter Stimme, „oder vielmehr, er will so etwas" — er stockte: — „Für gar nichts gelten lassen," ergänzte ihn Alebrand, „oder doch für gar keine Kunst! Nicht wahr?" — Ulrich

neigte bejahend das Haupt. — „Was ist er denn selbst, der hochfahrende Herr?“ rief die zornglühende Agathe. „Ich höre, er hat Bilder aus Marmor gehauen. Aber kann man dem lieben Gott denn nicht eben so Wohlgefälliges schnitzen aus Holz, wie aus Stein? Muß doch Stein und Holz allzumal vergehen am jüngsten Gericht, und nur der schöne Gedanke bleibt und der gute Wille.“ — „Das ist wahr, Agathe;“ sagte Alebrand, drückte ihre Hand dankbar, und richtete sich ermuthigt auf. — „Vielleicht,“ sagte Ulrich, „ließe auch der Fremde das allzumal an und für sich gelten. Er meint nur, zu den Malereien wolle es nicht eben passen, und wenn man seine unerhörten, heißglühenden Worte vernimmt, läßt sich nicht viel dawider aufbringen.“ — „Wir sollen also nicht mehr an ein und demselben Werke bilden?“ sagte Alebrand traurig. „Ach, mein herzlieber Ulrich, das ist ja sehr betrübt. Was wird denn nun aus unserm schönen Altar werden? Was aus Jungfer Annen's Brautlade? Was aus so mancher leuchtenden Gestaltung, die uns Beiden vor dem Sinne schwebte?“ — Eine Weile schwieg Ulrich nachdenklich still; dann umfaßte er seinen Freund inbrünstig. „Das wird und muß alles fertig werden, Herzbruder!“ rief er aus. „Wie sollten

wir Beide denn sonsten leben? Der liebe Gott wird schon wissen, wie er Alles in's Gleiche bringt." — Alebrand küßte ihn freudig, und Agathe faltete die Hände.

Da klopfte es an die Thür. Die Magd des Burgemeisters lud den Maler zu ihrem Herrn ein.

## 6.

„Ich habe Wichtiges und Seltsames mit Euch zu reden;" sagte Herr Sebastian Wärklin, nachdem er den jungen Mann mit ernster Freundlichkeit begrüßt, und ihn auf den schon bereit gestellten Sessel, grade seinem großen Lehnstuhl gegenüber, an den mit vielen Papieren beladnen Tisch heran gewinkt hatte. „Seht, lieber Freund, der große Welsche Meister ist bei mir gewesen, und hat mir viel Herrliches von Euch gesagt. Daß Ihr von Gott mit reicher Kunstfertigkeit begabt seyd, ja mit noch weit mehr, mit der Ahnung solcher schönen Gebilde, wie sie im Himmel zu schauen seyn müssen, und nur wegen der gesunkenen Mangelhaftigkeit unsres Erdrundes nicht hüben in's Wesen gelangen können, — das hab' ich schon immer bei mir gewußt, und es oft in dankbarer Freudigkeit überlegt, wie schön doch unsre gute Stadt durch Euch gesegnet sey. Dann aber pflegt' ich immer zugleich an Meister Alebrand zu denken, ver-

meinend, der seye Eure andre Hälfte, und eben aus Eurer gemeinsamen Kunstgabe müsse dem Vaterlande das Erhabenste und Anmuthigste an gottgeweiheten Bildern und andern würdigen Denkmalen hervorgehen. Nun will es aber der welsche Bildhauer anders und besser wissen. Der sagt, Meister Albrands ganzes Treiben seye wol tüchtig und gut, aber eben handwerksmäßig und weiter nichts. Man könne in der Kunst, welche er treibe, nur Kleinliches und Kindisches leisten, und dabei beruft er sich auf die uralten Meister in den Griechenlanden und in der großen Welthauptstadt Rom. Deshalben begehrt er, die Stadtobrigkeit solle durch freundlichen Beistand und ehrende Ermunterung dazuthun, daß Euch, den er nur den jungen Adler nennt, die Fittige frei würden von aller Umgränzung, und Ihr, hinausfliegend durch das blühende Sonnenland Italien, ein Künstlerleben führen möchtet, wie es Eures Gleichen gezieme, und Bilder erschaffen, davon Ihr noch jetzo kaum selbst eine Ahnung hättet. Nun hab' ich mir zwar wol überlegt, daß wir auf diese Weise vermuthlich alles Schöne einbüßen werden, das wir in den Ringmauern unsrer Stadt von Euch erwarteten, zugleich aber auch, daß es uns geziemt, in Förderung so hoher, gottverliehener Gaben nicht

hinter den alten heidnischen Republiken zurück zu bleiben, und daß es dem Gemeinwesen auch zu großen Ehren gereichen mag, wenn ein Sohn der Stadt durch deren Hülfe zu den höchsten Staffeln der Künstlerehre gelangt. Zieht also in Gottes Namen hinaus, lieber Sohn, nach dem Rathe des fremden großen Meisters. Wir wollen Euch ausstatten, wie es einem jungen Fürsten der Kunst geziemt, und Euch dem gemäß versorgen, hier oder in der Fremde, all' Euer Leben lang."

Ulrich blieb nachsinnend, vielmehr wie in einem Schwindel des Staunens, der Freude, und doch auch des Zweifels, still. Alebrand und Agathe schienen ihm ängstlich zu den Fenstern hereinzublicken, der herrliche, reich vergoldete Hochaltar stieg leuchtend vor seinem Geist herauf, da ging die schöne Anna in wirthlicher Geschäftigkeit singend durch das Nebengemach; Ulrich vernahm diese Worte aus einer alten Romanze:

„Hinauf, mein Held, den Wall hinauf;
Hoch oben wohnt der Dank!
Es thut es nicht der Zitherſang;
Es führt zu Deiner Schönen
Nur kühner Siegeslauf."

Fast hätte Ulrich eingeschlagen, und Herr Sebastian Wärklin, als merke er seine Bewegung, hielt ihm die Rechte entgegen. Aber da neigte sich der Jüngling ehrerbietig drüber hin, und bat um Bedenkzeit bis Morgen früh. „Das gefällt mir;“ sagte der alte Herr, und fuhr ihm mit der Hand liebkosend über die krausen, braunen Locken. „Gehe mit Gott, aber vergiß mir nicht, daß derjenige, welchem die hohe Kunst zu Theil worden ist, sie lieber haben muß, als Schwester und Freund und Heimath.“

7.

In der nächstfolgenden Nacht träumte Ulrich folgenden seltsamen Traum.

Ihm war, als sey er schon mit dem fremden Meister nach Italien unterweges, und stehe nun auf einer hohen Alpenklippe, mit schlagendem Herzen das Morgenroth erwartend, um zu wissen, wo er denn eigentlich sey, ob schon dicht an dem schönen welschen Gottesgarten, ob noch mitten im verworrnen Gebirg. Da war urplötzlich ein freundlicher Knabe neben ihm; der sagte: „willst Du sehen, wie sie's machen, lieber Maler? Die Engel mein' ich, mit dem Sonnenaufgang. Wir haben auch Maler unter uns.“ — Und zugleich leuchtete der

Knabe hell auf, und schwang sich, über Ulrichs Antlitz hauchend, von hinnen, und diesem ward nun, als thätem sich ihm die Augen erst auf.

Der ganze, morgendämmernde Horizont leuchtete von Engelschaaren. Es galt der jungen Sonne ein schönes Festportal zu erbauen. Viele schwebten heran, Wolken vor sich her hauchend gegen Osten hin, und Andre bestrahlten diese Wolken mit so himmlischem Lächeln, daß sie davon funkelten, wie das reinste Gold, während wieder noch Andre schöne Bilder daraus formten, und Jeglicher immer über die Schöpfung seines Bruders mit kindlicher Lust einen fröhlichen Sang anhub, und die Blicke der Gefährten mit den rosig leuchtenden Fingerchen darnach hinwies. Welche hatten schlanke Pinsel wie aus Pfauenfedern gefertigt; die tauchten sie tief in das Morgenroth, und bemalten damit das hohe Sonnenthor, welches ihre Brüderlein zurecht gebaut hatten; darüber freuten sie sich Alle sehr, und küßten einander, und tanzten einen Reigen, daß es anzusehen war, wie ein frischer Rosenkranz. — „Ach du arme Kunst auf Erden, wo sie einander wegdrängen wollen aus Deinem Hause!“ sagte eine helle, aber weinerliche Stimme, und, aus dem Schlafe erwachend, merkte Ulrich, daß es seine

Schwester Agathe war, die in der nebenanliegenden Werkstatt mit Alebrand sprach. Da sann der junge Maler lange nach, scharfen, leuchtenden Auges, sehr heitern Antlitzes, und sprang endlich wie neugeboren aus dem Bette, kleidete sich flugs und fröhlich an, und faßte seinen Freund unter den Arm, mit welchem er, die Schwester noch vorher zutraulich grüssend, zu Herrn Sebastian Wärklin ging.

8.

Der alte Herr hatte den welschen Meister zu sich beschieden, und ihm einen köstlichen Wein zum Frühtrunke vorgesetzt. Wie nun die beiden Jünglinge zugleich eintraten, sahe man wohl, es war auf diese Weise den beiden Männern nicht eben recht, doch ließ Herr Wärklin nur auf Ulrich einen unzufriednen Blick deshalb fallen, und begrüßte Alebranden mit treuherziger Freundlichkeit.

„Wir kommen, lieber Herr Burgemeister," sagte Ulrich, „um uns ein und den andern Bescheid über den Altar zu holen, den uns das ehrende Zutrauen unsrer Mitbürger zu fertigen anvertraut hat."

Sebastian Wärklin war sichtlich sehr misvergnügt, welches ihm selten begegnete. Er schwieg eine ganze Weile still, dann sagte er endlich: „Ihr

wißt, Meiſter Ulrich, es ſind noch ganz andre Dinge in Frage, die vorher abgemacht ſeyn müſſen, und ich glaubte, Ihr brächtet mir zuförderſt auf dieſe Beſcheid.“

Alebrand wollte leiſe aus der Thüre zurücktreten, aber Ulrich hielt ihn, und ſprach: „nicht alſo, lieber Freund. Ich habe niemalen vor Dir ein Geheimniß gehabt, und will nicht heute damit anfangen.“

Herr Sebaſtian ſah die beiden Jünglinge wohlgefällig an, und ſagte: „David und Jonathan. Es läßt recht hübſch ſo. Aber Ulrich, lieber Künſtler, haſt Du mir vergeſſen, was ich Dir geſtern ſagte? Junger Menſch, der Beruf geht Allem vor, und wer das nicht immer vor Augen hat, aus dem iſt nun und nimmer etwas Rechtes geworden.“

„Eben drum;“ ſagte Ulrich ſehr ernſt, und blieb eine Weile in tiefem Nachdenken ſtehen. Die Lautentöne von Anna's geiſtlichem Morgenliede ſchollen fern herüber. — „Lieber Herr,“ brach er plötzlich los, „ſo helfe mir Gott, als ich in dieſem Augenblick meinem Beruf zum Opfer bringe, was ich wol lieber noch hätte, als Schweſter, Heimath und Freund.“

„Nun, ſo macht Euch fertig zum erſten Ausfluge, junger Adler,“ rief der fremde Meiſter. „Wir

wollen noch heut' aus Euerm Neſte hinaus, der ſonnigeren Luft entgegen."

Ulrich wiegte ſanft verneinend und lächelnd das Haupt. Dann ſagte er: „aber, Herr Sebaſtian Wärklin, wie konntet Ihr mich doch fortſchicken wollen vom unvollendeten Altar?"

„Mein Sohn," entgegnete der Alte, „kann das ein Niederer vollenden, als Du, ſo wär' es ein ſchlechter Gottesdienſt, Dich darum aufzuhalten in Deinem höheren Lauf."

Der Italier ſah ihn bewundernd an, faſt als habe er ſo etwas nicht auf dieſer Seite der Alpen erwartet. —

„Zieh' denn mit Gott, lieber Sohn," fuhr der Alte fort, „ſey fromm und froh, und nimm meinen beſten Segen mit Dir."

„Euern beſten Segen!" wiederholte Ulrich ſehr gerührt. „In der That, ich meine, Ihr würdet mir ihn ſchenken, thäte ich jetzt nach Eurem Willen. Aber ich kann nicht. Bin ich weniger, bin ich mehr, als wofür Ihr mich haltet, — ich weiß es nicht. Doch ſo viel weiß ich ſicherlich, in meinem Gewiſſen bin ich verbunden, hier zu bleiben, und mit meinem lieben Genoſſen Alebrand zu arbeiten, nach wie vor."

Der Italiſche Meiſter wandte ſich ſtolz und ungeduldig ab, wobei er nach ſeiner ſüdlich lebhaften Weiſe heftig mit dem Kopfe ſchüttelte, und eilig in ſich hinein ſprach. Ulrich aber ſchritt ihm freundlich nach, faßte ſeine Hand, und wandte ihn kräftig nach ſich um, ſprechend: „lieber Herr, Ihr habt mich ſehr hoch geehrt, und mir viele Freude damit gemacht, aber eben deshalb wollet mich doch fürder beſtehen laſſen, wie ich nun einmal geſchaffen bin, und nach Gottes Willen gar nicht anders ſeyn kann. Seht, und wenn Ihr mich einbautet in lauter Marmorgebäude, und mir auf allen Schritten die Bilder des großen Zeitalters entgegen ſtellet, von deren Ruhe und Vollendung und Göttlichkeit Ihr ſo viel Schönes zu erzählen wißt — ich würde nach Kräften meine Freude daran haben, aber nicht Tag, nicht Nacht, könnte ich die zierlichen, hellvergoldeten Schnitzarbeiten meines Freundes Alebrand aus dem Sinne bringen, mit ihrer reichen, ſinnvollen, frommherzigen Bedeutung. Ihr hättet entweder nichts als Euern Aerger an mir, und es bliebe ſonſt Alles bei'm Alten, oder ich machte mich — wo Gott vor ſey, und was ich kaum glauben will — nachahmend in die fremde Bahn, und Ihr hättet nach kurzer Freude Euern um ſo ſchlimmern Aerger.“

„Ich fange selbst an zu glauben," erwiederte der Italier mit höhnischem Lächeln, „daß es Euch am rechten Elemente fehlt. Bleibt Ihr meinethalben zu Hause."

„Ja, in Gottes Namen;" sagte Ulrich. „Aber rechtes Element? Ist denn das rechte Element nicht Gottes Liebe, und die fromme Lust an dem, was er in uns hineingelegt hat? Ei, wenn die lieben Englein in ihren mannigfachen Spielen unsern thörichten Streit vernähmen, die müßten uns beinahe auslachen. Aber sie würden freundlicher und anmuthiger dazu aussehen, als Ihr, lieber Herr."

In tiefes, schweres Nachsinnen versank der fremde Meister. Endlich sagte er: „es mag seyn, wie Du sprichst, wahrhaftig, es mag also seyn! Wer hat alle Farbenmischungen ergründet, die sich aus dem Prisma gestalten? Und Du, wunderlicher Jüngling, siehest am Ende wol mehr und reicher, als ich. Gott mit Euch, Ihr Herren, und bleibe nur Du immer noch daheim, mein Ulrico, oder bleibe auch wol ganz und gar daheim. Ich füge jetzt selbst hinzu: in Gottes Namen. Und ihr, kunstreicher Meister, Herr Alebrand, seyd mir nicht böse. Die Schuld mag leichtlich mehr an meinem Fassungsvermögen gelegen haben, als an Euren Gebilden. Ich muß

mir das Alles erst besser zurecht stellen, bevor ich entscheide. Bildet Euch nicht etwa ein, Ihr hättet einen Widerruf gehört. Aber Stoff zu vielem, vielem Nachdenken nehm' ich von Euch auf die Reise mit hinaus."

Er grüßte freundlich und verließ das Gemach.

„Ihr habt vieler Erdenlust und Weltehre entsagt, junger Mann;" sprach Herr Sebastian Wärklin.

„Ach, wer fühlt das tiefer, als ich!" entgegnete der abschiednehmende Ulrich, und ging nachdenkend mit seinem Freunde die Steigen hinab, während die letzten Klänge von Jungfrau Anna's Morgenliede vor seinem Ohre verhallten.

9.

Die beiden jungen Meister arbeiteten nun wieder sehr ämsig, ihren Hochaltar zu Stande zu bringen, und besprachen sich über manche schöne Bildnerei, die sie in künftiger Zeit vorzunehmen gedachten. Auch die Brautlade ward fleißig ihrer Vollendung näher geschafft, obgleich dabei Ulrich immer sehr ernsthaft auszusehen pflegte, und sehr in sich gekehrt. Wenn ihn dann bisweilen Alebrand fragte: „ach, lieber Bruder, gereuet Dich wol Dein Entschluß? Und sehnst Du Dich etwa nach Welschland?"

erwiederte Ulrich: „ich bin ja in meinem Beruf. Und nach Welschland sehne ich mich auf keine Weise.“

Einer ganz andern Freude sah Ulrich wol noch entgegen; er dachte immer, Alebrand solle um Agathen werben, und dann wolle er sein Schwesterlein gar hübsch ausstatten, und bei der Hochzeitfeier einmal einen recht vergnügten Tag erleben Aber wie jezt manche Freude, blieb ihm auch diese Freude aus. Alebrand schien sich ähnliche Gedanken ganz aus dem Sinn geschlagen zu haben, und war gegen Agathen sehr freundlich, sehr ehrerbietig, aber sehr fremd. Bisweilen verschwand Agathe plözlich in ihr Kämmerlein, und kam alsdann mit einem Lächeln wieder heraus, wie es der Himmel nach Mairegengüssen anzuthun pflegt.

In das Haus des Herrn Sebastian Wärklin gingen die zwei Freunde wenig oder gar nicht mehr. Ulrich empfand einige Scheu davor, und Herr Sebastian hatte gegen ihn ein sehr feierliches, wenn auch höchst achtungsvolles Bezeigen angenommen.

Der Hochaltar war in diesen ernsthaften und stillen Tagen fertig geworden, zum Theil auch aufgestellt, und die beiden Meister arbeiteten nun eine ganze Nacht lang in der Kirche, damit er Morgen früh am ersten Pfingsttage der Gemeinde unverhüllt und

in aller Herrlichkeit entgegenfunkle. Es war ihnen dabei unbeschreiblich wol zu Muth; sie hatten jedwede Erdensorge hinter sich geworfen, und daneten nur immer in stillen Gebeten Gott, daß er sie gewürdigt habe, dieses sein Werk zu vollenden. Als nun die letzten verdeckenden Tücher abgenommen wurden, und die ersten Strahlen der Frühsonne auf das leuchtende Ganze fielen, sanken Ulrich und Alexbrand in die Knie, zu den Heiligen, deren Bilder sie geformt hatten, Blick und Sinn andächtig erhebend. Das vertrauliche Band, welches sie bisher an die Schöpfung ihrer eignen Hände knüpfte, war gerissen. Alles stand fremd und feierlich da, wie vom Himmel hernieder gesandt.

So auch erschien es der Gemeinde, die nach und nach zu den geöffneten Pforten hereinwallte, und in tiefer Ehrfurcht unter Orgelklang und heiligen Gesängen der Einweihung des neuen Heiligthumes beiwohnte. — Einmal traf während des Gottesdienstes ein Blick aus Ulrichs Augen auf die schöne Jungfrau Anna; sie erröthete sichtlich, und senkte die seidnen Wimpern vor dem gewaltigen Künstler, als vor einem Gottesboten; ihm aber ward zu Sinne, wie vor der Engelserscheinung in jenem Traume: so froh, so ergeben fromm, so himmlisch hell und rein.

Nach der Kirche dankte der Burgemeister Namens der Stadt den beiden Künstlern feierlich, und geleitete sie dann, seine Tochter am Arm führend, zu ihrer Werkstätte zurück.

„Das Große thun, aber auch das Kleine nicht lassen;“ sagte er dort. „Nicht wahr, Ihr seid mit der Brautlade fertig?“ Der erröthende Ulrich öffnete die Thür', und sie traten ein.

Als man nun im Betrachten des zierlichen Kunstwerkes an das hübsche Bild von Apelles und Kampaspe gelangte, sagte der Burgemeister lächelnd: „Kinder, das sieht gar zu anmuthig aus; ich dächte, wir machten es eben so. Mein herzlieber Maler, da hast Du Deine Braut. Wenn ich auch nicht der König Alexander bin, mag meine liebe Tochter Anna doch viel mehr werth seyn, als so ein asiatisches Heidenkind.“

Ulrich wäre fast niedergekniet, aber Sebastian Wärklin sagte: „nicht doch. Du wirst ja ein Hausherr, und, so Gott will, ein Hausvater auch. Da schickt es sich, daß du das Weiblein hübsch kräftig und selbstständig empfangest aus Vaters Hand.“

Wie sich nun Alles nach der ersten Ueberraschung des mannigfach ersehnten Glückes zu ordentlicherem Gespräch beruhigte, sagte Herr Sebastian: „siehe,

mein lieber Eidam, das war immer mein liebster Wunsch gewesen. Aber der welsche Meister machte mich irre. Nach dessen Reden meinte ich, daß einem Künstler wol das stille, häusliche Leben überhaupt nicht recht gezieme, und wollte schon meine Gedanken für lieb Aennchen auf viel etwas anders richten. Aber die tapfre Treue, mit welcher Du vielbegabter Jüngling jene Lockung ausschlugest, und dennoch dabei ein reicher, freudiger Künstler geblieben bist, — das machte mir Gottlob die rechte Wahrheit klar, und wir wollen nun, dafern es der Herr vergönnt, aus einem frommen, stillen Leben recht viel Deiner herrlichsten Blumen aufblühen sehen, und an jeglicher eine große Weihnachtsfreude mitsammen feiern."

„Du großer Gott," sagte Ulrich nach einigem Schweigen, „und eben, um Anna's Hand mir zu erringen, wär' ich fast mit dem Fremden hinausgezogen."

„Ja, ja," lächelte der Burgemeister fromm in sich hinein, „thue nur Einer, was seines Amtes ist, ohne Rücksicht auf Welt und Herzenswunsch. Da bescheert denn der liebe Himmelsvater seinen gehorsamen Kindern die hübschen Erdenblumen so sehr gern auch obenein." —

Wenige Wochen nachher feierte der glückliche Maler seine Hochzeit, und es fehlte ihm nur Eines dabei. Alebrand warb noch immer um Agathen nicht, und wie hell auch diese im Wiederscheine des brüderlichen Glückes leuchtete, wollte es doch sich bisweilen auf ihre anmuthigen Züge herabsenken, wie ein linder, wehmüthiger Schleier.

## 10.

Die schöne Frau Anna wiegte bereits einen holden Knaben auf ihrem Schoose, der, nach seinem Vater, und nach der seltsamen Begebenheit mit dem welschen Meister, Ulrico genannt ward, da begab es sich, daß einmal der weltberühmte Maler, Herr Albrecht Dürer in diese Reichsstadt kam. Es ward ihm von dem ganzen Rathe ein köstliches Bankett zugerichtet, nach dessen Beendung er sich vertraulich an Meister Ulrich machte, unterschiedliches mit ihm über die edle Kunst der Malerei redete, und endlich sagte: „ich habe viel von Euern Bildern am Hochaltare der Hauptkirche vernommen. Es ist noch hell am Tage. Lasset uns hingehen, und sie betrachten.“ — Herr Sebastian Wärklin aber und Alebrand, auch Anna und Agathe konnten sich vor herzinniger Theilnahme nicht entbrechen, mitzugehen.

Als nun Meister Albrecht vor dem Kunstwerke stand, sagte er lange Zeit kein Wort, aber es ward ihnen allzumal groß dabei zu Sinne, denn seine Augen funkelten in gar herziger Freude, und seine ehrwürdigen Hände falteten sich zu einem stillen Gebet. — „Das ist mir einmal ein herrlich begabter Kunstbruder!“ rief er endlich aus, und schloß den glühenden Ulrich in seine Arme. Wie er nun aber Vieles gelobt und besprochen hatte, sagte er: „des Menschen Herz ist groß, und mannigfacher Liebe fähig. Ist es mir so wohl geworden, den Maler an's Herz zu drücken, so wollt mir doch auch den Schreinermeister zeigen, der hier so überaus trefflich und sinnreich geschnitzt und vergüldet hat, als ein ächter Zwillingsbruder Herrn Ulrich's.“ — „Das bin ich;“ sagte Alebrand, freudig hervortretend, und fühlte sich im Augenblick an Meister Albrecht Dürers Brust gezogen. „Ja, ja,“ lächelte Herr Sebastian wohlgefällig, „das hat mein wackrer Schwiegersohn gleich von Anfang her eingesehen.“

Ein fröhliches Mahl in Ulrich's Hause beschloß diesen Tag, und Alebrand hielt um Agathen an, wobei der große Meister Dürer sein Brautwerber werden mußte, ja, sich auch bereden ließ, zur Hochzeit wieder einzutreffen, und den kunstreichen Jüng-

ling zur Kirche zu führen. — „Ich wußte es wol,“ sagte dieser in stiller, demüthiger Freudigkeit, „daß an mir etwas Rechtes war, und mehr, als ein Paar böse Stunden, — freilich sehr böse Stunden waren's, — konnte mir der Italier darüber nicht machen. Aber wer freien will um eine Jungfrau, wie meine schöne Braut, der darf von Niemanden auf der Welt bemitleidet werden, am wenigsten von ihr selbst. Nun hat mir der große Herr Albrecht Dürer meinen Künstleradel wieder bescheinigt, und es kann Niemanden aussehen wie eine Misheirath, wenn mein edler Schwager Agathens und meine Hand in einander legt.“ — „Hohn sei dem, der Arges dabei denkt!“ sagte Meister Albrecht mit sehr ernstem Gesicht.

Die beiden Schwäger haben mit ihren schönen Frauen ein langes und fröhliches Künstlerleben geführt, und blühende Kinder, und viel der herrlichen, gemeinsam gefertigten Gebilde zu Gottes Ehren hinterlassen.

Fouqué.

# Die Botschaft.

## Mit Musik von A. Methfessel.

Mein Lieb' will heut' ausreiten
Mit ihrer Jungfrau'n Zahl.
Mein Falk! steig' auf in Zeiten,
Beschau' dir Wald und Thal;
Ein Anger wird zum Spiel,
Zum Tisch der Rasen dienen;
Ein Springquell rinnt im Grünen
Zur Grotte, still und kühl.

Mein Falk! nimm, leicht gebunden
Von Veilchen, diesen Straus;
Hast du mein Lieb' gefunden,
Richt' alles klüglich aus:
Hebt sie der Augen Licht,
Den flücht'gen Ball zu fangen,
So ström' auf ihre Wangen
Ein Veilchenregen dicht.

Mein Falk! kehr' rasch zurücke,
Daß ich dieß Röslein roth
Durch dich der Schönsten schicke —
Merk' wohl auf mein Gebot:
Führt sie des Bechers Schein
Zum Munde, wie Korallen,
So läßt's dein Schnabel fallen
Wol in den kühlen Wein.

Ein Pfeil ist eingegraben
Auf diesen Siegelring;
Wird nun das Bad sie laben,
So fleug zum frischen Spring;
Schnürt sie die Wunderpracht
Des weißen Busens wieder,
Senk' den Rubin hernieder
Recht in den schönsten Schacht.

Dann sucht des Epheu's Schatten
Zur Ruh' die Jägerin;
Doch du darfst nicht ermatten,
Trägst flink dieß Liedlein hin;
Sie liegt auf grünem Moos;
Wo hell die Schleier blinken,
Laß schlau dieß Blatt versinken
Wol in den schönsten Schoos.

Das Sträußlein wird ſie fragen:
„Kommt's wol von lieber Hand?“
Zum Ring verwundernd ſagen:
„Wär's treuer Minne Pfand?“
Beim Liedchen, fromm und fein,
Wird heiß die Wange brennen;
Sie wird den Sänger kennen:
„Ich will ſein eigen ſeyn!“

F. Kind.

---

# Der Todesbund.

## Geſchichtlich wahre Romanze.

Beim Becher ruh'ten nach blutigem Strauß
Vier wackre Sächſiſche Krieger;
Sie zogen vom heimiſchen Süden aus,
Verpflichtet dem eiſernen Sieger;
Sie ſchlürften gemüthlich, nach Hader und Streit,
Die ſchäumende Woge der ſtürmiſchen Zeit,
Und ließen die Sterne entglimmen;
Den heiligen Sonntag bis tief in die Nacht
Erfüllten die Tapfern mit Liedern der Schlacht,
Und miſchten die jubelnden Stimmen.

„Ja" — herrschte der Eine — „So innig traut
Vereint uns nimmer die Rebe;
Drum sey auch von heute die Ehr' uns Braut,
Der Ruhm uns credenzende Hebe!
Laßt muthig uns flechten den Todtenkranz;
Wir schreiten hinunter zu blutigem Tanz,
Und keiner lasse vom Andern!
Ja, findet der Eine sein Lebensziel,
Schnell folg' ihm der Zweite in's Kampfgewühl,
Damit wir geselliger wandern!"

Und über des Aeltesten Ritterschwert
Verkreuzten sie alle die Klingen,
Laut schwörend, unsterblichen Namens werth,
Die Blume der Schlacht zu erringen,
Dem Feind zu begegnen im wilden Streit
Mit freudiger Sächsischer Tapferkeit,
Und nimmer vom Ruhme zu wanken.
Und, hingerissen von gleichem Muth,
Vermischten sie frevelnd ihr edles Blut,
Das sie beim Bundeskuß tranken.

„Ihr ſchwört es!“ — ſo dröhnete Geiſterlaut
Hervor aus nächtlichem Grauen —
„Heil ihm, wer den Mächten des Kampfs vertraut;
Er wird Unſterbliches ſchauen!
Gedenket des Eid's, den ihr jetzt gethan;
Bald ſeh'n wir uns wieder auf nächt'ger Bahn;
Ich ſelbſt will mit Ehren euch kränzen —
Ja, eh' ſich die wankende Mondſichel füllt,
Sey euer unendliches Sehnen geſtillt;
Als Sterne des Ruhms ſollt ihr glänzen!“

Die Starken vernahmen's mit bangem Ohr,
Und ſchieden ſtill von einander;
Doch kaum trat der röthende Tag hervor,
So wurde der Bug zum Skamander —
Die Ufer erklangen von Waffenwehr,
Das Feld ward von feindlichen Reitern ſchwer,
Von Heergetümmel und Wagen;
Und, ehe der nächſte Sonntag erſchien,
Sah man am Abend die Feinde flieh'n,
Doch des Bundes Aelt'ſten erſchlagen.

Von Sonntag zu Sonntag, im Augenblick,
Da Jeder den Schwertbund beschworen,
Erreicht' einen Jeden sein Nachtgeschick,
Ging schmerzlich ein Tapfrer verloren;
Und ehe der Neumond zurückgekehrt,
War schon der gewaltige Ring zerstört,
Vollendet das furchtbare Wunder;
Denn, fiel auch kein Streiter im ganzen Heer,
So riß doch ein einzelnes Mordgewehr
Ein Mitglied des Bundes hinunter.

Von allen der Jüngste noch übrig war,
Der seinen Tag überdauert,
Sich nimmer entziehend des Kampfs Gefahr,
So tief er die Freunde betrauert;
Jetzt traf ihn die Reihe der Lagerwacht
Am äußersten Vorwall, zur Sonntagsnacht,
Und nahe ihm lagen die Feinde —
Da ward es dem menschlichen Feldherrn kund,
Was flüsternd sich pflanzte von Mund zu Mund,
Der Fall, den ein Jeder beweinte.

Und ſchleuniger ſendet er Boten ab,
Den Letzten vom Poſten zu führen;
Nur zögernd der Tapfre ſich wegbegab;
Denn rühmlicher Tod ſollt' ihn zieren.
Kaum war für ihn ſein Vertreter geſtellt,
So tönte von Waffen das nächt'ge Feld,
Die Feinde ſtürmten entgegen;
Und da, wo der Vierte des Bundes ſtand,
Man unter Erſchlagnen den Lieutnant fand,
Durchſtoßen von feindlichem Degen.

F. Krug v. Nidda.

---

## Wanderlied.

Wach' auf! wach' auf! die Winde zieh'n
So friſch von Ort zu Ort;
Die jungen Morgenwolken glüh'n,
Und wandern fröhlich fort;

Der Strom wallt ſehnend durch die Au',
Die grüne Welt lockt fern;
Mit tauſend Augen winkt der Thau
Dir funkelnd Stern um Stern.

Da regen ſich mit Lebensluſt
Des Lichtes Geiſter all',
Das Herz erwacht in deiner Bruſt,
Wie eine Nachtigall.

Der Frühe ſüßer Schauer regt
Die Blätter lieberfreut;
Und zitterndes Verlangen trägt
Dir deine Seele weit;

Und läßt der Heimath enges Haus,
Um das der Nebel ſchleicht,
Raſch über Berg und Thal hinaus,
In Liebe frei und leicht;

Und ſchwebt durch ew'gen Aetherraum
In's unbeſuchte Land,
Wohin du manchen Jugendtraum
In Duft vorausgeſandt.

Ins Wunderland! — Wohlauf! es ſtrebt
Des Wandrers frommer Sinn;
Im heiligen Geleite ſchwebt
Ein Engel mit dahin.

Ein Engel, der mit ſüßem Klang
Die goldnen Flügel ſchwingt,
Wie alter wandernder Geſang
Mit frommer Liebe klingt.

Und Klang und Lied, in Wonne reich,
Wird Alles, was sich regt:
Der Wald aufrauschend Zweig an Zweig,
Der Strom, der Wellen schlägt;

Die leise Luft, die liebetraut
Mir meine Locken rührt;
Die Lippe, die dem Busen laut
Den stillen Hauch entführt.

O reges Leben! Seligkeit!
Die Ferne wird mir nah;
Und was ich suchte ewig weit —
Es ist dem Sänger da.

G. A. H. Gramberg.

---

## Die Fehler.

Warum sollt' ich zürnen mit dem Freunde,
Wenn er strenger meine Fehler rügt?
Sie, die Fehler nur sind meine Feinde,
Denen oft die beß're Kraft erliegt.

Ihnen nur sey muth'ger Kampf geschworen,
Ihr, der herzgewalt'gen Leidenschaft;
Eingeh'n will ich zu des Sieges Thoren
Durch des freien, festen Willens Kraft!

Nicht mehr darf mich Andrer Vorwurf tödten,
Fern von mir liegt meiner Fehler Spur,
Sagt mein Schmerzblick und mein Gluterröthen,
Daß ich ihnen ew'ge Fehde schwur.

Louise Brachmann.

# Das Traubenkörbchen.

Trauben las die spröde Philippine
An der Mittagswand des Gartenhauses,
Meinte, vor des Lauschers Blick gesichert,
Sich der süßen Beute zu erfreuen,
Und vergaß des Zwangs, mit dem die Mode
Grausam ihre Priesterinnen fesselt.

Aber seitwärts an dem Wiesenbache
Lag ich wol versteckt im hohen Grase,
Weidete gemüthlich Herz und Augen
An dem harmlos ruhigen Geschäfte,
An dem süßen Lächeln ihres Mundes,
An dem holden Ebenmaas der Glieder,
An der leichten Anmuth ihres Wesens.
So vertieft in seliger Beschauung,
Scheut' ich mich, mit leisem Athemzuge
Die geknickten Halme zu bewegen,
Die um Wang' und Stirn sich häkelnd drängten,
Und erwog im Innern still die Weise,
Wie ich, unbemerkt der Leiter nahend,
Sie erschrecken und versühnen möchte.

Plötzlich trat der Gott des Sonnenwagens,
Hülfreich meinem Wunsch und meinem Trachten,
Aus dem silbernen Gewölk des Himmels;
Sandte, zielend nach dem Weinspaliere,
Glüh'nde Pfeile von der Bogensenne,
Traf des Nackens hellen Alabaster
Und den Lilienarm der Unbeflohrten,
Färbte höher ihre Purpurwange,
Ließ nicht nach mit schelmischer Befehdung,
Bis sie, hüpfend von den glatten Sprossen,
Schleiertuch und Halmenhuth zu suchen,
Nach des Geißblatts ferner Laub' enteilte.

Und zu Helios verklärtem Lichte
Stieg mein Dank, in frohgeweihtem Opfer!
Dem beblümten Lager mich entraffend
Naht' ich schüchtern mich dem Weingeländer,
Raubte kühn das schöngeflochtne Körbchen,
Das den Lohn enthielt des regen Fleißes;
Nahm den Rückweg durch die Wiesenblumen,
Durch des Baches leichtbespülte Kiesel,
Und erharrte still am Gegenufer,
Wie der Knoten sich entwickeln möge.

Fröhlich kehrte sie; ein muntrer Zephyr
Spielte mit des Busens losem Schleier,
Mit des Hutes fesselfreien Bändern.
Heiter lächelnd brach sie eine Traube,
Wandte niederwärts sich nach dem Körbchen,
Und verblaßte —

„Löse dir die Beute!“
Rief ich keklich mit erhobner Stimme,
Und das Körbchen in den Lüften schwingend.

Aber zürnend den verwegnen Worten,
Lehnte seitwärts sie sich an die Leiter,
Auf die Traube, die sie frisch gebrochen,
Starr und trotzig ihre Blicke heftend.

„Löse dir die Beute!“ rief ich wieder;
„Nur der Schritte funfzehn oder zwanzig,
Und die Opfer nenn' ich dir mit Namen,
Die den süßen Raub zurückerkaufen!“

„Wohl,“ versetzte sie mit zarter Stimme,
Die melodisch mir das Herz bewegte!
„Der begehrte Tausch ist leicht zu treffen;
Gieb das Körbchen mir und nimm die Trauben
Der Verlust ist eben zu verschmerzen.“

„Mädchen," unterbrach ich ihre Worte,
„Hart und lieblos klingt, was du geredet!
Denkst du wirklich, in der Willensmeinung
Kam ich her, das Körbchen dir zu geben?
Theurer Lohn gebührt der theuern Mühe!
Also Kuß um Traube; und wir können
Beide, denk' ich, bei dem Tausch bestehen!"

Leicht erröthend sah sie mir in's Auge,
Und, die Purpurtraub' in ihrer Linken,
Schlich sie scheuen Fußes nah' und näher.
Mich auch hielten jetzt des Baches Wellen
Länger nicht von meinem Glück geschieden;
Munter hüpft' ich über seine Kiesel,
Ueber Binsenkraut und Wiesenblumen,
Bis zur Seit' ich stand dem holden Kinde,
Setzt' im Lindenschatten drauf mich nieder,
Und begann mit fester Mien' und Stimme:
„Laß uns Rechnung halten, Philippine!"

„Fein berechnest du den Werth der Waare,"
Rief sie aus in lieblicher Verwirrung,
„Und im Nu erfahr' ich, was ich gelte!
Fertig ist der Ueberschlag des Krämers,

Und sein Ausspruch schmeichelt meinem Stolze.
Also Kuß um Traube! Wär' ich vorschnell
Doch der kühnen Meinung fast gewesen,
Daß in einem Kuß für Korb und Trauben
Die vollkomm'ne Lösung sich bewähre!"

„Wieder nennest du, zu Qual und Aerger,
Mir das Körbchen!" rief ich ungeduldig;
Hassenswerth ist mir der Klang des Wortes,
Hassenswerther noch in deinem Munde! —
Scheu'st du dich, der Neigung süße Zeichen
Abzumessen gegen Traubenpurpur,
So ertheile sie genau und redlich
Nach dem Maaße mir, wie ich dich liebe! —
Meiner Sehnsucht blieb dein Herz verschlossen,
Ungehört verhallten meine Wünsche,
Und der Lenz ging kranzlos mir vorüber.
Soll ich jetzt des Glückes Wink verschmähen? —
Kühne Fodrung hegt der kühne Räuber;
Denn ihn schreckt die Flucht des Augenblickes!
Viele Tage faßt der Kreis des Jahres,
Und nur einer winkt zur Traubenlese!"

Sprach's und zog sie herzhaft zu mir nieder,
Theilte dann die zarten Traubenstengel
Heimlich und geschickt mit feinem Nagel,
Daß dem Tausch es nicht an Stoff gebreche,
Und mit klugvermehrter Zahlenreihe
Der Gewinn sich froh verdoppeln möge.

Aber bald verwirrt im Wechselspiele
Amors Hinterlist uns Herz und Sinnen,
Und die Klarheit wich aus der Entscheidung:
Wer das Pfand verwahr' und wer es löse.
Der Entbehrung düstern Gram vergessend
Trieben wir, umglänzt vom Abendgolde,
Tändeleien der beglückten Liebe,
Bis mit lautem Ruf, entlang den Hecken,
Uns die Mutter aus einander scheuchte.

K. G. Prätzel.

---

## An Ida,

### bei Uebersendung eines Haarrings.

Mit Musik von Marschner.

---

Nimm diesen Ring! er sey aufs neu
Dir ein Symbol von meiner Treu';
Gold war ja seit der Fabelzeit
Ein Sinnbild der Beständigkeit.

Und wankt vielleicht, eh' du es meinst,
Geliebte, deine Treue einst,
Erinnre dich sein Namenszug
Des Herzens, das für dich nur schlug.

Bin ich ein schwanenfarbner Greis,
Ist längst mein Haar erblaßt und weiß,
So bleibt doch blond und kraus dies Haar,
Wie es in meiner Blüte war.

Und ist mein Leib des Todes Raub,
Seit Jahren Moder, Asche, Staub;
Erinnern dann sich meiner doch
Nur wenig gute Menschen noch;

So bleibt dies Haar, Geliebteste!
Das einzig Unvergängliche,
Das Einzige, was unverwes't
Mein Körper hier zurücke läßt.

Wenn einst Dein Lebensstängel schwankt
Und näher zu dem Grabe wankt,
So nimm bei Deinem letzten Schritt
Auch noch den Ring am Finger mit.

Er sey ein Zeichen, daß der Tod
Vernichtung nie der Treue droht;
Denn ächter Liebe festes Band,
Das findet noch sein Vaterland.

E. A. W. v. Kyaw.

# Skolie.

Bringet Rosen! Rosen sind
Frische junge Götter!
Schaffen uns so pfeilgeschwind
Schönes Frühlingswetter,
Locken her das volle Chor
Heller Nachtigallen,
Daß empor, von Lust empor,
Herz und Busen wallen.

Bringet Reben! Reben hat
Unserm Erdenleben,
An der alten Wunder Statt,
Bachus Kunst gegeben!
Reben sind ein lichter Traum,
Reben goldne Flügel
In der Himmel weiten Raum,
Sonder Zaum und Zügel.

Bringet Lieder! Lieder muß
Phöbus selber lehren;
Will er üppigen Genuß
Seiner Schaar gewähren.
Lieder sind ein Sonnenstrahl
Von Olympus Höhen,
Daß die Menschen allzumal
Göttliches verstehen.

Windet so den muntern Tanz,
Rosen! Reben! Lieder!
Gebet schönen Jugendglanz
Unserm Leben wieder.
Ohne süße Lebenslust
Kann sich nicht das Leben,
Kann sich nicht die Menschenbrust
Zu den Sternen heben.

Keine Stunde drum versäumt,
Die die Götter spenden!
Denn des Lebens Becher schäumt
Noch in unsern Händen,
Und wir tragen ihn empor
Zu der Sterne Reigen,
Lassen unser volles Chor
In die Wolken steigen;

Denn die Götter wollens so
Freuen sich am Leben,
Gaben drum die Lieder froh,
Rosen uns und Reben.
Sandten drum die Sommernacht,
Schlossen drum die Laube,
Daß der Mensch an ihre Macht,
Ihren Segen glaube!

F. Kuhn.

## Kunſtmangel.

Soll ich ſchreibend Dich vergöttern?
Ach! es bleiben doch nur Lettern,
Ohne Leben, ohne Glühn.
Soll ich ſingen Deine Schöne?
Ach! es bleiben doch nur Töne,
Ohne Glänzen, ohne Blühn.

Soll ich malen Deine Reize?
Wenn ich auch mit Schatten geize,
Strahlt doch nie das Bild Dein Licht.
Soll ich tanzen Dein Bezeigen?
Ach, ſelbſt Grazien erreichen
Deine ſüße Anmuth nicht.

Schreiben, ſingen, malen, tanzen
Giebt das Kleinſte nicht vom Ganzen,
Das, Du Theure! biſt für mich.
Eins nur weiß ich, wie Dein Schimmer
Sich in mir geſtaltet immer;
Nur empfinden muß ich Dich!

Th. Hell.

## Poetiſche Liebſchaft.

Ich fand die ſüße Schöne
Auf veilchenvoller Flur.
„Was ſuchſt du, Holde?" — „„Töne!
Du aber?"" — „Blumen nur!"

Fort dichtend sank ich nieder
Auf weiches Felsenmoos;
Sie kam zur Buche wieder,
Voll Veilchen Korb und Schoos.

Oft sah der Schalk herüber,
Das Aug' voll Himmelsglanz.
Sie frug: „Was schreibst Du, Lieber?“ —
„„Ich dichte einen Kranz!““

Das Herz voll Liebesflammen,
Verstummt der Dichter nicht:
„Was fügst du, Kind, zusammen?“ —
„„Ich winde ein Gedicht!““

Die zärtlichste Romanze
Bracht' ich ihr knieend dar;
Sie schmückte mit dem Kranze
Süßlohnend mir das Haar.

Zu mir gebeugt die Süße —
Sollt' ich nicht mehr empfah'n?
„Kind! reih'n sich nicht auch Küße
Gleich Reim und Blumen an?“

„„So dicht' ich denn am Kranze““ —
„Du Liebe, kann es seyn,
So richte auf die Stanze
Und auf's Sonett dich ein!“

F. Kind.

# Der Männer Tischlied.

Uns fehlte neulich weiß nicht was,
Als wir beisammen saßen;
Bald wagte bei dem guten Glas
Die Freude aufzurasen,
Bald nahm den Spaß der Nachbar krumm,
Bald kam der Neid zum Zischen,
Bald zankte Politik herum,
Bald gähnten wir dazwischen.

Und heute dieser Uebel kein's
Hier unter uns zu schauen!
Ei, was die Ursach', sag' es eins!
Das sind die holden Frauen;
Denn neulich saßen wir allein;
Und fehlt ihr mildrs Necken
Und ihrer Blicke Zauberschein,
Da fehlt's an allen Ecken.

Da wird der Mann gar leicht ein Tropf
Trotz Grübeln und Geklügel;
Es wächst die Freude ihm zu Kopf,
Zerreißend alle Zügel.
Die Gunst des Glases schmeichelt bald
Die aufgeregten Sinnen,
Und führt mit feindlicher Gewalt
Wol die Vernunft von hinnen.

Allein, wo Frauen guter Art,
Wie hier, die Tafel ſchmücken,
Da darf den Frohſinn rein und zart
Kein Uebermaas erdrücken.
Ihr Necken, von der ſüßen Huld
Der Grazien umgeben,
Beleuchtet freundlich unſre Schuld,
Und hebt uns Seel' und Leben.

Hier zwiſchen Frauenwort und Glas
Gedeih'n die wahren Weiſen,
Und Neid und Politik und Haß,
Die mögen weiter reiſen.
Denn keine Gäſte finden Raum,
So keck die Stirne falten,
Wo Frauen in dem ſchönſten Traum
Der Erde feſt uns halten.

Aus ihrem Auge ſtrömt das Licht
Der Anmuth auf uns nieder,
Und was es ſonſt noch Schönes ſpricht,
Klingt uns im Herzen wieder.
Drum wer nicht mit die Frauen preißt,
Dem mögen Andre trauen;
Sie ſind der Liebe guter Geiſt,
Heil, Heil den holden Frauen!

F. Laun.

# Magister Zimpels Ehechronik. *)

## Prodromus oder Vorläufer.

Am zwanzigsten des Weinmonats im Jahr 1813 nahm ich eben die Perücke ab, um mein gewöhnliches süßes Mittagsschläfchen zu thun, als der Postbote in mein Museum trat, und mir einen Brief überbrachte.

*) Ein Gegenstück zu dessen Post- und Brautfahrt im Taschenbuche zum geselligen Vergnügen auf's Jahr 1813.

Wer den Herrn Magister aus seiner Reisegeschichte noch nicht kennt, dem diene zur Nachricht, daß er im Jahr 1811 Lust zu heirathen bekam, aber in Gimpelwalde, wo er als Schulmann lebt, keine Braut finden konnte. Er bestieg deßhalb die öffentliche Post, um sich in der Hauptstadt eine Gattin zu suchen. Ein günstiges Ungefähr gab ihm eine junge, schöne Pfarrerswittwe zur Reisegefährtin. Sie gefiel ihm, und er hatte das Glück, ihr zu gefallen. Unter Weges erfuhr er ihretwegen mancherlei Unbilden von Studenten und einem gewissen Förster Frischling, der sein Nebenbuhler war; doch aus diesen und mehrern Stürmen ging unser Magisterlein als Bräutigam hervor, und kehrte, ohne die Hauptstadt gesehen zu haben, mit seiner Geliebten nach Gimpelwalde zurück. —

Hand und Siegel waren mir fremd. Ich befah beide fünf Minuten lang, und grübelte hin und her, von wem wol die Zuschrift seyn könnte. Endlich schnitt ich den Umschlag mit der Scheere säuberlich auf, und — ward nicht klüger: denn ein Quidam, der nicht für gut fand, seinen Namen zu nennen, hatte das Sendschreiben bloß mit den Worten: „Dero ergebenster Anonymus" unterzeichnet und aus Deutschland datirt.

Der Inhalt war übrigens erfreulich. Es wurden mir über meine Brautfahrt, die ich im drei und zwanzigsten Jahrgange des Taschenbuchs zum geselligen Vergnügen erzählte, die schmeichelhaftesten Lobeserhebungen gemacht. Auch die ehrenwerthen Künstler, welche die dazu gehörigen Kupferblätter bearbeiteten, erhielten das ihnen gebührende Ruhmopfer. Am Ende lief alles auf die Bitte hinaus: ich möchte, mit der mir eigenen, mich selbst nicht schonenden Offenherzigkeit, meine Ehestandsgeschichte schreiben, und sie dem Publicum, das sie mit brennender Neugier erwarte, mittheilen.

Ich muß gestehen, daß mich bei dieser ehrenvollen Aufforderung ein angenehmer Autorkitzel stach. Stehendes Fußes entschloß ich mich, das Verlangen des Publicums zu befriedigen. Ich verpflichte mich

jedoch zu keiner ausführlichen, von einem Tage zum andern fortschreitenden Ehechronik, sondern werde nur die vorzüglichsten Begebenheiten mit flüchtiger Feder berichten, und vor allen Dingen meine Bräutigams-Fata erzählen. Es dünkt mich aber nicht nöthig, deshalb den einmal gewählten kurzen Titel zu ändern. Der Bräutigamsstand ist ja der Vorhof der Ehe.

---

I.

Der geneigte Leser — denn für ungeneigte schreibe ich nicht — erinnert sich aus meiner Brautfahrt, daß ich mich mit meiner gegenwärtigen Ehe- und Liebes-Bündnerin zu Wagen verlobte, dann im Triumph mit ihr durch Gimpelwalde fuhr, und ihr hinaus vor das Thor, durch welches sie einstweilen nach ihrem Witwensitze zurück kehrte, das Geleit gab. Das geschah am siebzehnten Mai 1811. Der Abschied von meiner Holdin war mir ein bitterer Kelch; doch die Gewißheit der nahen, trennungslosen Vereinigung bekränzte ihn mit Rosen. Freudetrunken flog ich in die Stadt zurück. Vor allen Häusern, wo gute Bekannte wohnten, schwang ich blindlings den Hut, und erfuhr nachher, daß ich hier eine Katze, dort einen Putzkopf, am dritten Orte gar nur die Fensterquasten, gegrüßt hatte.

Mit diesem Taumel kam ich in meine Studierstube. Hier lag noch der ehrliche Cicero, den ich vor meiner Brautfahrt las, auf dem Pulte. Doch weder sein herrliches Werk von den Pflichten, noch seine berühmten Reden, waren jetzt eine erquickende Nahrung für meine Seele. Ich verwies also den Herrn Consul in den Bücherschrank, und wählte dafür den leichtfertigen Liebesdichter Ovid, der mir in meiner damaligen Gemüthsstimmung ein höchst angenehmer Gesellschafter war.

Er und der Briefwechsel mit meiner Braut beschäftigten mich in allen Stunden, die ich nicht im Schulstaube zubringen mußte. Die landesherrlichen Posteinkünfte wurden durch mich ansehnlich vermehrt. Der Strom meiner Empfindungen ließ sich nicht in das enge Bett eines gewöhnlichen Briefchens einzwängen; unaufhaltsam ergoß er sich über zwei bis drei Foliobogen; die strenge Briefwage verurtheilte mich daher zu drei- und vierfachem Postgelde. Meine Braut faßte sich kürzer, und das diente zu meinem Heil: denn da mich jedes ihrer Worte in eine solche Entzückung versetzte, daß ich wie ein Rasender zwischen meinen vier Wänden herum sprang, so wäre ich unfehlbar gleich an ihrem ersten Briefe gestorben,

wenn ich mich drei oder vier Bogen hindurch in einer so angreifenden Geistesspannung befunden hätte.

Auf die Gefahr, von manchem Eismenschen ausgelacht zu werden, will ich noch eine andere kleine Schwärmerei gestehen. Ich ersuchte meine Braut, ihre Briefe nicht mit Siegellack, sondern mit Oblaten, zu siegeln. Warum that ich wol das? — Rathet einmal, ihr Verliebten! — Doch wahrscheinlich sind nicht alle meine Leser verliebt, und wer A sagt, muß auch B sagen: also bekenne ich öffentlich, daß ich mir darum Oblaten ausbat, weil sie, bei dem Gebrauch, von den Lippen meiner Auserwählten berührt wurden. Ich küßte das heilige Siegel auf und es däuchte mir, ich genösse Ambrosia.

Schicklich und nöthig war es nun auch, mit meines Liebchens ehrwürdigen Oheim, der in der Hauptstadt wohnt, schriftliche Unterhandlungen zu pflegen. Er antwortete mir für einen reichen Mann, wie er es ist, höflich genug, willigte mit gefälligen Worten in unsere Verbindung, und erklärte sich großmüthig, die Hochzeit in seinem Hause auszurichten. Doch behielt er sich vor, die Zeit zu bestimmen. „Ich habe jetzt," schrieb er, „nicht nur Einquartirung im Hause, sondern auch in den Füßen, und bevor ich diese beschwerlichen Gäste nicht los

bin, kann ich mich mit lieben Gästen nicht sorgenfrei letzen.“ — So ward also meiner Sehnsucht nach der Geliebten ein sehr ungewisses Befriedigungsziel gesteckt. Ich schloß den guten alten Herrn in mein Morgen= und Abendgebet ein, und bat den großen Arzt im Himmel, ihn bald vom Zipperlein zu erlösen.

## 2.

Doch lange, lange ward mein Gebet nicht erhört. Ich fehlte vielleicht darin, daß ich die erste Behörde, den heiligen Cyprian, überging. Er soll ein mächtiger Nothhelfer bei des Zipperleins Anfällen seyn; da ich ihn aber nicht um Beistand anrief, so ließ er es ungezähmt schalten. Es hatte sich nun einmal vorgenommen, den ganzen Sommer lang dem Oheim Gesellschaft zu leisten, und es wohnte bei ihm bis gegen das Ende des Monats August. Was ich indessen ausstand, das gäbe Stoff zu einem Buche: Zimpels Leiden betitelt. Jeder, den Cupido jemals verwundete, kann sich meine Lage denken. Sie ward durch den Zusammenstoß meines Liebesfiebers mit den Hundstagen in der That etwas bedenklich. Aber ich brauchte Vorbauungsmittel. Ich brach vor allen Dingen mit dem muthwilligen Ovid, der nur Oel ins Feuer goß, allen Umgang ab, studirte dafür

die Algebra und die chaldäische Sprache, und kasteite meinen Leib mit Fasten und Holzsägen. So erhielt ich mich bei gesundem Verstande, bis endlich gerade nach Ablauf der gefährlichen Zeit, am Tage Bartholomäi, den vier und zwanzigsten August, früh um acht Uhr, die sehnlich erwartete Botschaft aus der Residenz eintraf. „Strick ist entzwei, und ich bin frei!“ schrieb der Ohm. „Nun machen wir Hochzeit, Herr Magister! Halten Sie sich zu jeder Stunde reisefertig. Ihre Braut fährt durch Simpelwalde, und wird Sie mit aufladen. Glückliche Fahrt!“

Man sieht, daß der alte Herr seine Ausdrücke nicht vorsichtig gewählt hatte. Er war in den Kaufmannsstyl hineingerathen, und behandelte mich wie einen Ballen Waare. Ein armer Schlucker, wie ich damals war, muß viel verschlucken!

Mein Bräutigamsstaat lag schon längst in schöner Ordnung bereit. Ich packte ihn unverzüglich in den Koffer, putzte mein Zimmerchen auf, nahm von meinem hohen Vorgesetzten den benöthigten Urlaub, und holte in eigener Person vom Rathskeller eine Flasche süßen spanischen Sect, um meine Braut damit zu bewirthen. So war denn, nach des Oheims Sprechart, der Bräutigams-Ballen zur

Aufladung fertig, und erwartete die schöne Fracht-führerin.

Ich schilderte deshalb den ganzen Tag am Fenster. Gegen Abend war ich so müde, daß ich auf dem Canapee ausruhen mußte. Ich nickte sogar ein bißchen. Plötzlich weckte mich Wagengerassel. Ich sprang auf, stürzte nach dem Fenster, und zerstieß mit der Stirn eine große Glasscheibe, daß sie in unzähligen Bruchstücken auf die Straße hinab klirrte. Mehr als hundert Köpfe fuhren in der Nachbarschaft zu Thüren und Fenstern heraus. Am weitesten streckte der mir gegenüber wohnende Glasermeister sein struppiges Haupt hervor, und schrie mir zu: „So recht, Herr Magister! Der Glaser will auch leben.“ Ich ärgerte mich unaussprechlich, da besonders meine Braut nicht ankam, sondern ein von Fusel berauschter Bauer mit unsittlichem Jauchzen vorbei jagte.

Dieser Vorfall bestätigt den alten Erfahrungssatz, daß die Liebe alles verändert, was sie berührt. Ich, der vorsichtigste Mann von der Welt, der zwei und dreißig Jahre und sechs Monate alt ward, ohne daß er von den tausend thönernen Tabackspfeifen, die durch seine Hände gingen, nur eine einzige zerbrach — ich rannte jetzt, wie ein sinnloser Trunkenbold,

mit dem Kopfe durch eine Fensterscheibe! — Ja, die Liebe ist wahrlich ein Rausch, den man erst im Ehebette wieder ausschläft. —

3.

Der hungrige Glasermeister kam ungerufen herüber, erbot sich zu willigen Diensten, und lachte mich noch ins Fäustchen aus, daß ich ihm blechen mußte. Kaum war dieser Verdruß ein wenig verschmerzt, so brachte mir der Briefträger einen neuen. Meine Braut schrieb mir: sie sey jetzt mit Versilberung einer Wiese und ihres Hausgeräthes beschäftiget, und wisse nicht, wenn sie damit zu Stande kommen werde; sie könne folglich den Tag ihrer Ankunft in Simpelwalde nicht bestimmen; ich möchte jedoch in jedem Augenblicke darauf gefaßt seyn.

Eine schöne Hiobspost! Ich stand auf Nadeln, ich saß auf Kohlen, und das dauerte sieben Tage, bis zum ersten September. Da tönte früh um sechs Uhr ein Posthorn. Ich erschrak, weil ich mich noch im Raupenstande des Schlafrocks und der Nachtmütze befand. Aber ich verwandelte mich blitzschnell, und war schon, nach meinen Gedanken, eine vollkommen artige Puppe, als meine Herzensgebieterin am Hause vorfuhr. Ich eilte fröhlich hinab und hob sie aus

dem Wagen; doch indem ich ihr mit einer tiefen Verbeugung die Hand küßte, sah ich schaudernd, daß ich mit gelben Füßen, wie eine wilde Gans, vor ihr stand. Ein verdammter Streich meiner Eilfertigkeit! Ich entschuldigte mich wegen dieser unanständigen Pantoffelparade. Meine Braut lächelte hold und sagte: „Es ist ein Anzeigen, daß Sie bald unter den Pantoffel kommen werden.“

Dieser Scherz begleitete uns die Treppe hinauf. Ich fand meine Braut liebenswürdiger als jemals. Aber ihre hohe, dem Palmbaum ähnliche Gestalt veranlaßte in meinem Gemüthe einen stillen Hader mit der Natur, daß sie von der mir gebührenden Mannslänge zwei bis drei Spannen inne behielt, und diese ganz überflüssig meiner Trauten zutheilte. Die alte erfahrene Mutter hätte bedenken sollen, daß solche Ungleichheiten bei Liebenden äußerst unbequem sind. Ich kann ein Lied davon singen; ich brach beinahe darüber den Hals. Es wandelte mich nämlich ein erlaubter Gelust an, meine Braut zu küssen. Da sie aber gerade nicht saß, sondern vor dem Bücherschranke stand und meine Bibliothek besah, so lehrte mich das Augenmaß, daß ich einer Himmelsleiter bedurfte. Ich trug also unvermerkt ein Fußbänkchen herbei, stieg leise hinauf, und wollte so meine Schöne

umarmen. Doch, gedankenvoll lesend, wußte sie nicht, was um sie her krabbelte, und sah sich mit einer so lebhaften Wendung darnach um, daß ich von ihrem rechten Lilienarme einen empfindlichen Stoß bekam, und sammt meinem Fußgestelle die Länge lang rücklings zu Boden fiel. Erschrocken kam sie mir zu Hülfe, und fragte dringend, was ich auf der Hütsche gemacht habe. Es wäre mir ein Leichtes gewesen, meinem verliebten Vorhaben ein Mäntelchen umzuwerfen; aber nein, ich bekannte mit zärtlicher Schaamröthe die Wahrheit. Gerührt ließ sich meine Braut zu mir herab, und drückte mir, indem sie mich aufhob, einen Kuß auf die Lippen. Das war ein Minnesold, den ich der Wahrheit verdankte. O, belohnte sie alle ihre Bekenner mit solchen himmlischen Labsalen, so hätte sie unfehlbar mehr Freunde, als sie jetzt aufweisen kann!

4.

Meine Braut nippte nur, wie ein Vögelchen, von dem Weine, den ich ihr vorsetzte. Er schien ihr nicht sonderlich zu munden, ungeachtet ich vom edelsten Gewächs gefordert und einen baaren Reichsthaler dafür bezahlt hatte. Auch dem Zwieback — der freilich in Simpelwalde unter aller Kritik ist —

that sie wenig Ehre an. Sie zehrte noch am ersten Scheibchen, als schon die frischen Postpferde kamen, und die Reise fortging.

Die zwei nächsten Stationen, Rehfeld und Hellborn, legten wir ohne Anstoß zurück. Aber im Städtchen Münchthal, wo wir gegen Abend eintrafen, ward unser Reiseglück wetterwendisch. Der Postmeister erklärte uns, als wir Pferde forderten, kurz und rund: sein Stall sey eben leer; er könne uns nicht eher als am folgenden Morgen weiter bringen. —

„Ei! wie so?“ rief ich aus. „Ich kenne das Recht der Extraposten! Sie dürfen auf den Stationen, wo sie eintreffen, nicht länger als eine Stunde, höchstens zwei, aufgehalten werden. So verordnet das allergnädigste Post-Mandat.“

„Was Sie mir sagen!“ versetzte der Postmeister, indem er mit der größten Gelassenheit eine Prise Tabak schnupfte. „Sie verstehen ja das Post-Mandat, als wär' es das A B C! — Aber was hilft's? Wir können doch keine Pferde vor Ihren Wagen heraus buchstabiren.“

Hiermit ging er in seinen Schreibekäfich, und brummte vor sich hin: „Wenn sich doch ein solcher Kegel nicht mausig machen wollte!“

Dieser Ausfall auf meine Kleinheit ärgerte mich verdammt. „Kommen Sie, meine Wertheste!“ sprach ich laut. „Wir wollen in dieser Herberge der Unhöflichkeit und Pflichtvergessenheit unser Geld nicht verzehren.“

„Gehn Sie zum Henker!“ schnaubte der Bär in seiner Höhle, und donnerte mit der Faust an die Bretwand. Ich erschrak, und machte mich schnell mit meiner Braut aus dem Staube.

Wir eilten nach dem Gasthofe. Ein wüstes Getöse schallte uns daraus entgegen. Die Münchthaler Messe, die den folgenden Tag einfiel, hatte das Haus mit Krämern und andern Fremdlingen angefüllt. Der Wirth lächelte stolz, als ich zwei Zimmer, und in jedem ein Bett, verlangte. „Welcher Gedanke! sprach er. „Sehn Sie nicht, daß ich beinahe von Gästen erdrückt werde? — Ich kann Ihnen nur ein Kämmerchen mit einem zweimännischen Bette einräumen; und das geschieht blos aus Achtung gegen ihren schwarzen Rock und die Schönheit dieser Dame: sonst würde ich Sie auf die gemeinsame Streu in der großen Schenkstube verweisen.“

Meine Braut auf der gemeinsamen Streu! — Es war mir eine gräßliche Vorstellung! Ich fühlte

dabei die erſte leiſe Regung der Eiferſucht, und griff mit beiden Händen nach dem angebotenen Kämmerchen. Das zweimänniſche Bett trieb zwar mir und meiner Reiſegefährtin eine glühende Röthe ins Geſicht; wir mußten aber aus der Noth eine Tugend machen, und wir waren beide tugendhaft genug, daß wir uns zutrauen konnten, das Abenteuer mit unverletzter Sittlichkeit zu beſtehen.

Der Wirth geleitete uns die Treppe hinauf, und öffnete das kleine Gemach. Das erſte, was mir in demſelben ins Auge fiel, war ein großes, an der Wand hängendes Schlachtſchwert. Ich bebte davor zurück. „Fürchten Sie ſich nicht vor dieſem Sarraß!" ſagte der Wirth. „Er gehört einem Officier, der bei mir einkehrte, dann eine Land- und Jagdreiſe machte, und erſt nach acht Tagen wieder hier eintrifft." Das geſagt, ließ er uns allein.

Meine Braut warf einen ſchüchternen Blick nach dem breiten Bette; ich aber nahm mir vor, unſere Verlegenheit wegzuſcherzen. „Dieſes Schwert," hob ich an, „lies uns ein guter Geiſt hier finden. Wir wollen es brauchen, wie mancher ehrenfeſte Ritter der Vorzeit das ſeinige, wenn ihn unabänderliche Umſtände zwangen, mit der Dame ſeines Herzens ein Lager zu theilen. Er legte dann ſein

entblößtes Schwert zwischen sich und sie, und das hatte die Kraft, als wären sie durch eine Felsenmauer geschieden."

Mit diesen Worten hob ich den Degen von der Wand, und wollte vom Leder ziehen; doch mein Arm war zu kurz; ich mußte meine Freundin zu Hülfe rufen. Ich legte hierauf das nackte Schwert in die Mitte des Bettes, und sprach feierlich: „Sey du der Schutzengel und Zeuge unserer Tugend!" —

„Als Scherz mag diese Ceremonie gelten;" sagte meine Braut. „Aber als ernsthafte Anstalt wäre sie komisch; denn es versteht sich, daß wir unentkleidet ruhen, und was ist es dann anders, als säßen wir im Wagen oder auf Stühlen beisammen?"

Schweigend nickte ich ihr Beifall zu, weil eben jetzt unser Abendessen aufgetragen wurde.

5.

„Und wir erhoben die Hände zum leckerbereiteten Mahle. Aber nachdem die Begierde des Tranks und der Speise gestillt war," ging ich hinab zum Wirth, um mit ihm etwas zu besprechen.*)

---

*) Die oben mit sogenannten Gänseaugen oder Hasenöhrchen eingezäunten Worte sind ein paar dem Homer ausgezupfte Federn, die mir hier trefflich zu Paß kamen.

M. Zimpel.

Ich konnte nirgend, als in der großen, von unzählichen Tabackspfeifen durchqualmten Schenkstube bei ihm Audienz erhalten. Mit Widerwillen trat ich in den ungeheuern Rauchfang, sah des Wirths breite Gestalt mitten im Nebel stehen, und wollte ihn anreden; aber plötzlich verlor ich vor Schrecken die Sprache, als ich aus dem Getümmel, das die an drei langen Tafeln schwadronirenden Gäste machten, die rauhe Stimme meines Erzfeindes und vormaligen Nebenbuhlers, des Försters Frischling, hervorschallen hörte. Zitternd schielte ich mit einem Auge nach ihm hin. Er saß glücklicher Weise so, daß er mir den grünen Rücken zukehrte. Ich ließ mein Geschäft mit dem Wirth im Stiche, und schlich leise auf den Fußspitzen davon.

„Gott! was ist Ihnen begegnet?" rief meine Braut, als ich zurück kam. „Sie sind todtenbleich, und zittern wie Aespenlaub!"

Ich meldete ihr mit stammelnder Zunge, was mich aus der Fassung gebracht hatte.

„Nun, was geht uns Frischling an?" antwortete sie. „Wer wird sich über ein solches Nichts ängsten!"

Ich wollte gründlich aus einander setzen, was für unfertige Händel uns der grobe Gesell anspinnen

könnte; aber, nicht darauf achtend, klopfte sie mich lachend auf die Schulter, und sagte: „Lassen Sie das gut seyn, lieber Zimpel! Sie sind fromm, wie ein Lamm, aber vom Löwen haben Sie keine Ader!“

Das verschnupfte mich. „Sie sollen sehen, daß ich Muth habe!“ rief ich lebhaft, und riß das Schwert aus dem Bette. „Er mag nur kommen; ich will ihn tapfer empfangen!“

Mit dieser Heldensprache legte ich den Degen, wie ein Reiter auf seinen Posten, an die rechte Schulter, und ging mit derben Schritten an der Stubenthür auf und ab.

Meine Braut lächelte auf eine Weise, die mir nicht gefiel. „Sie erinnern mich,“ sagte sie, „an den weisen Junker Don Quixote, wie er in der Schenke, die er für eine Ritterburg ansah, Waffenwache hielt.“

Ich ließ mich von meinem Posten nicht wegspotten. Sie bat mich nun mehrmals ernst und sanft, mich durch einige Stunden Schlaf zur Fortsetzung der Reise zu stärken. Aber meine Antwort war immer: „Begeben Sie sich zur Ruhe, und rechnen Sie ganz auf meinen Schutz!“

Sie legte sich endlich, da ich von der unternommenen Schirmwache durchaus nicht abstand, züchtig auf's Bett, und schloß ihre Vergißmeinnicht-Augen.

Ich befand mich jetzt in einer unbehaglichen Einsamkeit. Dunkel und Stille herrschten um mich her. Ein mattes Lämpchen, das auf dem Tische brannte, und jeden Augenblick verlöschen wollte, war mir ein trauriges Bild der Sterblichkeit. Schauer auf Schauer liefen mir über die Haut. Doch ich stärkte meinen zagenden Geist durch allerlei philosophische Betrachtungen, die ich anstellte. So hielt ich mich eine Weile noch wacker. Aber auf Einmal polterten schwerfällige Fußtritte, wie eines Berauschten, die Treppe herauf, und Frischlings widerwärtige Stimme ließ sich deutlich vernehmen. Ich dachte nicht anders, er wollte uns überfallen. Die Unmöglichkeit, den mächtigen Nimrod zu überwältigen, sprang in die Augen; mir entsank aller Muth, und als Wahrheitsfreund muß ich bekennen, daß ich mich eiligst unter das Bett verkroch.

Der Würgengel meiner Ruhe und Herzhaftigkeit zog nun zwar bei unserer Thür vorüber, quartierte sich aber in einem Kämmerchen neben uns ein, und trieb darin viel unsittlichen Spaß mit einer Aufwärterin, die ihm herauf geleuchtet hatte. Ich muß es

ihr jedoch zum Ruhme nachsagen, daß sie seinen Liebkosungen bald entfloh. Kurz darauf hatte ich das Vergnügen, ihn schnarchen zu hören. Ich wagte mich nun behutsam aus meinem Versteck hervor, nahm leise Platz im Bette, und legte das scheidende Schwert zwischen mich und meine schlummernde Freundin.

6.

Auch mich umgaukelte schon der Gott der Träume, als ihn plötzlich ein ungestümes Klopfen an der Thür wieder verscheuchte. „Holla! machen Sie auf, Herr Magister!“ rief der Wirth, und eine andere männliche Stimme fluchte dazwischen. Der Schrecken schlug mir in die Glieder; ich konnte mich kaum aufrichten. „Was giebt's denn?“ fragte mich meine erwachende Braut. Doch, wie vom Alpe gedrückt, war ich der Sprache nicht mächtig. Sie hingegen eilte muthvoll, wie eine amazonische Männin, zur Thür hin, und entriegelte sie.

Ich hatte mich indessen, durch ihr heroisches Beispiel angefeuert, ebenfalls auf die Füße gemacht und das Schwert ergriffen, um sie im Nothfall gegen Gewalt zu schützen. In einer kühnen Stellung erwartete ich, wer nach Oeffnung der Thür erscheinen würde. Ein junger Officier stand draußen, und

wollte rasch, wie in Feindes Land, eindringen. Aber was stutzte der Fant, als er die schöne Thürhüterin erblickte! Er verbeugte sich tief, und wagte sich nicht über die Schwelle. Der Wirth nahm das Wort, und sagte: der Herr Lieutenant, der eigentlich dieses Kämmerchen bewohne, sey unvermuthet angekommen, und bitte sich ein Plätzchen bei uns aus. „Ich will nicht im geringsten lästig werden," fiel der Kriegsmann rasch und höflich ein. „Gewähren Sie mir nur Obdach und einen Stuhl; das ist mir genug."

Was wollten wir thun? Wir mußten ihn herein nöthigen. Der Wirth zog jetzt, da er die Sache so weit gebracht hatte, den Kopf aus der Schlinge, und ging davon wie die Katze vom Taubenschlage. Der Lieutenant war so freundlich als ein Ohrwürmchen, und durchbohrte meine Braut gleichsam mit den Augen. Dadurch fiel er auf der Stelle bei mir in Ungnade. Mich anzusehen, nahm er sich kaum Zeit; und als er es endlich that, bemerkte er seinen Degen in meiner Hand, weil ich vor Aergerniß vergessen hatte, das Mordeisen bei Seite zu legen.

„Wollen der Herr Magister den Lehrstand mit dem Wehrstande vertauschen?" fragte er witzelnd.

„Mit nichten, mein Herr Lieutenant!" antwortete ich ernst. „Ich will fortfahren, die Jugend zu bilden, und dadurch der heillosen, aus den ewigen Kriegen entspringenden Verwilderung des Menschengeschlechts entgegen zu kämpfen."

Verlegen, ob er diese Worte als einen Angriff auf sich selbst verstehen sollte, biß er stumm die Lippen zusammen.

„Es muß Sie aber freilich befremden, mich mit diesem Degen bewaffnet zu sehen," fuhr ich fort. „Er hing hier an der Wand, und ich griff fast mechanisch darnach, als ich unbekannte Fußtritte vor der Thüre vernahm. Gehört er vielleicht Ihnen, so hoffe ich, Sie werden ihn dadurch nicht für entehrt halten."

Er betheuerte mit vielen Complimenten das Gegentheil, und wir waren fünf Minuten lang auf hofmännische Art gute Freunde.

Nun aber fing er sein verdammtes Liebäugeln wieder an. Ich bedeckte meine Stirn mit drohenden Falten, ich zog die Augenbraunen wild auf und nieder, warf stechende Blicke um mich her, stampfte sogar ein bißchen mit dem Fuße, und beantwortete jede seiner Fragen mit einem empfindlichen Tone; aber das alles schlug nicht an. Er drängte sich,

ungeachtet ich immer mit geschickten Wendungen dazwischen trat, von Minute zu Minute näher an meine Braut, und sagte ihr die zierlichsten Schmeicheleien. Da ward es hohe Zeit, ihm einen Riegel vorzuschieben. „Herr Lieutenant," sagte ich mit Nachdruck, „Sie haben an dieses Kämmerchen ein älteres Recht als ich; ich hingegen habe auf das Herz dieser Dame ein älteres Recht als Sie! Drum behalte Jeder das Seine! Leben Sie wohl!"

Nach dieser muthigen Erklärung nahm ich schnell meinen Hut, reichte meiner Braut ihren Strickbeutel und meinen Arm, und entführte sie dem versteinerten Helden.

„Aber wo wollen wir hin?" fragte sie, als wir uns die finstere Treppe hinab griffen.

„Ueberlassen Sie sich getrost meiner Leitung!" antwortete ich, und tappte mit ihr in den Hof, wo unser Wagen stand. „Sehen Sie, das sind unsere eigenen vier Wände! Da wollen wir uns hinein begeben, und hier soll keine Schmeichelkatze versuchen, mein Mäuschen zu fangen."

„Sie haben wunderliche Einfälle, Herr Magister!" sagte sie frostig, stieg aber ohne weitern Einwand in die bewegliche Burg.

„Ich bin dießmal mit mir zufrieden," versetzte ich, indem ich neben ihr Platz nahm. „Bemerken Sie nun, Wertheste, daß ich auch Muth habe? — Ich sprach ein kräftiges Wort, ich führte eine männliche That aus. Kurz, ich bin vollkommen mit mir zufrieden."

Schweigend hielt sie ein Tuch vor die Nase. „Mein Eigenlob stinkt wol?" fragte ich scherzend. „Es riecht in der That unlieblich um uns herum," antwortete sie, und ich merkte nun selbst, daß sie Recht hatte. Die nachbarlichen Ställe fielen den Geruchsnerven äußerst beschwerlich. Wir hielten aber in diesem widrigen Dunstkreise standhaft aus, bis der Tag anbrach. Da schickte uns der Postmeister schon Pferde, was ohne Zweifel nicht so frühzeitig geschehen wäre, wenn ich ihm nicht durch meine genaue Kenntniß des Post-Mandats den Daumen auf's Auge gesetzt hätte.

Ich stürmte den Wirth aus den Federn, und berichtigte die Zeche. Dann rollten wir ohne Verzug fort, und kamen gegen Abend wohlbehalten in der Hauptstadt vor der Wohnung des Oheims an.

7.

Mit Bescheidenheit und Ehrfurcht trat ich über die Hausschwelle des reichen Mannes. Ein junges,

wohlgebildetes Frauenzimmer flog mit Jubelgeschrei die Treppe herab. Es war Mamsell Kobler, eine Verwandte des Oheims und seine Wirthschafterin, die mir schon als ein sehr lebhaftes und lustiges Wesen geschildert worden war. Stürmisch umarmte sie meine Braut, und küßte sie so lange, daß fünf bis sechs frierliche Verbeugungen, die ich indessen machte, eine ganz vergebliche Arbeit waren. Endlich bemerkte sie mich und meine Bücklinge, erwiederte sie mit einem kurzen Knicks, und walzte mit meiner Braut über die Hausflur hin. Dieser Wirbel, dem ich nicht schnell genug ausweichen konnte, drängte mich rücklings an die Treppe, die Beine gingen mir aus, und, wie man eine Hand umkehrt, saß ich auf der untersten Stufe, als ob ich etwas feil haben wollte. „O, das ist einen Thaler werth!“ rief die wilde Hummel, und lachte wie toll. Mir aber war die Sache gar nicht lächerlich, weil ich bei dieser gewaltsamen Niederlassung meine Schnupftabaksdose, ein väterliches Erbstück, zerdrückt hatte. Darüber betroffen, vergaß ich im ersten Augenblicke das Aufstehen. Der Irrwisch jagte mich empor, und trieb mich mit solcher Hast vor sich her, daß ich die Treppe mehr hinauf fiel, als ging.

Der Oheim erlaubte sich, als ein reicher Mann, die Bequemlichkeit, uns in Pantoffeln, Schlafrock und Nachtmütze, mit der brennenden Tabakspfeife im Munde, zu empfangen; und gleich nach den ersten Begrüßungen sagte er zu meiner Braut: „Du schließest eine Mißheirath, liebes Hannchen! Dein Gespons ist fast eine Elle kleiner als Du! — Doch das hat seinen Nutzen. Du kannst ihn, wenn er nicht folgen will, desto eher mit dem Pantoffel bearbeiten.“

Ich zwang mich, den gnädigen Spaß zu belächeln. Aber wunderbar kam es mir vor, daß der kugelrunde Herr Oheim über meine Gestalt spöttelte, da er doch selbst nichts weniger als ein Goliath ist.

Das Abendessen söhnte mich wieder mit ihm aus. Es war ungemein schmackhaft, und besonders trefflich der Wein. Ich trank mir ein Jesuiter-Räuschchen, und war zuletzt froh, daß ich mit Ehren zu Bett kam.

Am nächsten Morgen sagte der Onkel: „Sie danken mir's hoffentlich, Herr Magister, wenn ich Ihnen den Sprung von der Kanzel erspare. Ich hab' es auf meine Kosten ausgewirkt, daß Sie, ohne Aufgebot, zu jeder Stunde getraut werden können, und das soll, geliebt es Gott, übermorgen geschehen.“

— Freudig überrascht küßte ich ihm dankbar die Hand, und er ließ es ohne bedeutende Weigerung geschehen.

Ich war froh, daß ich mich nicht lange in der Residenz aufhalten mußte; denn es war mir ein peinlicher Ort. Meine Braut durfte nicht an's Fenster treten, so gafften gleich junge und alte Gecken, mit und ohne Brillen, zu ihr herauf, und patrullirten vor dem Hause hin und her, bis es mir durch irgend eine feine List gelang, ihnen den Gegenstand ihrer begehrlichen Aufmerksamkeit zu entziehen. Es ist eine wahre Qual, die Augenbuhlerei solcher Schmetterlinge mit anzusehen. Man möchte sich bloß darum Blindheit, als ein Glück, wünschen.

Mamsell Kobler neckte mich viel über meine Eifersucht, und tummelte mich überhaupt weidlich. Da fuhr mir einmal, als sie mir's gar zu bunt machte, das Wortspiel heraus: „Sie sollten nicht Kobler, sondern Kobold, heißen!" Patsch! hatte ich eine Ohrfeige, die Scherz seyn sollte, aber ernstlich weh that, und mich sehr verdroß. Ich liebe dergleichen Berührungen nicht wie der possierliche Dichter Scarron, der in die schönen Hände der damaligen Königinn von Frankreich so verliebt war, daß er öffent-

lich in einem Gedichte den Wunsch aussprach, Ohrfeigen von ihr zu bekommen.

Einige Stunden nach dem Empfange des Backenstreichs spielte mi: Mamsell Kobold einen verteufelten Rank. Ich befand mich mit ihr allein, und die kleine Zauberin, die wirklich schön ist, bot alles auf, sich mir angenehm zu machen. Ihrer unbequemen Lustigkeit ganz entsagend, sprach sie sanft, verständig und mit Empfindung. Wir gingen neben einander in der Stube auf und ab. Sie blieb stehen, sah mir freundlich ins Gesicht. klopfte mich auf die Schulter, und nannte mich einen lieben, guten Mann. Gerührt küßte ich ihre Hand. Sie trat mir näher, und sprach noch inniger und vertrauter als zuvor. Das Herz ward mir warm. Sie heitzte mit süßen Worten und zärtlichen Blicken immer mehr ein. Am Ende legte ich, von der reizenden Schlange verführt, meinen Arm um ihren Leib, hob mich auf die Zehen, und gab ihr einen Kuß.

„Ei, was seh' ich!" rief meine Braut, die plötzlich aus einem Nebenzimmer, mit dem Finger drohend, hervor trat. Ich erschrak, als bräche der Boden unter mir ein. Die beiden Frauenzimmer erhoben ein schallendes Gelächter, und ich errieth nun, daß es ein abgeredeter Handel war, mir eine Falle zu

stellen. „Merken Sie sich den Kuß, Herr Magister!“ sagte Mamsell Kobold. „Und da Sie nun selbst Werg am Rocken haben, so lassen Sie sich künftig ja nicht einfallen, Ihr Weibchen mit Eifersucht zu plagen!“ —

Tages darauf geschah unsere priesterliche Einsegnung, ohne alles Gepränge, im Hause des Oheims. Wir genossen Abends mit einigen Freunden ein anständiges Mahl, und begaben uns dann in die Brautkammer. Sapienti sat! —

## 8.

Von dem Herrn Oheim gesegnet und reichlich beschenkt, und von Mamsell Kobler noch beim Abschiede koboldmäßig geplagt, begab ich mich des folgenden Tages, mit meiner geliebten Gattin, auf den Weg nach unserer Heimath. Ich prallte, wie ein scheues Pferd, einen Schritt zurück, als ich den Wagen besteigen wollte. Er war inwendig mit so vielen Schachteln besetzt, daß ich keine Möglichkeit sah, ein Unterkommen darin zu finden. Aber der Kobold spornte mich hinein, gab mir einen pappenen Kasten voll Putzsachen auf den Schooß, eine lange papierne Rolle mit Hutfedern in die Hand, und rief: „Kutscher, fahr zu!“

Jetzt rollten die Schachteln, wie schwimmende Eisschollen, um meine Beine herum; ein Strohhut meiner Frau, der vom Wagenhimmel, wie eine Luftgondel, herab hing, tanzte mir auf dem Kopfe; und ich konnte das alles nicht abwehren, da ich mit der linken Hand den Putzkasten und mit der rechten den papiernen Zepter halten mußte. Ich ertrug diese ersten Ungemächlichkeiten des Ehestandes mit ruhiger Ergebung, und sah meine Frau mit der zärtlichsten Freundlichkeit an, weil mich das betäubende Wagengetöse auf dem Gassenpflaster noch hinderte, ein vernehmliches Wort zu sprechen. So bald aber vor dem Thore die Räder im Sande verstummten, erhob ich meine Stimme, und sagte: „Wie glücklich bin ich! Mich begleitet ein Engel unter mein Dach, und dieser Engel ist meine Johanna!“

„Ich bin kein Engel, aber ich bin gut!“ antwortete sie. „Du sollst an mir kein Hausteufelchen finden, wie es mancher Andere vom Altare heimführt. — Doch warum nennst Du mich nicht Hannchen? — Johanna klingt gezwungen, und erinnert an die Päpstin Johanna.“

„Deren Geschichte noch tief im Dunkel liegt;“ fiel ich ein. „Und wäre sie auch unwidersprechlich erwiesen, so könnte sie doch deinem trefflichen Namen,

der aus dem Hebräischen abstammt, und huldreich, holdselig, bedeutet, keinen Eintrag thun. Erlaube mir also, ihn unverkürzt und unverstümmelt auszusprechen."

„Recht gern!" sagte sie. „Ich wäre ja des Namens von so schöner Bedeutung nicht werth, wenn ich das nicht bewilligen wollte."

Ich freute mich im Stillen dieses ersten, hausherrlichen Sieges. Einen zweiten zu gewinnen gab es unter Weges keine Gelegenheit. Wir stimmten in allen Dingen, von welchen die Rede war, wie Schall und Wiederhall zusammen. Ueberhaupt war die ganze Reise so glücklich, daß ich schadenfrohen Lesern, die mich gern in lächerliche Verlegenheiten gerathen sehen, mit einer angenehmen Unterhaltung dieser Art vor der Hand nicht aufwarten kann. Sie mögen mir dießmal vergönnen, unbeschädiget und ungehudelt in meiner Wohnung zu Simpelwalde anzulangen. Das geschah am siebenten September 1811, Abends im Zwielicht.

In der heitersten Laune faßte ich meine Frau, als sie über die Schwelle unserer Wohnstube schreiten wollte, sanft beim Arm, und sagte: „Warte, mein Kind! Ich habe noch vorher ein Wort mit guten und bösen Geistern zu reden." — Sie sah mich mit

großen Augen an; ich aber wandte mein Gesicht ernst und starr, wie ein Geisterbeschwörer, nach der Treppe hin, und rief mit einem erschütternden Tone: „Weiche von uns, du Stifter aller häuslichen Uneinigkeit, du aus dem Büchlein Tobiä bekannter Eheteufel Asmodi!“ —

Und indem ich diesen Namen heraus donnerte, und dabei mit dem Stock aufstampfte, fuhr aus einem nahen düstern Winkel ein schwarzer Unhold mit feurigen Augen hervor, schoß bei mir vorbei und die Treppe hinab. Ich entsetzte mich darüber und mochte wol ein Zerrbild des Schreckens darstellen; denn Johanna schlug ein Gelächter auf, und jetzt erst besann ich mich, daß der fliehende Asmodi ein großer Kater war, der eigentlich nicht in meinem Hause wohnte, aber bisweilen die Jagdgerechtigkeit darin ausübte.

Ich sammelte nun meine Gedanken wieder, breitete flehend die Arme aus, und sprach mit zarter, melodischer Stimme: „Aber ihr Hausengel, Eintracht und Frohsinn, höret meinen Ruf, begleitet mich und die edle Gefährtin meines Lebens über diese Schwelle, und bestreut uns mit Blumen den Weg bis zum Grabe!“

„Guter Mann!“ sagte Johanna, und küßte mich mit nassen Augen. Arm in Arm hielten wir dann unsern Einzug, genossen einige köstliche Ueberreste des Hochzeitschmauses, die man uns in den Wagen gepackt hatte, und begaben uns hierauf zur Ruhe. Träumend wandelte ich die ganze Nacht, mit meiner Hausednigin, durch paradiesische Gefilde. Einigemal schrak ich zwar aus dem Schlaf empor, weil abenteuerliche Männergestalten mit rothen, ellenlangen Nasen aus Myrtenhecken hervor sahen, und mit Riesenarmen nach meinem Weibchen griffen; doch niemals gelang es den Giganten, die schöne Beute zu fassen, und das schien mir eine gute Vorbedeutung für mein ganzes eheliches Leben zu seyn.

9.

Am nächsten Morgen stand ich mit meiner Tabackspfeife wohlgemuth am Kaffeetische, wo Johanna saß, und mit zierlichem Anstand die Schalen füllte. Ich that im traulichen Gespräch einige rasche Züge, die einen starken Dampf verursachten. Sie fing an zu husten, und sagte: „Ihr Männer seyd doch sonderbare Menschen, daß ihr einen solchen anmuthlosen Genuß liebt! Doch giebt es auch Viele, die ihn verschmähen. Mein seliger Mann rauchte nicht. Auch Goethe sagt in einem seiner Epigramme: Rauch des

Tabacks, Wanzen, Knoblauch und noch ein Viertes, sey ihm, wie Gift und Schlange, zuwider. Noch stärker erklärt sich Lichtenberg dagegen. Er kenne, sagt er irgendwo in seinen Schriften, keinen Mann von Genie, der Taback rauche, und er möchte wissen, »ob es Lessing gethan habe.“

„Unfehlbar hat Lessing geraucht!“ fiel ich triumphirend ein. „Denn Lessing war Magister, und ich kenne keinen Magister, der nicht rauchte.“

„So wünschte ich, daß ich das Vergnügen hätte, den ersten an Dir kennen zu lernen,“ sagte sie mit schalkhaftem Lächeln.

Ich erschrak über den verwünschten Wunsch, machte jedoch gute Miene zum bösen Spiel, legte die Pfeife gelassen bei Seite, trat wieder an den Kaffeetisch, und sprach: „Hier steht der bekehrte Magister, der nicht mehr raucht.“

„Ist das wahr?“ rief Johanna, und umarmte mich mit lebhafter Freude. „Ich gestehe, daß du mir durch diese Bekehrung einen großen Gefallen thust. Der häßliche Rauch schwärzt Wände und Gardinen, dringt in die Kleiderschränke, fällt einem auf die Brust, und ist am Ende wol gar deiner Gesundheit schädlich.“

—

Ich gab ihr Recht, ging in's Schulhaus an meine Geschäfte, war aber so mißlaunig, daß ich rechts und links, wenn Unarten vorfielen, Klappse mit dem Lineal austheilte, ungeachtet ich sonst nichts weniger als ein mürrischer Schulmonarch bin.

Indessen hatte Johanna eine Reise durch ihr kleines Hausreich gemächt, und sich allerlei darin vorzunehmende Veränderungen ausgesonnen. „Lieber Zimpel" sagte sie bei Tische, „ich will dich deines Pfeifchens, das du ungern vermissen wirst, nicht berauben; ich erbitte mir aber dagegen ein anderes gefälliges Opfer. Erlaube mir, deine Studierstube in ein unentbehrliches Putz- und Visitenzimmer zu verwandeln, und begieb dich mit deinen Büchern und Musen hinab ins Parterre."

„Ach, Kind, da unten neben der Hausthüre werden mich die Musen fliehen!" sprach ich kläglich. „Sie lieben dergleichen geräuschvolle, jedem Anlauf ausgesetzte Pförtnerwohnungen nicht; und die Figuren, die dann von der Gasse herein auf meinen Schreibetisch sehen, das sind leider keine Musen!"

„Dagegen ist Rath!" sagte meine Frau. „Dieses Gaffen verbietet man durch eine grüne Jalousie."

Ich ward roth; denn ich dachte bei der grünen Jalousie an den Förster Frischling. Ueberhaupt war

mir das Wort anstößig, weil mich Mamsell Kobler so oft der Eifersüchtelei beschuldigt hatte. Dennoch mischte sich diese Leidenschaft auch hier ins Spiel, und stellte mir vor, daß die Versetzung meines Museums an die Hausthür den Vortheil habe, jeden bei meiner Frau ein- und ausgehenden Besuch, wie ein Thorschreiber, beobachten zu können. Ich entschloß mich daher ohne weitern Widerspruch, meinen bisherigen Musensitz zu räumen, und es ward gleich nach Tische damit der Anfang gemacht.

Am folgenden Tage schickten wir, nach großstädtischer Sitte, stumme Boten, nämlich Karten, in der Stadt umher, um den angesehensten Personen des Orts unsere glücklich vollzogene Verbindung zu melden.

Der Onkel, ein gastfreier und prachtliebender Mann, hatte uns befohlen, eine glänzende Nachhochzeit in Gimpelwalde auszurichten, und uns eine hinreichende Summe dazu geschenkt. Wir mußten daher Anstalten zu dem Feste machen, und mietheten vor allen Dingen den großen Saal im Gasthofe: denn obgleich der geduldigen Schaafe viel in einen Stall gehen, und sich unter den von uns einzuladenden Hochzeitgästen viel Schäfchen befanden, so war doch unsere Wohnung für sie zu klein.

„Aber ich bitte dich, Freund Zimpel," sagte meine Frau, „nimm dich ja bei diesem Schmause zusammen! Du wurdest, nach deinem eigenen Geständnisse, beim Jubelfeste des Pfarrers ausgelacht, weil du so unglückliche Verbeugungen machtest, daß du dabei den Amtmann auf den Fuß tratst, und einigen andern Herren rücklings Stöße versetztest. Drum ist mir vor ähnlichen Auftritten bange. Oder hast du vielleicht seit jener Zeit einen Tanzmeister angenommen, und kunstmäßige Complimente gelernt?"

Ich mußte das leider verneinen.

„So komm her, ich will dein Tanzmeister seyn!" sagte Johanna, und nahm mich so ernstlich in die Schule, daß mir der Schweiß von der Stirne rann.

Es ist doch eine lächerliche Gewohnheit, sich vor einander zu krümmen. Lernten es die Menschen vielleicht Anfangs von den Bäumen, die sich vor dem Winde demüthigen? — Wir aber beugen uns täglich vor unsers Gleichen, die zwar oft windig genug sind, doch nichts weniger als des Sturmes Gewalt haben. Und diese Bücklinge müssen noch überdieß recht künstlich und zierlich gemacht werden, sonst lacht ein Affe den andern aus. — O, wie manches unnöthige Joch hat sich der Mensch aufgelegt! —

10:

Wir hatten dem Oheim den Tag unserer Nachhochzeit gemeldet und ihn dazu eingeladen: er beehrte uns aber bloß mit einer Gesandtschaft, in der Person der Demoiselle Pauline Kobler, die am Vorabend des Festes, mit allen ihren Ränken und Schwänken, eintraf. —

Ich machte bei diesem Gastgebote die Bemerkung, daß der Ausspruch eines Dichters: „Was Fliegen lockt, das lockt auch Freunde her!“ ein sehr wahres Wort ist. Der Herr Amtmann, der Herr Burgemeister, der Herr Stadtrichter — kurz, Alle, die ich bei dem Jubelfeste durch Fußtritte und Stöße beleidiget hatte, setzten ihren Groll bei Seite, und stellten sich zum Zuckernaschen ein. Des Stadtrichters Figur fand die muthwillige Pauline höchst komisch. Der alte Junggesell ist, bei einer ansehnlichen Länge, so hager und dürre, daß man ihn nicht gern in der Sonne stehen oder einem Lichte zu nahe kommen sieht; man fürchtet, er möchte in Brand gerathen. Dabei zeigt er sich immer in einer so gespannten Stellung, daß sein Rücken einen nach innen zu geschweiften halben Mond bildet, und sein langer steifer Zopf senk- und lothrecht von dem rückwärts über-

gebogenen Kopfe herabhängt. Die äußerſte Spitze dieſes Perpendikels pflegt der Herr Stadtrichter, wenn er in Parade ſteht, mit dem Daumen und Zeigefinger der linken Hand ſo nett zu umfaſſen, daß ſich dieſe beiden Finger zu einem Ringe geſtalten, und mit ihren zierlich ausgeſtreckten drei Brüdern eine liebliche Gruppe darſtellen.

Das alles fand Pauline ſehr ſchnurrig, und erſah ſich den drolligen Mann zum Ziel ihrer Schalkheiten. Sie ſtellte ſich, als hätte ſeine Perſon angenehme Empfindungen bei ihr erweckt. Da war er flugs mit ſeiner veralteten und eingeroſteten Galanterie bei der Hand. Er blinzelte aber immer nur mit Einem Auge nach Paulinen; das andere heftete ſich auf meine Frau, die dem lüſternen Hageſtolz noch beſſer, wenigſtens eben ſo gut, als das Mädchen, zugefallen ſchien. Er befand ſich in der Lage jenes Eſeleins, das lange, mit gewaltigem Hunger, zwiſchen zwei ſchönen Heubündeln ſtand, ohne ſich entſchließen zu können, von welchem es zulangen wollte.

Das anhaltende Schielen nach meiner Frau beunruhigte mich; ich reizte daher, wie zum Scherz, Paulinen an, den alten Lüſtling noch tiefer in ihr Netz zu locken. Sie brachte ihn auch ſo weit, daß

er, etwas benebelt, vor ihr auf die Knie fiel. Als sich aber die lachende Gesellschaft zu diesem Schauspiele drängte, und er meiner Frau unter dem Häufslein ansichtig ward, sprang er auf, that auch ihr einen Fußfall, und sagte: „Ich bringe hiermit der zweiten Göttin meine Huldigung dar. Wenn ich aber, wie weiland Prinz Paris, der Schönsten einen goldenen Apfel darzubieten hätte: ich könnte ihn Keiner ganz zuwenden, ich müßte ihn theilen.“

Da hatten wir nun das Eselein zwischen den Heubündeln wieder! Und diese Rolle spielte der steife Galan bis an's Ende des Festes. Da ergriff er meine Hand, schüttelte sie, und sprach: „Gute Nacht, werther Freund! Ich werde Sie künftig recht oft besuchen.“ — Diese Drohung fuhr mir durch alle Glieder. Ich konnte vor Schrecken nichts als eine stumme Verbeugung dagegen aufbringen.

## II.

Er hielt Wort, der Herr Stadtrichter! Schon am nächsten Abend erschien er, und trieb sein süßliches Getändel wie Tages zuvor. Pauline war fort; der neue Paris befand sich daher in keiner Verlegenheit mehr, wem er den Preis der Schönheit zuerkennen sollte. „Simpel, was ärgerst du dich?“

sprach ich in Gedanken: „Johanna ist treu; wenigstens wird es diesem eingedorrten Graukopf nicht gelingen, sie zu verführen.“ Doch diese Vorstellung beruhigte mich nicht. Meine Galle regte sich bei jeder zärtlichen Grimasse des Süßlings.

Drei Monate lang verdarb er mir einen Abend um den andern. Aber mit diesen häufigen Besuchen war er noch nicht zufrieden. Er stiftete heimlich an, daß er bald da, bald dort mit meiner Frau zu Gevatter gebeten wurde, und beschenkte sie bei jeder solchen Feierlichkeit mit Bändern, Handschuhen, Blumensträußen und andern Schnurrpfeifereien. Ich hätte manchmal gern den Küster die Treppe hinunter geworfen, wenn er mit einem Gevatterbriefe angestiegen kam, seinen weitschweifigen Sermon hielt, und dabei ein Gesicht machte, als ob er uns die köstlichste Bescherung brächte. Mein Aergerniß verdoppelte der Umstand, daß dergleichen Solennitäten sehr kostspielig waren: denn in Simpelwalde ist es nicht Sitte, das Pathengeld zu verbitten.

Noch mit mehrern verliebten Ränken, die ich mit Stillschweigen übergehe, war der Herr Stadtrichter geschäftig, sich an mein Weibchen zu ketten. Allein

der Krug geht, wie man spricht, so lange zu Wasser, bis er bricht.

Im Januar 1812 stellte mein Plagegeist eine Schlittenfahrt an, und erbat sich die Ehre, meine Gattin auf dem Rennschlitten zu fahren. Ich merkte gleich, daß sein Absehen auf das Schlittenrecht eines Kusses gerichtet war: ich wieß ihn deshalb unter dem Vorwande, daß ich ihm einige Geschicklichkeit im Umwerfen zutraue, mit seinem Gesuche rund ab. Da er jedoch Zeugen aufstellte, daß er ein erfahrener Pferdelenker sey, und sich einige bedeutende Personen für ihn verwandten, so mußte ich die Sache geschehen lassen, und mich selbst in einen großen Familienschlitten einmiethen, um auf den Cicisbeo meiner Frau ein wachsames Auge zu haben. Ich bat und bestach unsern Fuhrmann, immer so nahe als möglich hinter ihm her zu fahren. Er ritt, in eine Wildschur gehüllt, auf der Pritsche des Rennschlittens und machte sich mit den beiden Lenkseilen, zwischen welchen Johanna, wie gefangen, saß, nicht hinter ihr, sondern vor ihr, so viel zu schaffen, daß mir oft, ungeachtet es grimmig kalt war, brühsiedend heiß dabei wurde. Ich sprang mehrmals auf, und rief durch ein starkes Husten seine verdächtigen Hände zur Ordnung.

Wir fuhren anderthalb Meilen weit an einen öffentlichen Ort, wo wir ein stattliches Mittagsmahl hielten. Es ward weidlich gebechert. Der argliſtige Stadtrichter ſetzte mir ſcharf zu; er wollte meine Wachſamkeit einſchläfern. Ich kann aber im Nothfall einen guten Stiefel trinken, ohne berauſcht zu werden; und ſo behielt ich auch jetzt meine Argusaugen hell offen.

Die Rückfahrt verzog ſich bis tief in die Nacht, und geſchah mit ſolcher Unordnung, daß ich von dem Schlitten des Stadtrichters, der ſich befliß, der Letzte in der Reihe zu ſeyn, weit getrennt wurde. Ich überſchrie Schellengeläut und Peitſchenknall: ich wollte die alte Ordnung wieder hergeſtellt haben. Meine Schlittengenoſſen, die nicht wußten, warum ich ſo lärmte, lachten mich aus; und mit Hurrah und Halloh ging's fort, wie das wüthende Heer, bis in unſer Städtchen hinein.

Dem Schlitten entſprungen, lief ich über Hals und Kopf zur Thür' meines Wohnhauſes, um dem Stadtrichter, wo möglich, das Schlittenrecht zu Waſſer zu machen. Eben kam auch meine Frau in vollem Trabe gefahren. Der Vorreiter führte, wie

bei der Hinfahrt, das Pferd am Leitzaume; aber hinten bei der Pritsche regte sich niemand. Ich beleuchtete die todte Gegend mit einer Laterne; und siehe, da fehlte nicht nur der Herr Stadtrichter, sondern auch die Pritsche. Wir erstaunten. Meine Frau wußte kein Wort davon, wenn und wie er abhanden gekommen war.

In der Frühe des folgenden Tages kam er hinkend zu uns. „Ei, wo waren Sie gestern geblieben?“ sagte Johanna. „Wir wunderten uns unaussprechlich, als wir hier ankamen, und Sie uns mangelten.“

„Erst hier haben Sie mich vermißt?“ — fragte er betroffen. „Das ist überaus schmeichelhaft für mich!“ — setzte er mit einem höhnischen Tone hinzu. „Die morsche, wurmstichige Pritsche brach unter mir, als wir kaum fünfhundert Schritte gefahren waren. Halt! halt! schrie ich aus dem Schnee empor. Niemand hörte mich, oder — wollte mich hören. Ich raffte mich auf, ich lief so schnell, als es die schwere Last meiner Wildschur und die unbehülflichen Pelzstiefeln erlaubten; allein es war nicht möglich, die fliegenden Schlitten einzuholen, und mein Geschrei verschlang der Wind. So mußt' ich in meiner höchst unbequemen Wanderkleidung,

und mit den Bruchstücken der Pritsche belastet, den langen Weg zu Fuße machen. Bedenken Sie die entsetzliche Strapaze! Ich brachte die ganze Nacht damit zu, und ging mich lahm, wie Sie sehen. Aber mehr als alles schmerzt mich's, daß die Frau Magisterin ihren Verehrer gar nicht vermißt haben. Das ist ein trauriges Kennzeichen meiner Entbehrlichkeit, und so hab' ich denn die Ehre, mich zu empfehlen." —

Er humpelte fort, ohne meine Frau, die sich entschuldigen wollte, anzuhören. Ich lachte in's Fäustchen. „Was für ein Wesen trieb der Mann nicht mit seinen Lenkseilen!" sagte ich zu Johannen. „Und dennoch ging ohne ihn die Rückfahrt glücklich von Statten. So giebt sich mancher große Herr das Ansehen, als ob er allein vom hohen Sessel herab den Wagen des Staats lenkte: aber er hat nur, wie unser Stadtrichter, die Lenkseile zum Schein in der Hand, und seine Vorreiter, die Subalternen, thun das Beste."

## 12.

Seit diesem Pritschen- und Freundschaftsbruche ließ sich der schmollende Stadtrichter nicht wieder bei uns sehen. Ich genoß einige Wochen lang einer

behaglichen Gemüthsruhe. Doch auf diese Meeres-Stille folgte ein heftiger Sturm.

Ungefähr in der Mitte des Monats März 1812 entdeckte ich, daß Johanna heimlich Briefe schrieb und Briefe empfing. Ich bat sie, mir ihren Correspondenten zu nennen. Sie weigerte sich mit unbiegsamer Beharrlichkeit, und nahm dabei in ihrem ganzen Betragen ein gewisses räthselhaftes, mir äußerst bedenkliches Wesen an. Ich machte Susannen, unsere alte Magd, zu meiner Vertrauten, bestellte sie zur geheimen Aufseherin meines ehelichen Harems, und befahl ihr, jeden verdächtigen Vorgang mir schleunig zu melden.

In der dritten Nachmittagsstunde des ersten Aprils ließ ich eben meine Schüler das Verbum Amare (zu deutsch: Lieben) conjugiren, als Susanne plötzlich die Thür der Schulstube aufriß, mir winkte, und mir draußen ins Ohr keuchte: „Ach, Herr Magister! — erschrecken Sie nicht! — Madame ist fort — ist entführt — ein junger Herr kam gefahren — sie sprang zu ihm in den Wagen, und, was die Pferde laufen konnten, ging's zum Mühlthor hinaus.“ —

Ich erschrak über alle Maßen, war aber stehendes Fußes entschlossen, der Entflohenen nachzusetzen. Meine Schüler stoben, durch einen Wink entlassen, aus einander. Ich lief zu einem Kaufmann, der mir oft sein Reitpferd zu einem Spazierritt angeboten hatte: ich bat ihn, es mit möglichster Geschwindigkeit satteln zu lassen. Er starrte mich an, und sagte: „Wollen denn der Herr Magister heute, bei Sturm und Regen, spazieren reiten?“ — Ich schützte vor: mein Körper bedürfe sonder Aufschub einer tüchtigen Bewegung. „Nun, es ist mir recht lieb, wenn Sie das Pferd ausreiten;“ sprach er. „Mein Hausknecht sollt' es thun; aber das Wetter war ihm zu schlecht.“

Ich rannte nach Hause, und stürzte mich in ein Paar große steife Stiefeln, die noch von meinen akademischen Jahren herstammten. Sie erinnerten mich an meinen ersten, als Student, unternommenen Ritt, der so unglücklich ablief, daß ich seitdem keinen zweiten versuchte. Ich beslieg damals ein altes, gesetztes Miethpferd, um nach einem Dorfe zu reiten, wo die Musensöhne fleißig die Hippokrene des Wirthshauses tranken. Aber, den rechten Weg verfehlend, kam ich an einen Bach, über welchen ein schmaler

Steg nur Fußgänger führte. Ich muthete meinem Fußgänger zu, mich hinüber zu tragen. Verständiger als ich, fand er die Sache nicht thunlich, und nahm Anstand. Ich, ein junger, wilder Bursche, drohte mit Sporen und Peitsche. Er, durch den langen Umgang mit Studenten an Gehorsam gewöhnt, betrat furchtsam den Steg; wir erreichten glücklich die Mitte; jetzt aber glitt er rechts und links mit allen vieren aus, und fiel so wunderbar, daß er auf den Steg zu reiten kam. Da saß er, wie todt. Ich glich einer Statüe zu Pferde, und erhob ein Zetergeschrei, das einige Bauern von den nahen Feldern herzu rief. Sie rathschlagten gemächlich, wie mir zu helfen sey. Dann gingen sie fort, um Leitern und Seile zu holen. Ich schwebte eine Stunde lang zwischen Leben und Tod. Am Ende ward ich zwar, sammt dem Rößlein, ohne Beschädigung an's feste Land bugsirt, mußte jedoch während der Arbeit manche beißende Spötterei über tollkühne Studentenstreiche anhören, und mit meiner ganzen bei mir habenden Baarschaft die Rettung bezahlen.

Meine Stiefeln waren mir also ein ernstes Memento mori, und die Haut schauerte mir, als des Kaufmanns Gaul den gesattelten Hausknecht vor

mein Haus brachte. Ich wollte vor Angst an der rechten Seite aufsteigen. „Umgekehrt wird ein Schuh d'raus!" sagte der Hausknecht, und wies mich auf die linke. Mühsam kletterte ich in den Sattel. Bedächtig, wie eine fromme Kuh, setzte sich das Pferd in Gang. Dennoch ward mir so schwindelig, als säße ich auf der Spitze eines Thurmes, und er begönne zu wandeln. Doch kam ich ich wohlbehalten vor's Mühlthor.

Hier aber leuchtete mir ein, daß ich, wenn ich so fortschneckte, den Entführungswagen nimmer einholen würde. Ich setzte mich daher so fest als möglich, faßte mit beiden Händen den tröstlichen Anker der schlechten Reiter, den Sattelknopf, und gab meinem Gaul zu verstehen, daß Eile vonnöthen sey. Da griff er rasch aus, und schnaubte durch Sturm und Regen dahin. Ich verlor die Steigbügel, und befahl Gott meine Seele. Das Knäblein eines ehrsamen Bürgers, der mir begegnete, erschrak dermaßen über meinen wilden Ritt, daß es sich furchtsam hinter seinen Vater verkroch. Er grüßte mich mit Abnehmung des Hutes; aber meine Hände waren so fest in den Sattelknopf eingewachsen daß ich diese Höflichkeit nicht erwiedern konnte

Ich überließ es der Vorsehung, mein Pferd auf den rechten Weg zu lenken. Nach einer halben Viertelstunde sah ich in der Ferne eine Kutsche. Doch eben jetzt war mein Renner des Laufens überdrüßig, und fiel in einen bequemen Bierwagenschritt, aus welchem er sich auf keine Weise bringen ließ. Da kam mir ein Bekannter entgegen, und rief mir zu: „Ist's möglich? Sie reiten spazieren? — Es ist ja ein Wetter, daß man keinen Hund gern vor die Thür jagt! Darum wundert' ich mich schon, daß ich in der Kutsche, die dort fährt, Ihre Frau Liebste mit einem schönen jungen Herrchen erblickte."

Ein Dolchstich, und doch erwünscht! Ich hatte die Flüchtlinge vor Augen; sie konnten mir nicht entrinnen. Es beugte sich, indem ich mit dem Manne sprach, ein Kopf aus dem Wagen heraus, und schaute nach mir her. Gleich darauf verließ der Wagen seine Straße, machte einen weiten Bogen, und schlug einen Weg ein, der durch's sogenannte Gänsethor in die Stadt zurückführt. „Aha!" sprach ich zu mir: „Sie sehen, daß du sie zu Pferde verfolgst, sie geben alle Hoffnung auf, zu entwischen. Nun, laß sie nur ruhig fahren! Einem Feinde, der sich zurück zieht, muß man goldene Brücken bauen." —

Ich ritt ihnen also sachte nach, überlegte hin und her, wie ich mich, als beleidigter Ehegatte, benehmen wolle, und ward mit mir einig, meine Hände zwar nicht mit Blut zu beflecken, aber andere strenge Maßregeln zu nehmen.

Mit diesen christlichen Gedanken passirte ich durch's Gänsethor. Da fiel ein ungezogener Hund mein Pferd an; es ging bis an's Haus seines Herrn mit mir durch, und ward dort stätig. Der Kaufmann sprang mit einer Heyzpeitsche aus dem Laden heraus, um es von dannen zu treiben. Ich bat ihn aber um Gotteswillen, mich absteigen zu lassen. Er half mir freundschaftlich herab. Ich hatte mich bocksteif geritten, und taumelte in meinen schweren Courtierstiefeln, wie ein Betrunkener, nach Hause.

In der Thür stand Susanne. „Die Ausreißer sind wieder da, sind oben in der Visitenstube!“ sagte sie leise. Ich schlich die Treppe hinauf, spähte durch's Schlüsselloch, und mit Entsetzen sah ich mein Täubchen, in den Armen eines blutjungen Fäntleins, auf dem Sofa sitzen. Da drückte ich den Hut tief in die Augen, riß die Stubenthür auf, stürzte mit grimmigem Gesicht und erhobener Reitpeitsche hinein, und fuhr den Burschen an: „Wer sind Sie? Was machen Sie hier?“ —

Er stand gelassen auf, verbeugte sich, und sagte sehr ernsthaft: „Ich wollte Ihnen gehorsamst melden, daß wir heute den ersten April haben.“

Stutzend sah ich ihn scharf an, und — erkannte Pauliuen.

Unter Gelächter und Händeklatschen erfuhr ich nun, daß die losen Weiblein die Posse mit einander gekartet hatten, um mich einmal mit meiner Eifersucht recht anlaufen zu lassen.

## 13.

Der Sommer verstrich mir ohne bedeutende Vorfälle. Die Herren in Simpelwalde wußten, daß ich, als Ehemann, keinen Scherz verstand, und hütheten sich daher, mir ins Gehäge zu kommen. Aber der Stadtrichter konnte seinen unbemerkten und unbeklagten Sturz vom Schlittenthrone nicht verwinden. Rachgierig verschob er von Zeit zu Zeit die Auszahlung kleiner Geldposten, die ich durch seine Hand aus der Kämmerei zu empfangen hatte. Er wollte vielleicht die Festung, die sich nicht freiwillig ergab, durch Hunger bezwingen; sie hatte jedoch mehr Lebensmittel, als der Belagerer.

Im October 1812 schenkte mir meine Frau ein Pfand der Liebe, einen muntern Jungen, den sogleich Alle, die ihn sahen, für das vollkommenste Abbild meines Ichs erklärten. Die Wöchnerin brachte mancherlei wunderliche, theils englische, theils altdeutsche Namen für den Täufling in Vorschlag; ich aber, der jede sclavische Nachäffung neuer Moden nicht leiden kann, sagte kurz und fest: „Er soll Theodor heißen!“ Und so heißt er.

Johanna's Schönheit verblühte ein wenig im Wochenbette, und erhielt auch nachher ihren vorigen frischen Glanz nicht wieder. Mancher leise Seufzer ward darüber vor dem Spiegel verhaucht; ich aber betrachtete diesen Verlust als Gewinn: denn je schöner die Kirschen am Baume leuchten, desto lüsterner sind die unzüchtigen Spatze darnach.

Im Frühjahr 1813 berührte das von Norden nach Süden ziehende Kriegswetter auch unsere Gegend, und ich ward, wie jeder andere, zum Landsturm aufgefordert. Ich bin nicht zum Helden geboren; der Ruf zu den Waffen war mir daher ein Donnerschlag. Da jedoch sogar Geistliche die kanonischen Bücher der heiligen Schrift bei Seite legten, und sich den Kanonen entgegen stellen wollten,

so konnte ich armes Schulmeisterlein keine Befreiung verlangen. Ich erschien demnach mit einer Lanze, die dreimal länger war, als ich selbst, auf dem Sammelplatze der Landstürmer. Doch wäre ich gern auf der Stelle desertirt, da der Herr Stadtrichter als Exercitienmeister auftrat. Er hudelte mich nicht wenig; keinen Schritt, keine Wendung machte ich ihm recht; er ließ mich sogar, wegen meiner vorgeblichen Ungeschicklichkeit, noch eine gute halbe Stunde ganz allein exerciren, als schon meine sämmtlichen Cameraden nach Hause gegangen waren. Dieses Märterthum, in welches mich die Schönheit und Treue meiner Gattin versetzte, dauerte jedoch nur einige Tage. Dann sprach der einsichtsvolle Fürst alle Prediger und Schullehrer vom Landsturm-Dienste frei, und der gestrenge Herr Exercitienmeister verlor die schöne Gelegenheit, sein Müthchen an mir zu kühlen.

Doch bald nachher gewann er neue Macht und Gewalt, mich auf andere Weise den Stachel seines Zornes fühlen zu lassen. Der Magistrat übertrug ihm das Amt, die fremden Kriegsvölker, deren Zug durch unsere Stadt begann, mit Quartieren zu versorgen; und kaum trabten die ersten Kosaken zum Thore herein, so erschien einer zu Roß vor meiner

Wohnung, und überreichte mir ein auf mich ausgefertigtes Quartierbillet. Der Stadtrichter hatte seinen Namen mit so freien und muthigen Zügen unterzeichnet, daß man die Seelenfreude, die er dabei empfunden hatte, recht deutlich daraus erkannte.

Ich zitterte und erblaßte bei der Ankunft des langbärtigen Gastes, ungeachtet er mir gutmüthig die Hand bot, um mich zu beruhigen. Er führte sein Pferd ins Haus. Ich versuchte stammelnd, ihm in deutscher, lateinischer, griechischer, hebräischer und sogar chaldäischer Sprache begreiflich zu machen, daß ich keinen Stall hätte. Er verstand mich nicht; er ging seines Weges fort in den Hof, dessen engen Raum ein Hahn mit sieben Weibern bewohnte, die insgesammt schüchtern über die Mauer flogen, als der furchtbare Fremdling ihr Gebiet betrat. Ueberzeugt, daß er dort sein Pferd nicht unter Dach bringen konnte, kam er zurück. Ich beklagte durch Geberden, daß es mir nicht möglich sey, ihm die nöthige Bequemlichkeit zu verschaffen. Mit listigen Augen übersah er die Hausflur, bemerkte die Thür meiner Studierstube, und klinkte sie auf. Ich ließ das ruhig geschehen, weil ich hoffte, die darin aufgestellten Bücher würden ihn von selbst belehren, daß er keinen

Stall vor ſich habe. Er aber hatte kaum einen flüchtigen Blick in mein Muſeum gethan, ſo nickte er zufrieden mit dem Kopfe, und zog das Pferd hinein.

„O, welche Entheiligung!“ rief ich, und zerwühlte vor Schmerz mit beiden Händen meine Perücke.

Der Koſak war in der Stube ſogleich zu Hauſe. Er legte die Lanze aus der Hand, und ſchnallte das Gepäck hinter dem Sattel los. Dann gab er mir einen klaren Beweis, daß ſich ſolche Männer in Verlegenheiten zu helfen wiſſen. Er ſchuf in zwei Minuten meinen Schreibetiſch zu einer Krippe für ſein Pferd um. Die darauf liegenden Bücher und Schriften warf er herunter, zog aus dem Regal einige Folianten, umbaute damit, wie mit einer Wand, die Fläche des Schreibetiſches, und überſchüttete den innern Raum mit Hafer, den ſein Klepper ſofort in Beſchlag nahm, und mit herrlichem Appetit verzehrte. Ich ſah mit Verzweifelung zu, und ſeufzte: „O Krieg! o Krieg!“

Es war eben Mittag. Meine Frau ſah ſich genöthiget, die für uns zubereitete Speiſe dem Ruſſen anzurichten. Sie trat mit der Schüſſel in die

Stube. Er ſchmunzelte ſie an, und wollte ihr die Wangen ſtreicheln. Da faßte ich mir aber ein Herz, lenkte ſeine Hand hinweg, und bedeutete ihn pantomimiſch, daß dergleichen Gemächlichkeiten nicht zu den Befugniſſen der Einquartierung gehörten. Lächelnd nahm er Lehre an, ſetzte ſich betend zu Tiſche, und genoß die reichliche Mahlzeit, ohne etwas davon übrig zu laſſen oder mehr zu verlangen.

Wir wußten nicht, wie lange wir die Ehre haben würden, ihn bei uns zu ſehen. Ich wünſchte wenigſtens, ihn zur Räumung meines Studierzimmers zu bewegen. Doch indem ich hin und her ſann, eine ſchickliche Auskunft zu finden, packte er ſchon wieder auf, und rüſtete ſich zum Abzuge. Vergnügt rief ich meiner Frau. Sie kam mit dem kleinen Theodor auf dem Arme, die Treppe herab. Der Ruſſe freute ſich des Kindes, und ſtreckte die Arme nach ihm aus. Aber ſchreiend ſchmiegte ſich das Knäblein an den Buſen der Mutter. Der gute Koſak wies auf ſeinen langen Bart; er wollte damit andeuten, daß ſich das Kind davor ſcheue. Dann drückte er uns die Hand, ſprach mit freundlichem Geſicht einige Worte, ſchwang ſich auf ſein Roß, und ritt von dannen.

So ging also die furchtbare Erscheinung schneller und glücklicher vorüber, als der Herr Quartiermeister wahrscheinlich erwartet hatte. Er behielt mich auch nachher, bei jedem Durchzuge fremder Truppen, in hämischem Andenken. Aber es gelang ihm nie wieder, mich zu erschrecken und in Verlegenheit zu setzen, indem ein gefälliger Nachbar gegen eine sehr mäßige Vergütung die Mühe übernahm, die mir zugewiesenen Kriegsgäste zu beherbergen und zu verpflegen.

## 14.

Mancher Leser wird sich wundern, daß ich öffentlich den Muth habe, mich so deutsch von der Leber weg über einen gewaltigen Mann zu beklagen. Solche Freimüthigkeit wird oft hart geahndet, kostet bisweilen wol gar den Hals; doch mir kann sie keine Gefahr bringen: denn ehe meine häusliche Chronik unter die Presse kommt, bin ich aus der Presse des Herrn Stadtrichters heraus. Der Oheim meiner Johanna befreite mich aus den Händen des Drängers; nur leider auf eine traurige Art — durch seinen Tod. Sanft verschied er im Christmonat 1813, und setzte

Johannen zur Erbin ein. Die Krone der Verlassenschaft ist ein schönes Landgut, von dessen Einkünften wir genügsamen Leute sehr anständig leben können. Ich bin daher entschlossen, mein mühseliges Schulamt niederzulegen, und als freier Mann des Lebens zu genießen.

Meine Frau hatte Lust und Verlangen, unsere Renten in der Hauptstadt zu verzehren; ich aber befand es für nöthig, ihr diesen Gedanken aus dem Sinne zu reden. Sie ist in der That für jenen gefährlichen Ort noch zu schön: sie würde überall und immerdar von frechen Buhlern umlagert werden, und ich hätte keine ruhige Stunde. Aus diesem Grunde haben wir uns vereiniget, im nächsten Frühling unser Gut zu beziehen, und dort ein so stilles und eingezogenes Leben zu führen, daß nichts, gar nichts davon zu erzählen seyn soll. Nur ein neuer Theokrit oder Geßner wird in unserm ländlichen Paradiese reichen Stoff zu Idyllen finden.

---

Mit der zierlichsten Verbeugung, die ich von meiner Tanzmeisterin lernte, empfehle ich mich nun

dem geneigten Leſer, und mit einer noch tiefern und ehrerbietigern den Herren Kunſtrichtern, die ich bei dieſer Gelegenheit dienſtlich erſuche, meinen flüchtigen Aufſatz nicht, wie eine ſchulgerechte Erzälung, zu muſtern, ſondern ihn, nach Maasgabe des Titels, als eine Chronik, die ſich etwas mehr Bequemlichkeit und Ungebundenheit erlauben darf, gelten zu laſſen. — Valete, amici!

A. F. C. Langbein.

---

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

# Charaden und Räthsel.

## I.

## Der Pater und die Nonne.

Logogryph.

P. Du stockst?

N. Herr Pater, darf die Sünd'rin Lösung hoffen?

P. Des Himmels Gnadenthür' steht wahrer Reu' stets offen!

N. Wolan, so wag' ich's denn: Es ruht an meiner Brust,
Selbst der hochwürd'gen Frau — o schont mein! — unbewußt,
Ein —

P. Selbst der Domina? Was werd' ich hören müssen?

N. Ja, darum drückt's auch so das zagende Gewissen!
Ein — o vergebt es mir! — ein theures Liebespfand —

P. Ein Pfand? ein Liebespfand?

N. Von lieber, treuer Hand
Mir mit verstohlnem Gruß durch's Gitter zugeschoben —

P. O wär' die Hand verdorrt, zum Frevel aufgehoben,

Die Hand, die räuberisch das Heiligthum entweiht,
Die — o verruchte That! —

M. Hochwürdiger, verzeiht!
Ich kann bei diesem Zorn wahrhaftig es nicht wagen,
Das centnerschwere Wort auf einmal Euch zu sagen,
So schuldlos mich's auch dünkt; drum, nehmt der Zeichen drei,
Und, o gewiß, Ihr seht nichts Sündliches dabei!
Ein jeder hegt den Wunsch dazu von allem Uebel,
Es gilt sogar vom Schluß der Psalmen und der Bibel,
Und, wenn der Fromme stirbt, die Welt in Flammen steht,
Bezeichnet dieses Wort, daß es zu Ende geht.

— P. So, meine Tochter? so! Nun, fahr' nur muthig fort;
Wenn's also sich verhält, ist ohne Fehl das Wort.

M. Nicht wahr, hochwürd'ger Herr? Gewiß, Ihr selbst müßt sagen,
Die Sünde ist nicht groß, solch Liebespfand zu tragen;
Denn, noch ein Zeichen vor, so wünscht's die Nachtigall,
Die im Gebauer klagt —

P. Schon schwier'ger wird der Fall;
Der Nachtigallen Brust girrt oftmals sünd'ge Töne —

M. So wünscht's im Kloster auch so manche junge Schöne —

P. O schweig, verirrtes Lamm, von solchem ird'schen Thun;
In heiliger Clausur soll Wunsch und Sehnsucht ruh'n!

N. Ei, Petrus wünscht' es auch, er, der Apostel Gröβte,
Eh' ihm des Engels Hand die Eisenfessel löste —

P. So kann's nicht Sünde seyn!

N. Nicht wahr, Herr Pater? nicht?
Gewißlich federleicht wird meiner Schuld Gewicht;
Denn, nur zwei Zeichen noch, und ohne diese wäre
St. Petrus, wie St. Paul, St. Ursel, wie St. Clära,
Die heil'gen Märtyrer, all' ohne Heil'genschein;
Sprecht, können diese zwei mein theures Pfand entweih'n?

P. Ist Alles, wie du sagst, du zagend Herz, so finde
Ich dich von Fehlern rein, und los von Schuld und Sünde;
Doch sprich das Wort nur aus —

N. Reimt fort, so wird Euch's klar;
Das Ganze pranget selbst auf Kanzel und Altar;
Drum — laβt das theure Pfand in meinem Busen sterben;
Ich werde doch gewiß das Himmelreich ererben!

F. Kind.

## 2.

## Charade.

Wir, die ersten beiden, oft beneidet,
Glücklich sind wir; leichten Träumen gleich,
Grüßen wir ein licht, ätherisch Reich,
Seh'n Gefilde reizend ausgebreitet,
Wie der Geist des Dichters überblickt,
Und in sehnsuchtweckend zarten Tönen
Rufen wir den Jünglingen und Schönen:
Scherzt und liebt! und seyd, wie wir, beglückt!

Wer das ist, was ihm die dritte nennet,
Heil ihm! er besitzt das schönste Gut,
Oft erkauft durch tapfrer Völker Blut,
Das, wofür der Edeln Seele brennet!

Aber weh dem Armen, den das Ganze
Fluchbelastet in das Elend weißt!
Oft schon riß es aus der Hoheit Glanze
Einen kühnen, unruhvollen Geist.
Eins nur kann ihm dann sein Loos versüßen:
Spricht ihn frei sein rettendes Gewissen.

Louise Brachmann.

## 3.

## Charade.

Kannſt du im wahren, ächten Sinn
Dich mit der erſten Sylbe nennen,
So geh' getroſt durchs Leben hin;
Du wirſt die rechte Bahn erkennen.
Kein Schickſal kann den Muth dir rauben,
Du bleibſt im Glück und Unglück Held,
Und, wo du biſt, wallſt du im Glauben,
Du ſeyſt für eine beßre Welt.

Den ſchlanken Sohn der alten Erde
Wirſt in der zweiten Sylbe du gewahr;
Er reicht oft Kühlung nach Beſchwerde,
Und findet doch an deinem Heerde
Sein heißes Grab faſt immerdar.

Willſt du nun nach dem Ganzen fragen?
Oft haſt du es entzückt geſchaut,
Wenn in der Kindheit goldnen Tagen
Der ſchönſte Abend dir gegraut;
Die goldne Frucht der Hesperiden
Kommt ſeinen Früchten nimmer gleich,
Und doch ſind jedem ſie beſchieden,
Er mag nun arm ſeyn oder reich.

Ernſt v. Houwald.

4.

## Worträthsel.

In drei Lauten nennt der Mann,
Was er schwärm'risch liebgewann;
Selig ist er, groß und reich,
Steht es vor ihm, Engeln gleich;
Lächelt es ihm hold, so schwillt
Seine Brust von Dank erfüllt.

Aber welche Todespein
Nimmt des Mannes Seele ein,
Ist das, was ihn hoch entzückt,
Felsenhart von dem umstrickt,
Was du in den Tönen hörst,
Wenn du ihre Reih' verkehrst.
Klang es erst wie Frühlingswehen,
Läßt es nun den Winter sehen.

Sz.

5.

## Räthsel.

Den Blicken will's den Durchgang nicht gestatten,
Und dennoch wirft es keinen Schatten;
Ist nicht ein großer Mann gemeint,
So sag', was ist es denn, mein Freund?

St. Schütze.

## 6.

## Worträthsel.

Komm, holdes Kind, mit stiller Lust
An seidne Fäden mich zu schnüren;
Ich werde deine weiße Brust,
Den weißen Nacken köstlich zieren.

Komm, holdes Kind, und brich die Frucht;
Dein Mund, ihr gleich, wird Labung finden —
Weh, Kind der Göttin! nimm die Flucht —
Ich kann dich an die Hölle binden!

Fleuch, junger Held, ich sprühe Glut,
Zu Mord und Brand mich zu erheben —
Zu spät! zu spät! schon sprützt dein Blut,
Und du verhauchst dein junges Leben.

F. Kind.

---

## 7.

## Logogryph.

Mit A Zugheere, schwarz, wie Kohlen,
Von böser Deutung und verstohlen;
Mit E seht Bachus Gut uns tragen,
Mit U J Jedem süß behagen,
Mit O die Damen prächtig kleiden,
Mit U den Volksstamm unterscheiden.

Haug.

---

## 8.

### Worträthsel.

Ich bin ein Vogel, von Federn gar schön,
Zwar selten nur hier in Europa zu seh'n,
Doch kennet mich jeglicher Knabe;
Auch putz' ich wol Gärten und Fluren heraus,
Und blühe am Busen bei freundlichem Schmaus,
Und diene bei Festen zur Gabe.

Vor Zeiten da macht' ich des Aufsehns gar viel,
Bald war ich sehr ernstlich, bald war ich nur Spiel,
Doch war ich geachtet von Allen,
Kannst du mich errathen, so geb' ich mich dir;
So will ich dir dienen zur festlichen Zier,
Und werde dir sicher gefallen.

Lina M.

## 9.

### Charade.

Du fragst, ob meine Liebe jemals Dir
Der ersten Sylbe Dornen werde tragen?
Vernimm, was Dir die letzten Beiden sagen;
Nein, Minna, fürchte nichts von mir!
Das Ganze müsse stets, Dein Leben zu verschönen,
Durch Deines Herzens Saiten tönen!

Sz.

## 10.

## An eine Freundin.

(Mit einem Geschenk, auf welches die Charade deutet.)

O zürn' an Deinem Wiegenfeste nicht,
Wenn leicht verschleiert die Charade spricht:
Mein Erstes ist das Höchste wol vom Golde;
(Nur füg' am Ende noch ein E hinzu!)
Monarchen tragen's selten; Aber, Holde,
Vom weiblichen Geschlechte bist es Du!
Mein Zweites frommt als Zierde nur am Tage;
Doch um die Dämm'rung wird es aufgestellt,
Daß es bei Nacht ein mildes Sönnchen trage,
Das nützlicher, als Mond und Sterne hellt.
Nichts aber, Theure, beut die Welt,
Was Deine Tugend überstrahle!
Mein Ganzes schwebt und flimmt im schönen Saale
Bei Spiel und Ball, Gespräch und Mahle,
In eignem und erborgtem Licht.

So schwebt, wenn Großes sich vergleichen
Mit Kleinem läßt, gesandt aus höhern Reichen,
Geahnt, gefühlt, allein gesehen nicht,
Der Genius des Wahren, Guten, Schönen
Ob Deinem Haupt, mit Segen Dich zu krönen.

Wenn Du des Räthsels noch nicht kundig bist,
So komm, und siehe, was es ist!

Haug.

## II.

## Charade.

Das erſte iſt der Räuber Sonne,
Doch ſchelten ſie's den Broddieb auch,
Das zweite ſtrahlt um die Madonne
In lichter Wölkchen Farbenhauch;
Das dritte zeuget Baum und Pflanze,
Trägt Wein und Garben, Menſch und Thier;
Das vierte war als Theil der Lanze
Beim Ernſtgefecht und Luſtthurnier.

Das Ganze find'ſt du auf dem dritten
Und wandelſt gern mit Liebchen drinn;
Doch iſt's als Bild auch wohlgelitten,
Aufdämmernd durch die Ferne hin;
Es iſt gemalt mit matten Tinten,
Doch, weil Beleuchtung ihm gebricht,
So ſucht's im Rücken ſie zu finden,
Leiht, wie ſein erſtes, Licht von Licht.

F. Kind.

## 12.

### Charade.

Die ersten beiden sucht im Sommer gern die Liebe,
Und, wer die letzte Sylb' mit Freundlichkeit empfieng,
Wünscht bei der Trennung Schmerz: ach, wenn sie länger bliebe!
Das Ganze ist ein Dorf am lieblichen Getriebe
Der Elbe, die es sanft mit Liebesarm umfieng.

Sz.

## 13.

### Räthsel.

Ich, heilsam und furchtbar, ein Nichts und Viel,
Des Irus Last und des Crösus Ziel,
Ich werd' als Uebel von Jenem erkannt,
Ein wahres Gut von diesem genannt,
Von Jedem aber mit Recht verbannt.
Wer meiner Forderung nicht genügt,
Ist zu beklagen und unterliegt;
Und wer mich entbehrt, die Kron' ums Haupt,
Ist eines hohen Vergnügens beraubt.
Doch, wenn mein Scepter den Völkern droht,
Dann wütet grausamer kein Despot;
Kalt opfre zu Tausenden ich dem Tod.

Haug.

## 14.

### Charade.

Ehrwürdig hebt das erste sich,
Ein hochgewölbtes Haus;
Das zweite aber zeichnet dich
Als den Gebieter aus.
Das Ganze, meist von Ritterstand,
Bezeichnet einen Mann,
Der Klosterregel nah verwandt,
Der tapfer zechen kann.

F. Kind.

## 16.

### Logogryph.

Sieben Zeichen nennen einen Mann
Hochberühmt durch seines Pinsels Kunst;
Noch ein Zeichen vor, so habt ihr dann
Einen Mann, beglückt durch Phöbus Gunst,
Und daß Niemand sie im Weiten suche,
Zeigt ein Blatt die Namen hier im Buche.

F. Kind.

# Erklärung der Tanztouren.

Quadrille I. Tour III. Zwey und Zwey Paar Ronds, dann läßt Paar 2 das Paar 1, und Paar 4 das Paar 3 durchgehen, wobey sie die Hände hoch halten.

Tour IV. Wieder 2 Ronds, dann läßt Paar 3 das Paar 2, und Paar 1 das Paar 4 durchgehen.

Quadrille II. Tour V. Paar 2 und 4 tanzen zusammen, halbe Rond, und auf die entgegengesetzten Plätze, Paar 1 und Paar 3 tanzen auf die Stelle von 2 und 4 und kleine Rond.

Douze I. Tour V. Die Damen haben Chaine en rond, und die Cavaliers tanzen einmal um die Damen herum.

Douze II. Tour VI. Sind zwey halbe Touren auf einmal gezeichnet. Zuerst tanzen die Damen, dann die Cavaliers.

Tour VII. Die Cavaliers geben sich die rechte Hand zum stehenden Stern, die Damen tanzen allein.

Tour VIII. Sind wieder zwey halbe Touren auf einmal gezeichnet. Zuerst tanzt Paar 1, 3 und 5, dann tanzt Paar 2, 4 und 6.

Doppel-Quadrille oder Eingeschlossene. Dieser Tanz kann seiner Stellung wegen nicht Seize genannt werden, weil es zwey Quadrillen sind, wovon eine in der Andern steht, und ist deswegen eine mit Buchstaben, die andere mit Zahlen gezeichnet.

Tour V. Erste halbe Tour Paar 2, 4, b und d bilden stehende Arcaden en rond, wodurch die andern tanzen. Zweyte halbe Tour das Entgegengesetzte.

Tour VI. Die Cavaliers bilden eine stehende Arcade übers Creutz. 1, 2, 3, 4 geben die linke Hand, a, b, c und d schließen sich auben an, stehen aber, indem sie den Andern die rechte Hand geben, mit dem Gesicht einen andern Weg.

Statt der gewöhnlichen Refrains bey Quadrillen kann folgende Abänderung angenehmer seyn.

Statt dem Geben der rechten und linken Hand. Paar 1 und 2 Moulinet und so Alle.

Statt dem Geben beyder Hände oder kleinen Ronds 2 und 2 Paar, wie sie hintereinander stehen; Ronds.

Statt dem Geben der Hände übers Creutz oder Allemandetour.

Doppeltes Moulinet, das heißt: es werden zuerst alle 4 rechten Hände oben, alle 4 linken Hände unten gehalten, dann alle 4 linken Hände oben, die rechten unten.

Dann: Chaine en quatre.

Dann: Stern von den Damen, und Chaine en rond von den Cavaliers um die Damen.

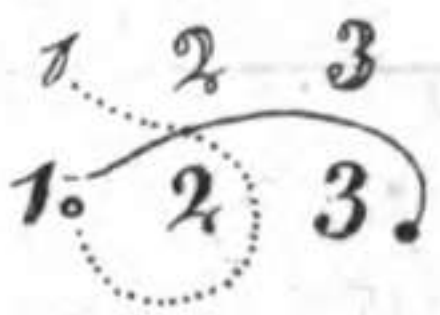
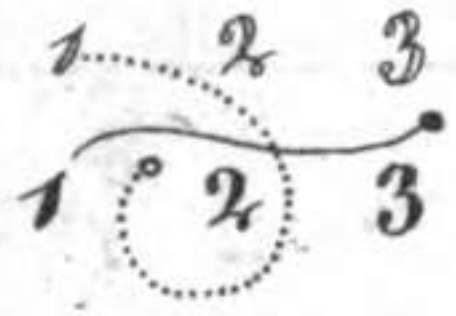
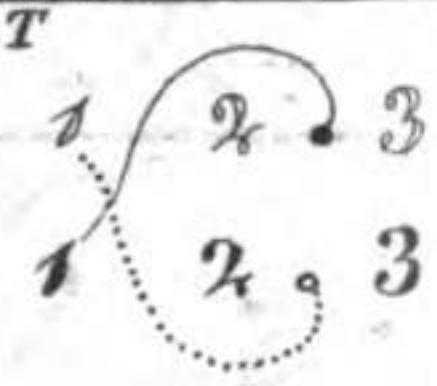
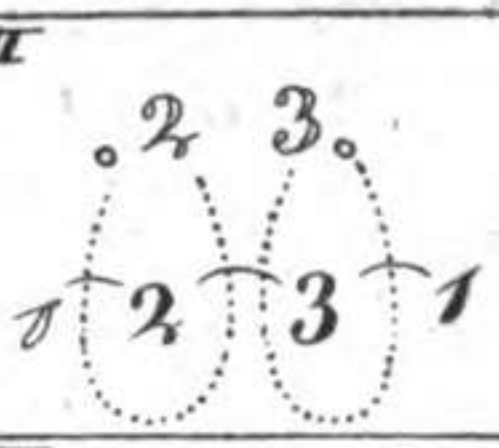
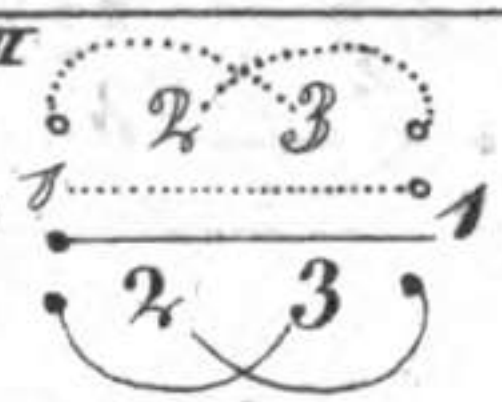
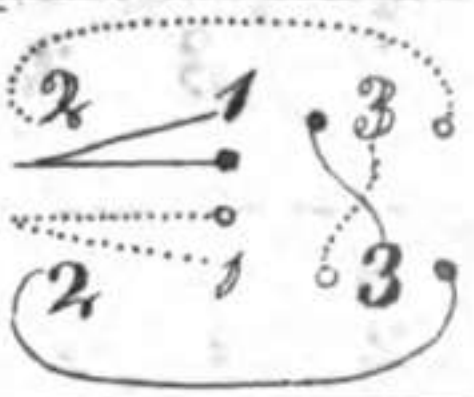
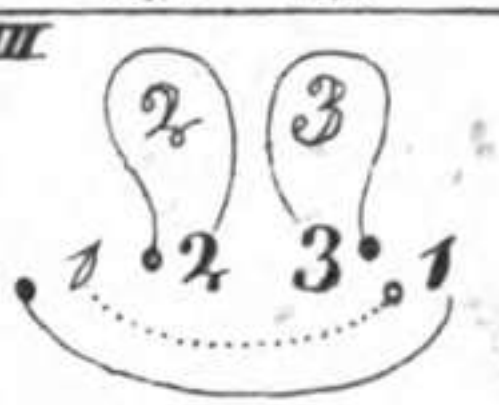
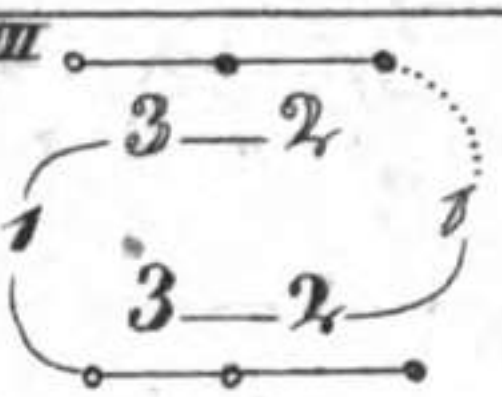
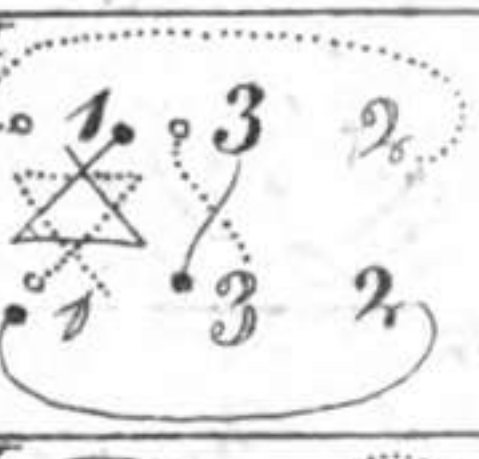
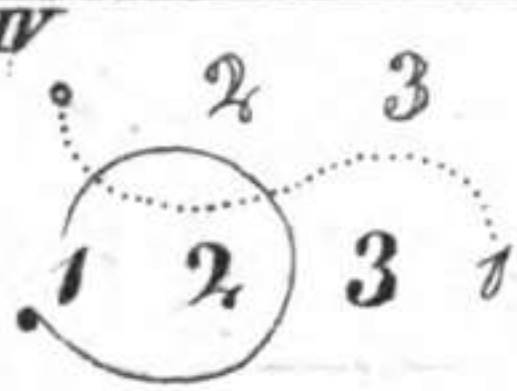
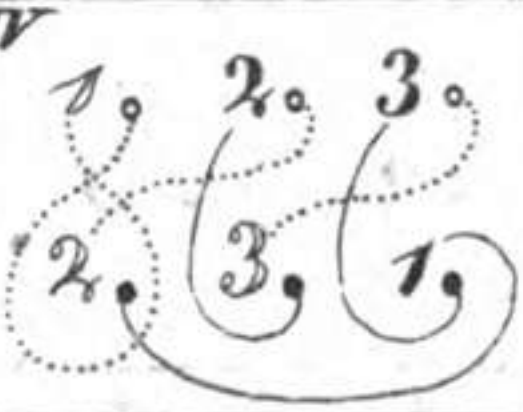
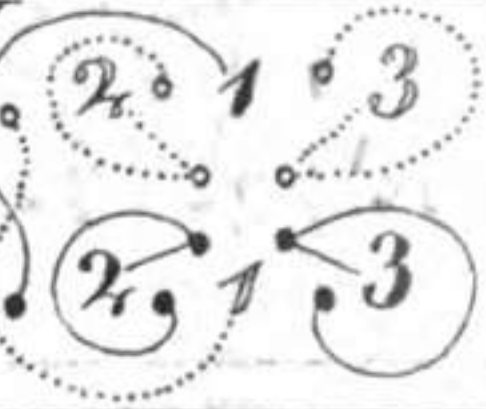
Dann: Stern von den Cavaliers, und Chaine en rond von den Damen um die Cavaliers.

Es ist auch kein Gesetz daß immer die nämlichen Paare inwendig, und die nämlichen auswendig stehen, nach Ende der letzten Tour können die Buchstaben hinein, und die Numern herausgehen, wobey vorausgesetzt wird, daß jedes Paar so gut, wie zwey Tänze tanzt, aber auch leinen muß.

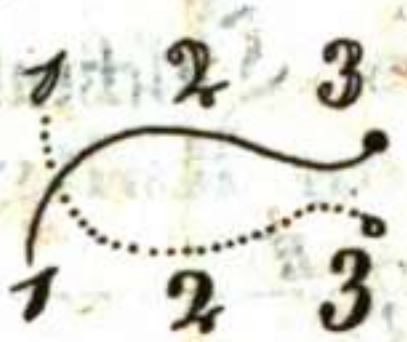
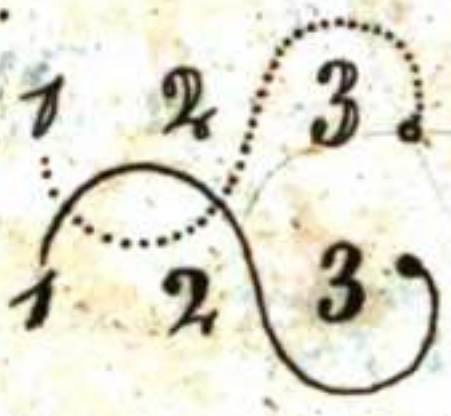
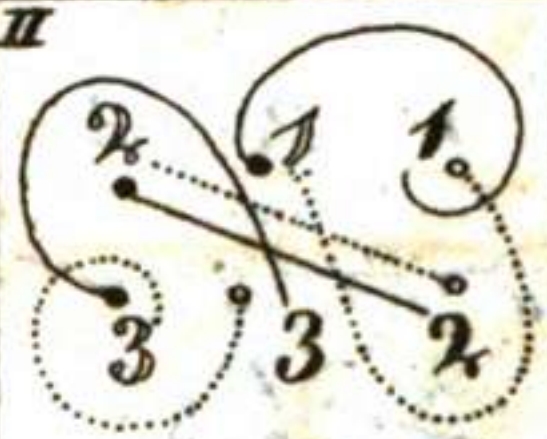
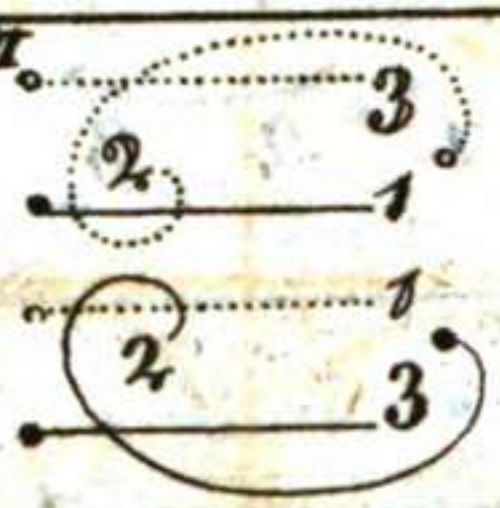
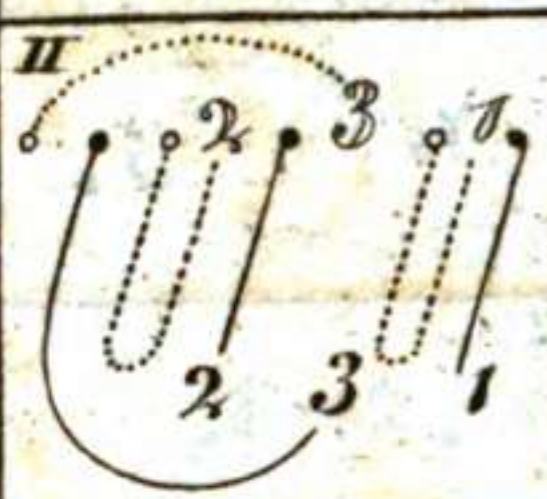
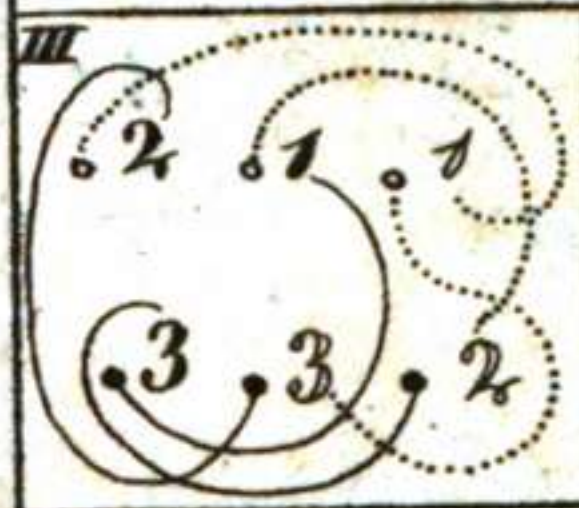
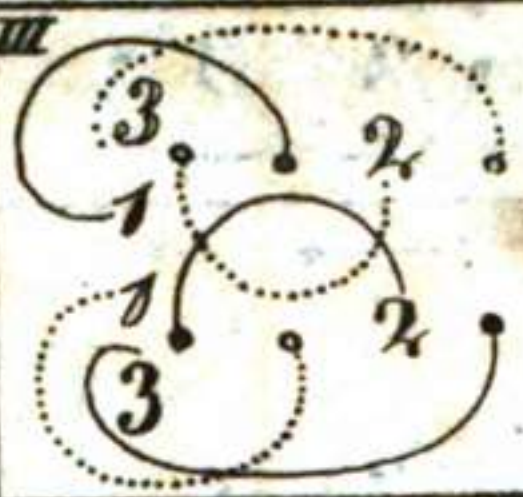
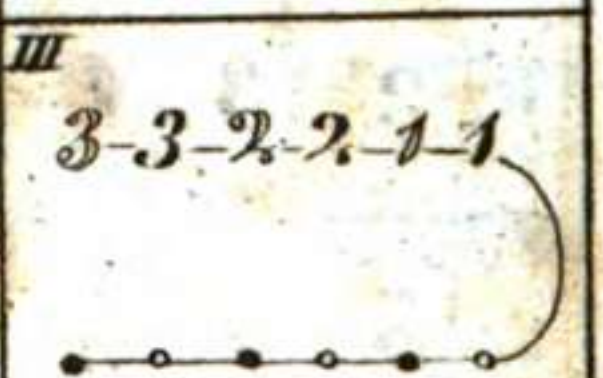
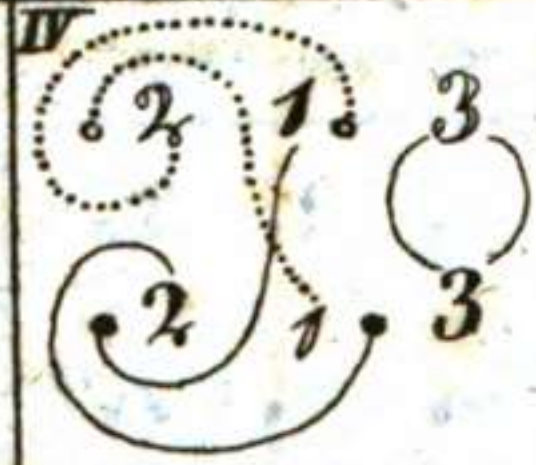
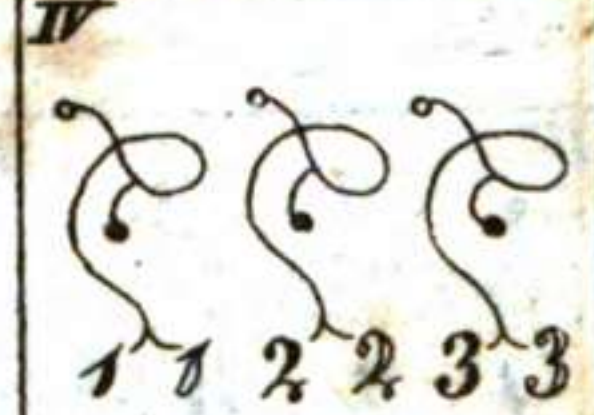
# TANZTOUREN

## zu Beckers Taschenbuch 1815

## von Roller.

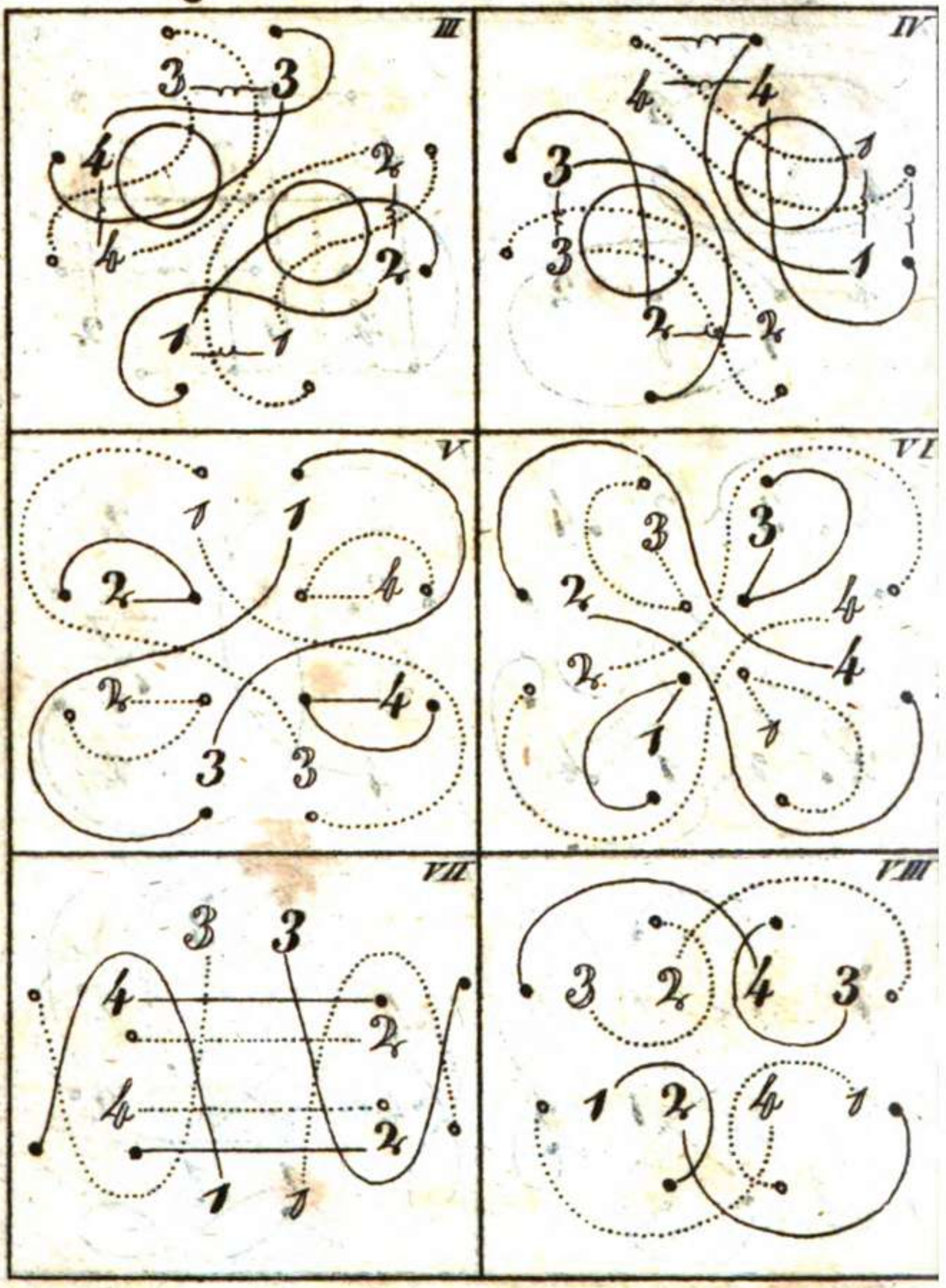
| *Angloise I.* | *Ang. II.* | *Ang. III.* |
|---|---|---|
| *I. Tour*  | *I. T.*  | *I. T*  |
| *II*  | *II*  | *II*  |
| *III*  | *III*  | *III*  |
| *IV*  | *IV*  | *IV*  |
| *V^te u VI^te Tour Chasseur od. Walzer.* | | |

# Ecoffaisen

| Eco I | Eco II | Eco III |
|---|---|---|
| I.T.  | I.T.  | I.T.  |
| II  | II  | II  |
| III  | III  | III  |
| IV  | IV  | IV  |

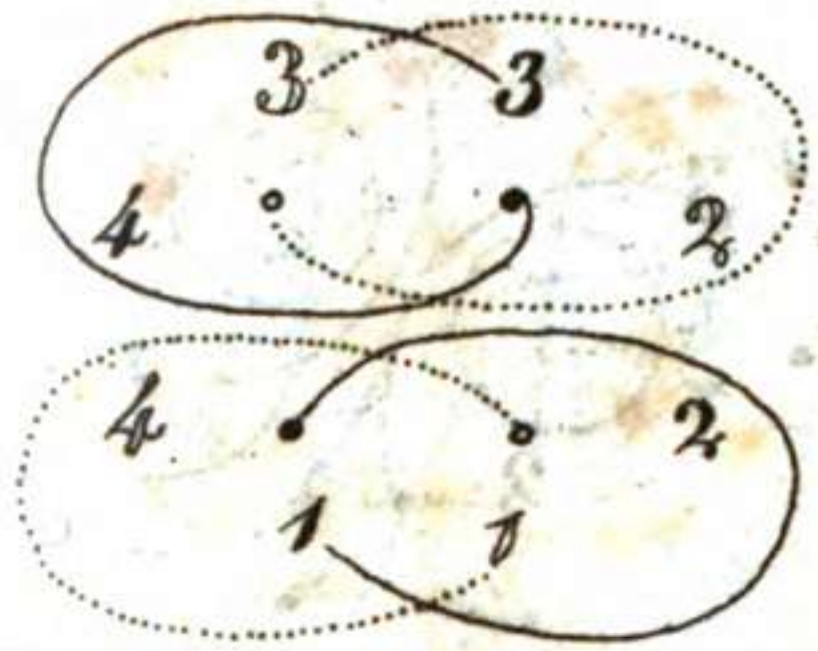
V^te u. VI^te Tour Chasseur od. Walzer

# Quadrille I. *I^re et II^e Tour Rond*

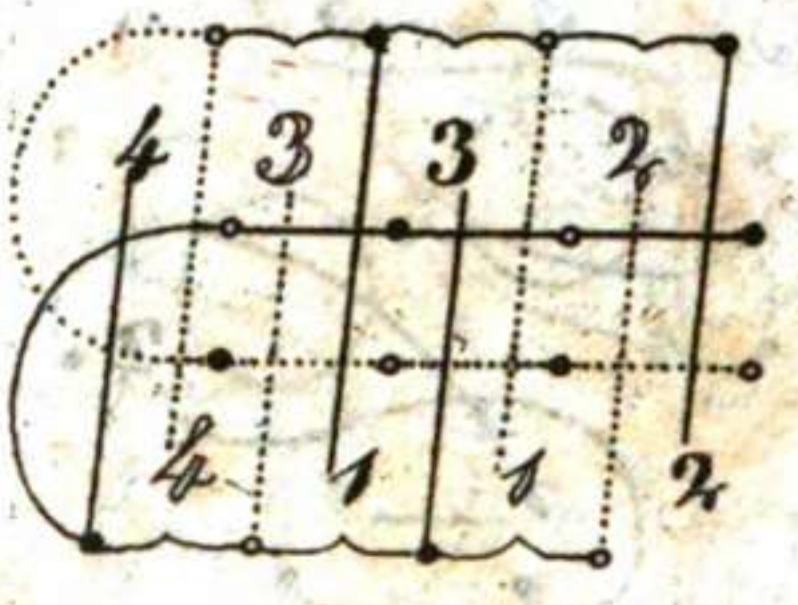


# Quadrille II. *I^te u. II^te Tour Rond.*

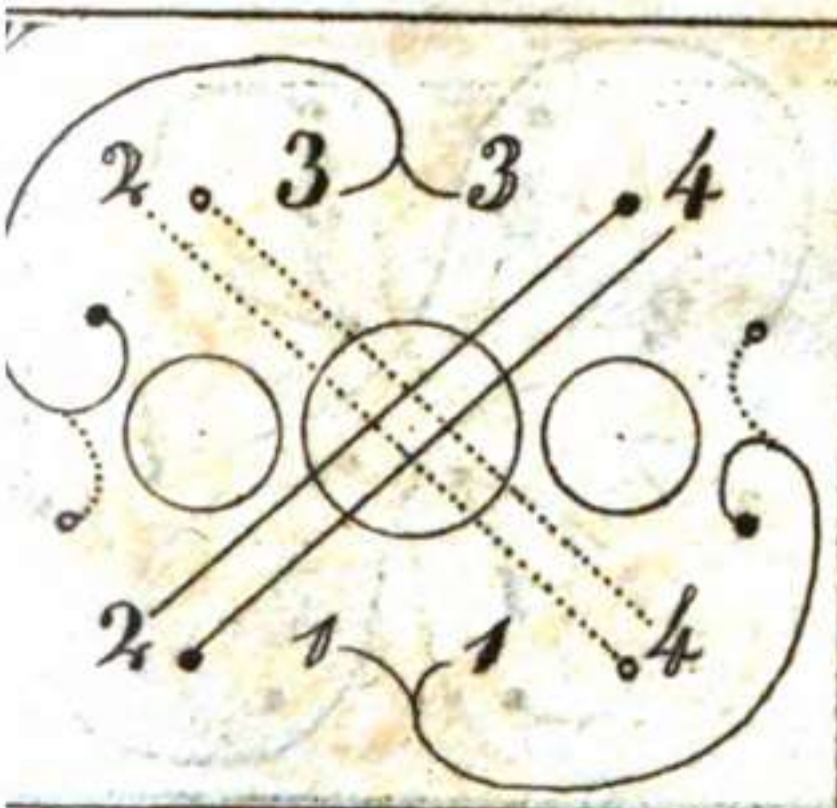
III



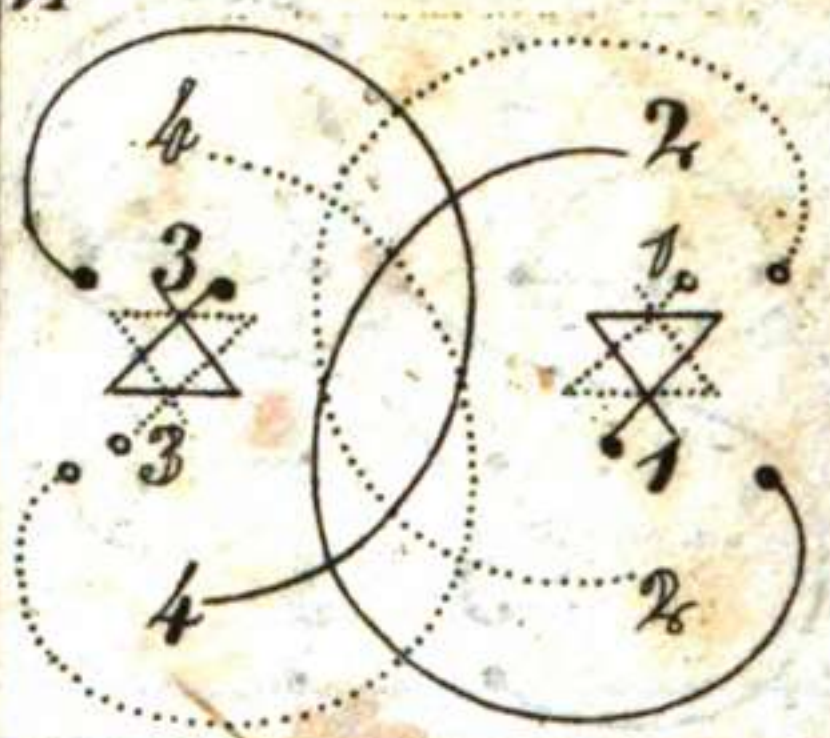

IV



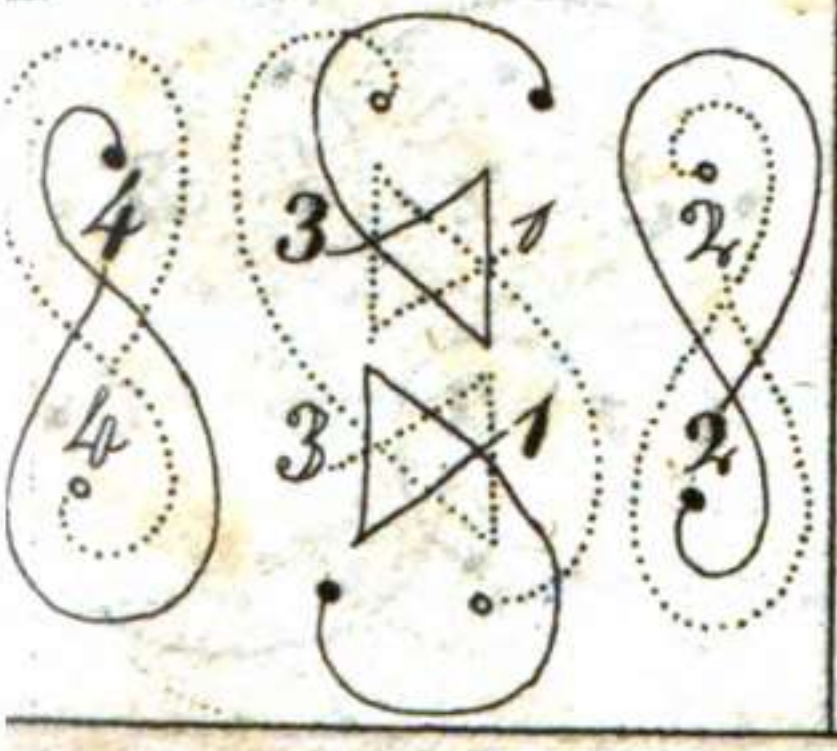

V



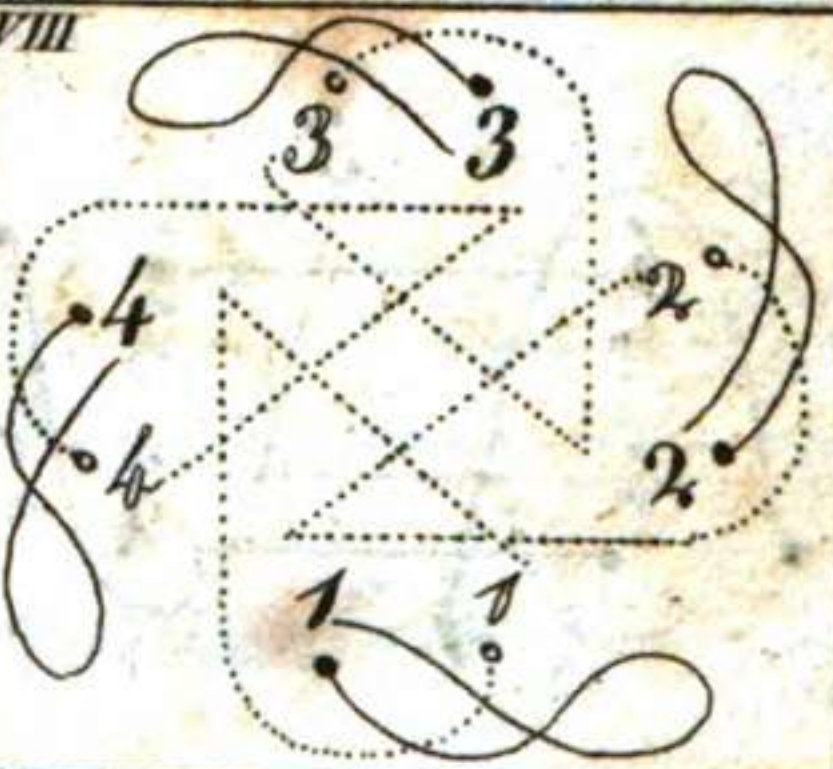

VI



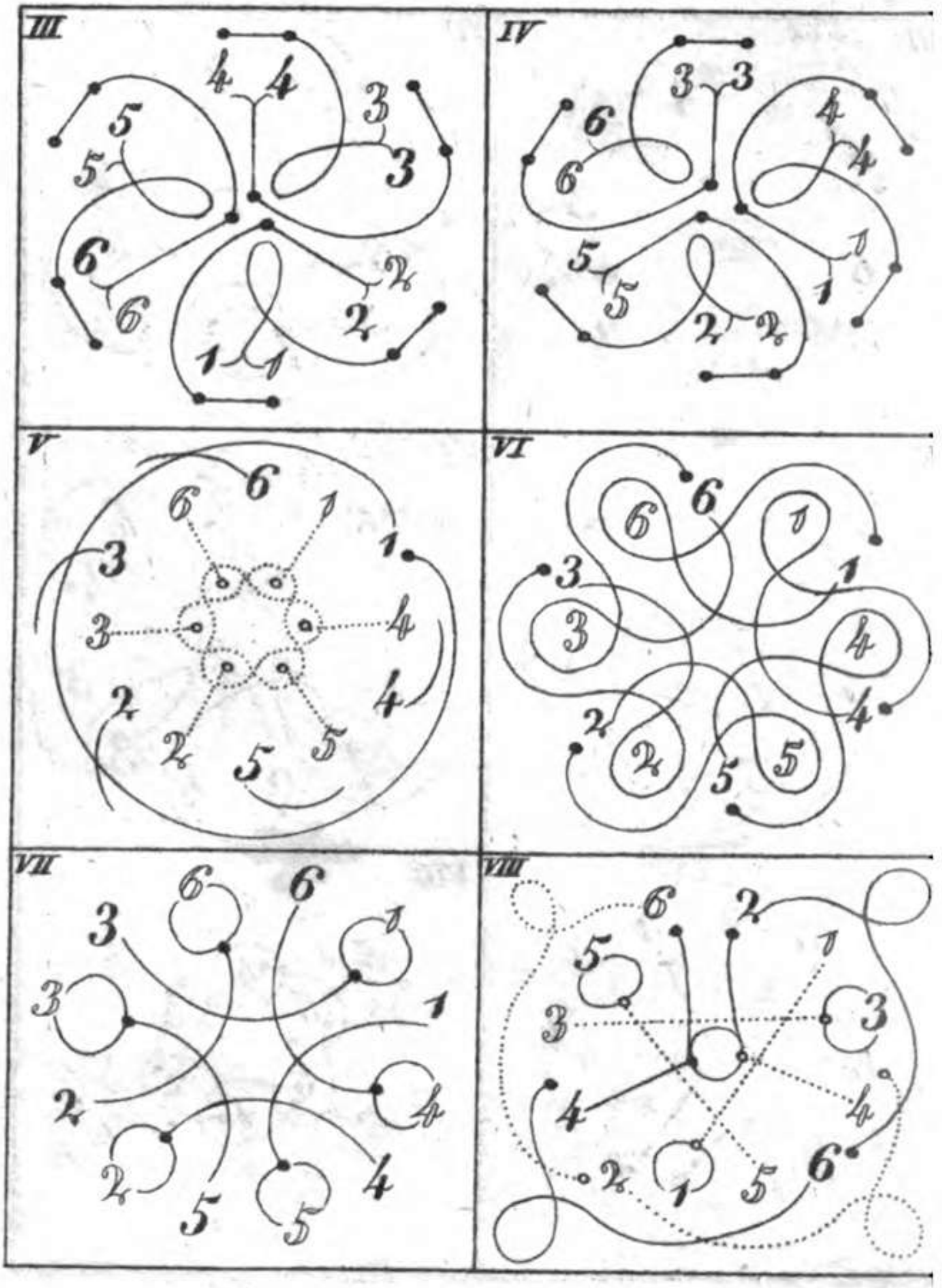

II




VIII

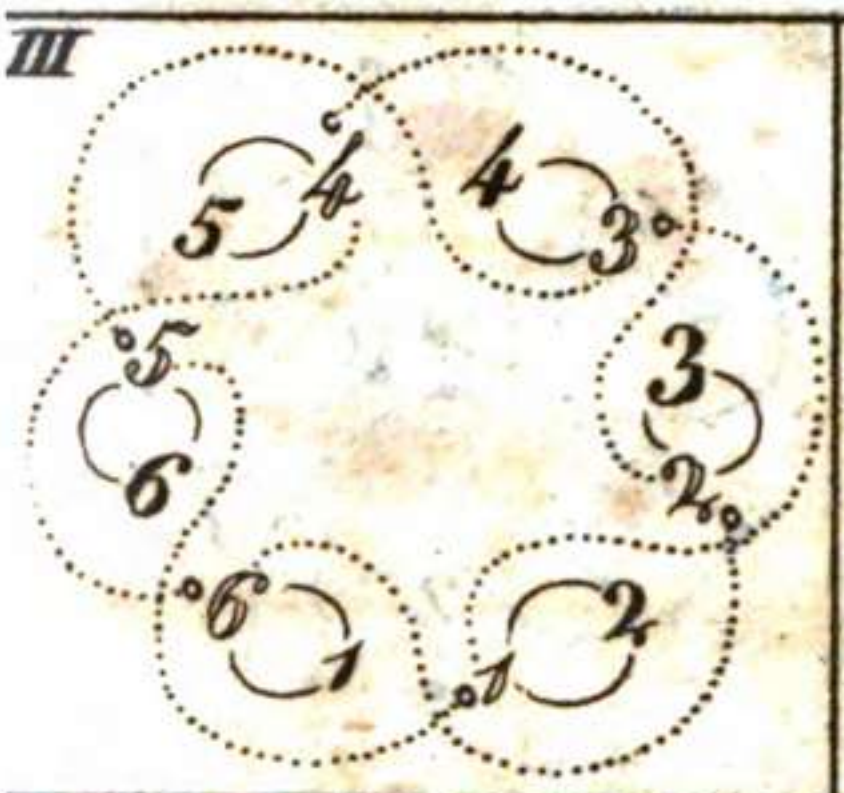


# Douze I. *I^te u. II^te Tour Rond.*

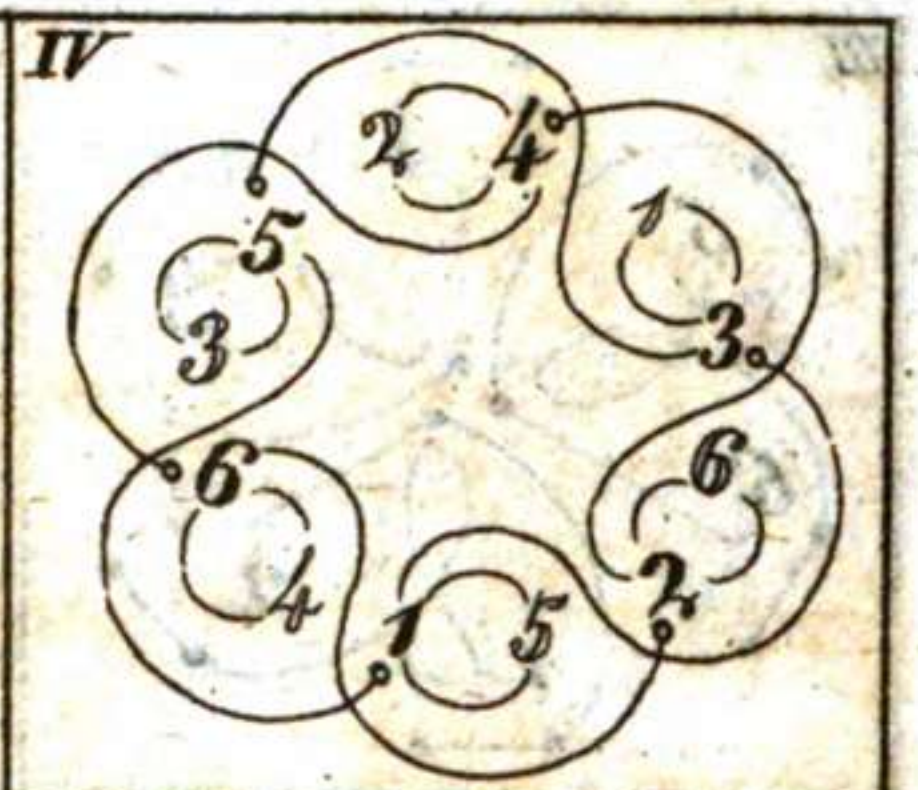


# Douze II. I^te u II^te Tour Rond

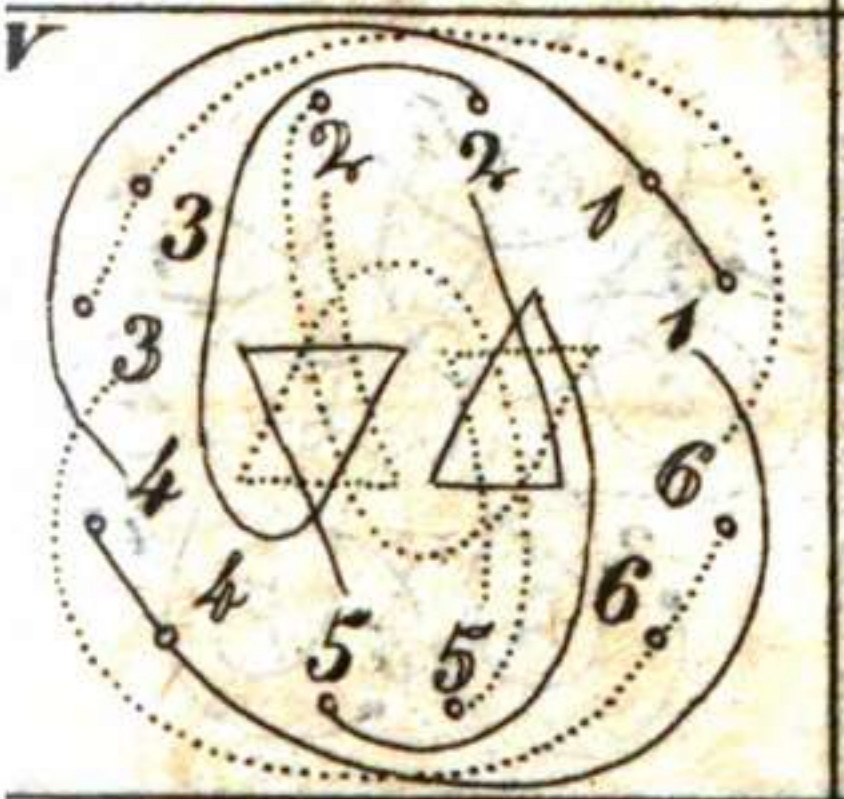
III



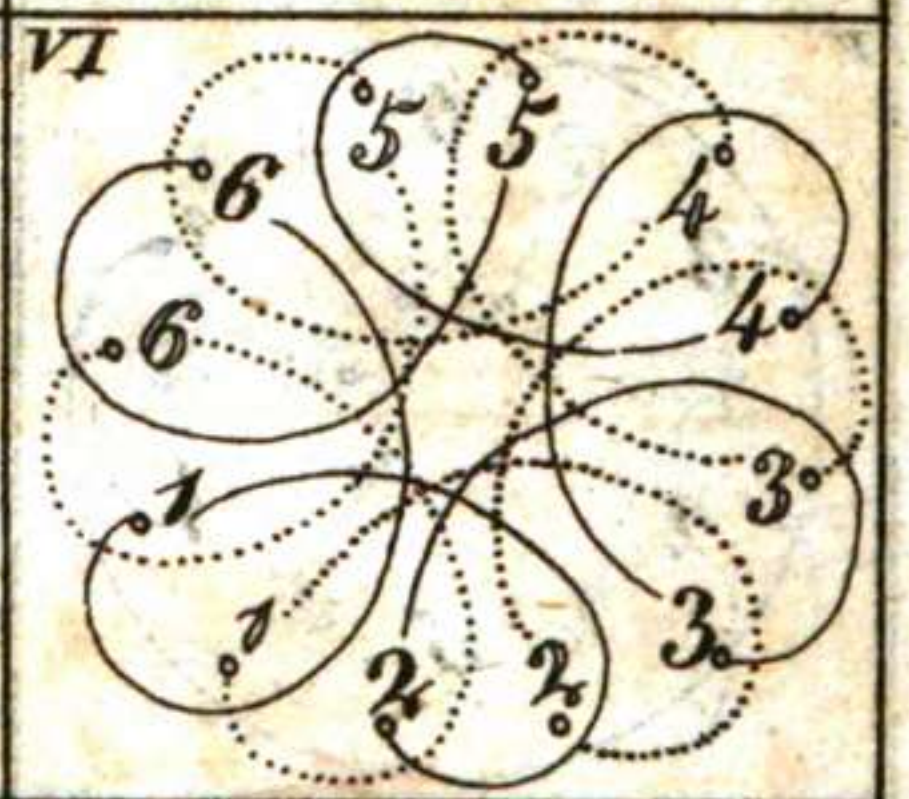
IV



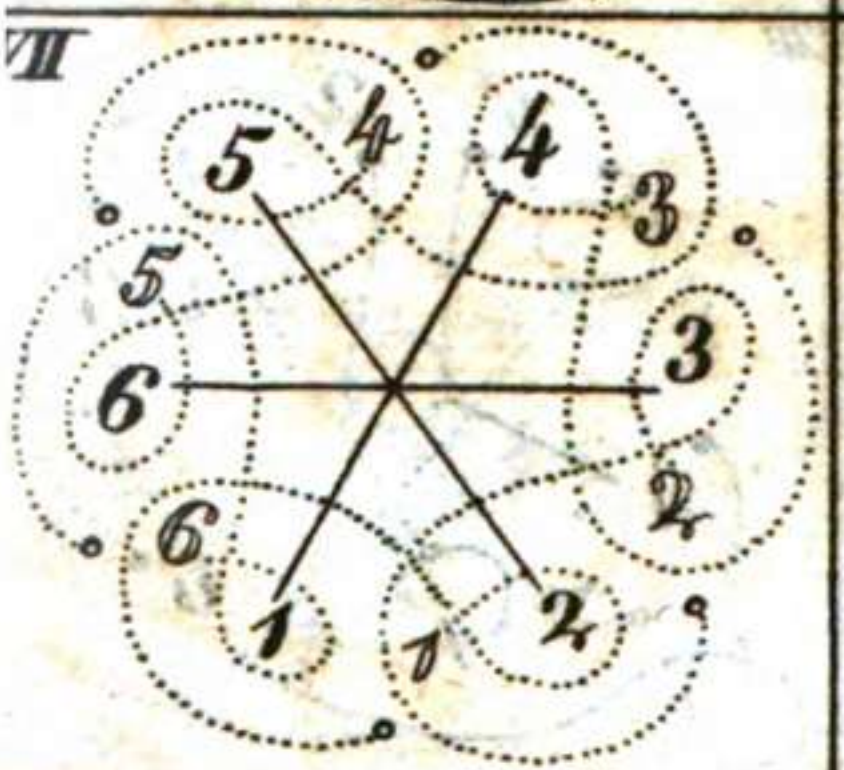
V



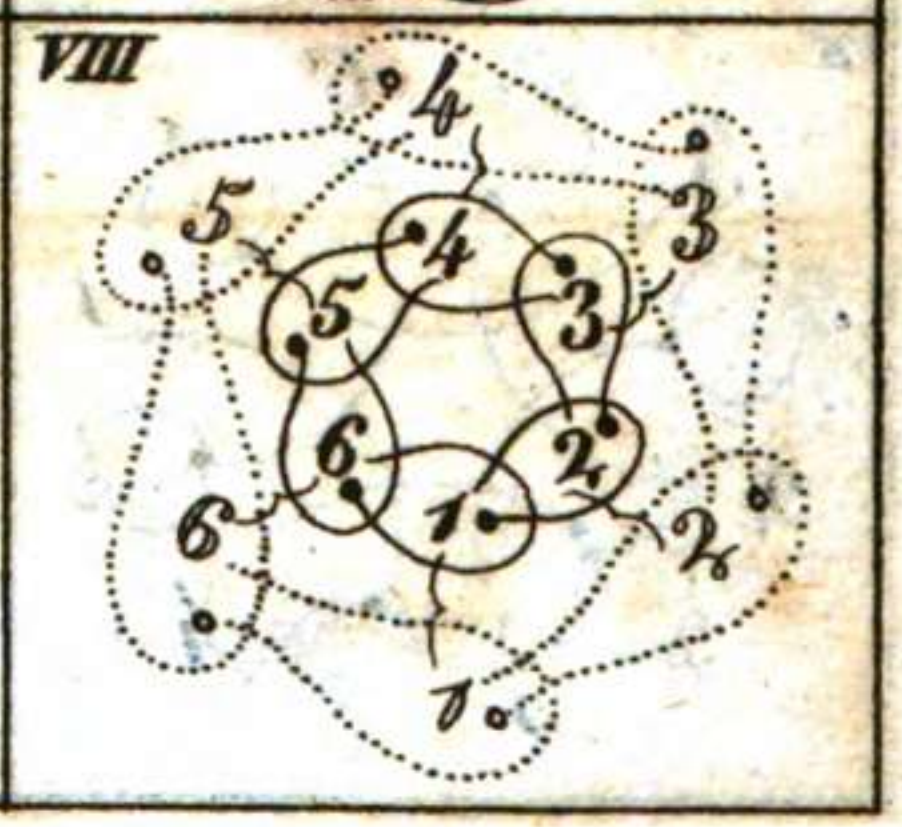
VI



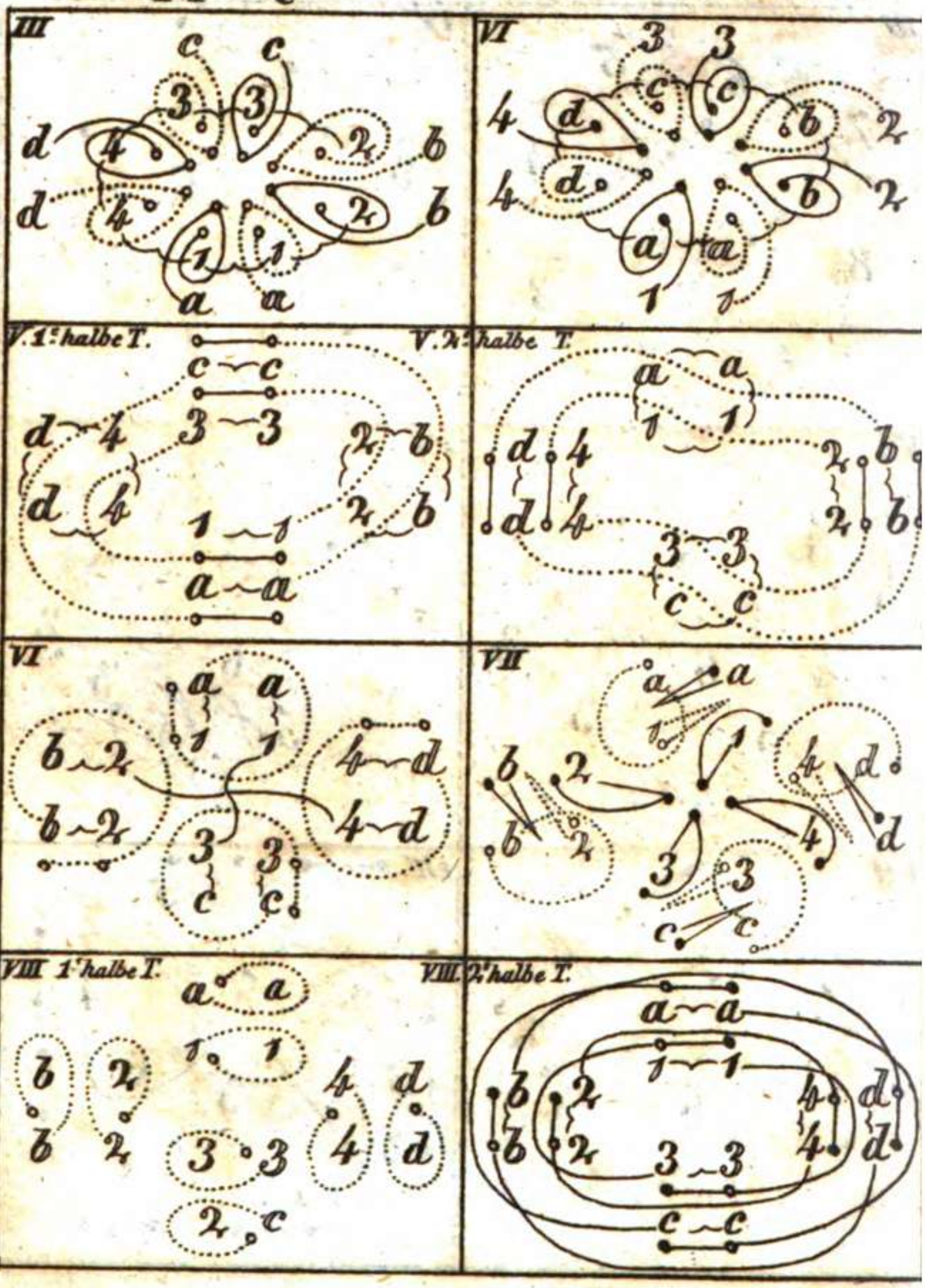
VII



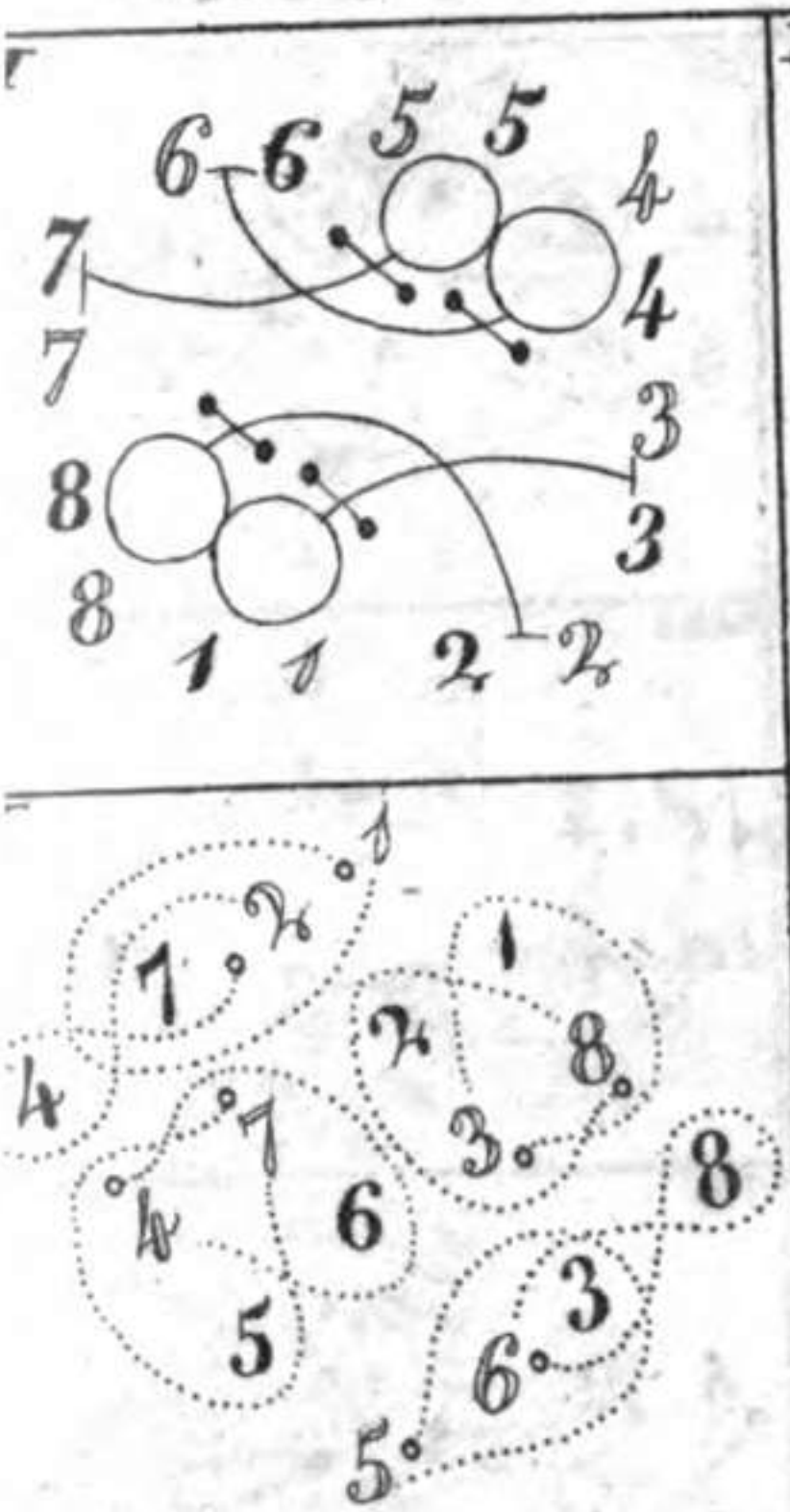
VIII

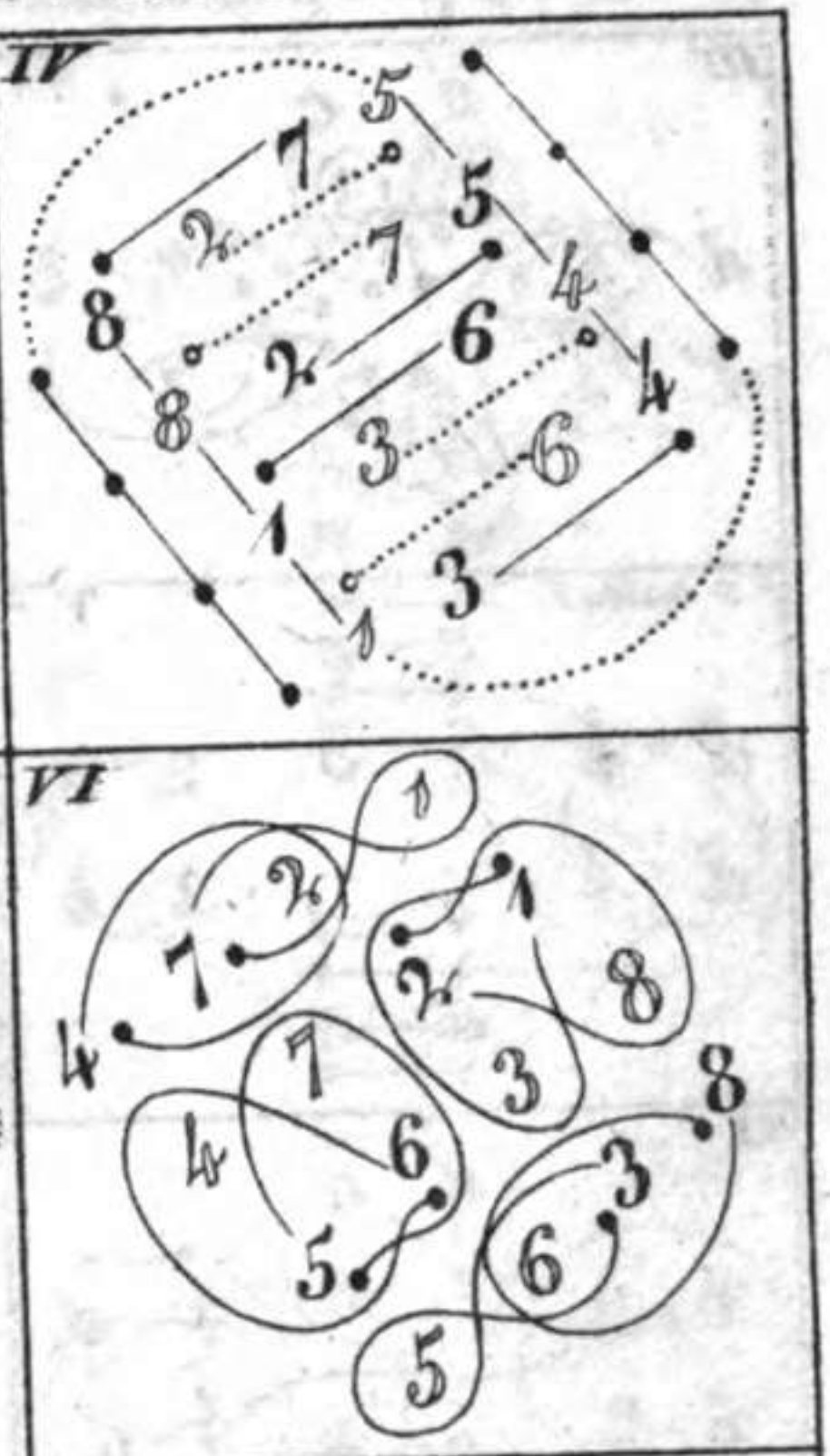


# Doppel Quadrille. I^te u. II^te Tour Rond.



# Seize. I^te u. II^te Tour Rond.

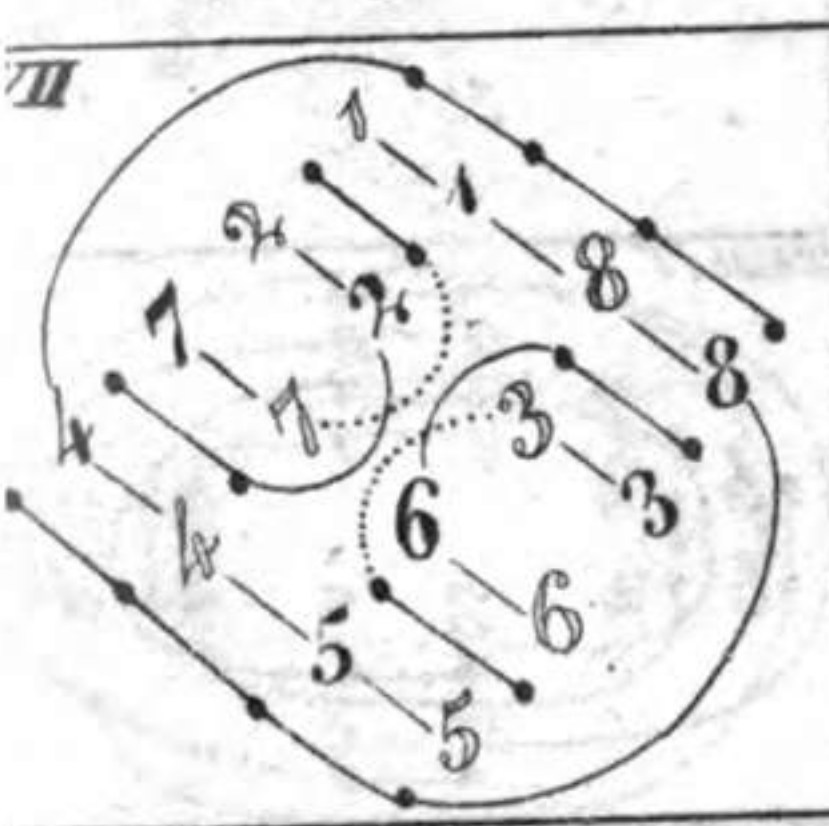


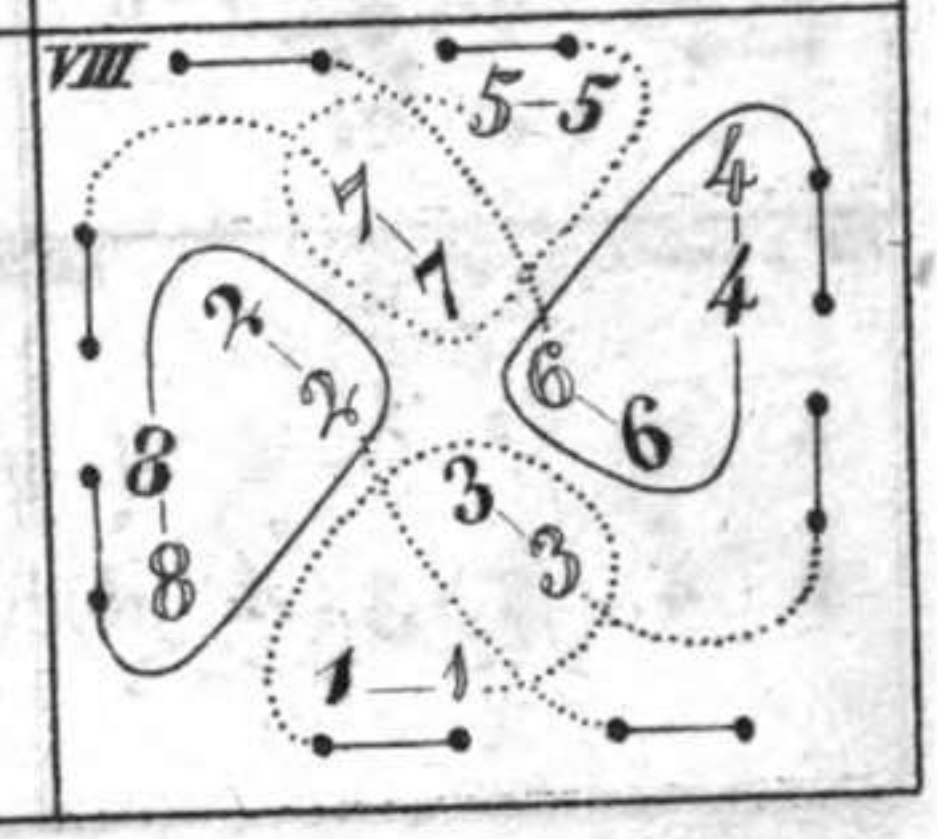









11045046

11045046

11045046

XX - XII.86

